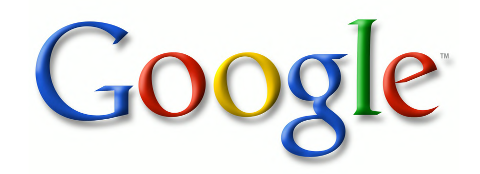
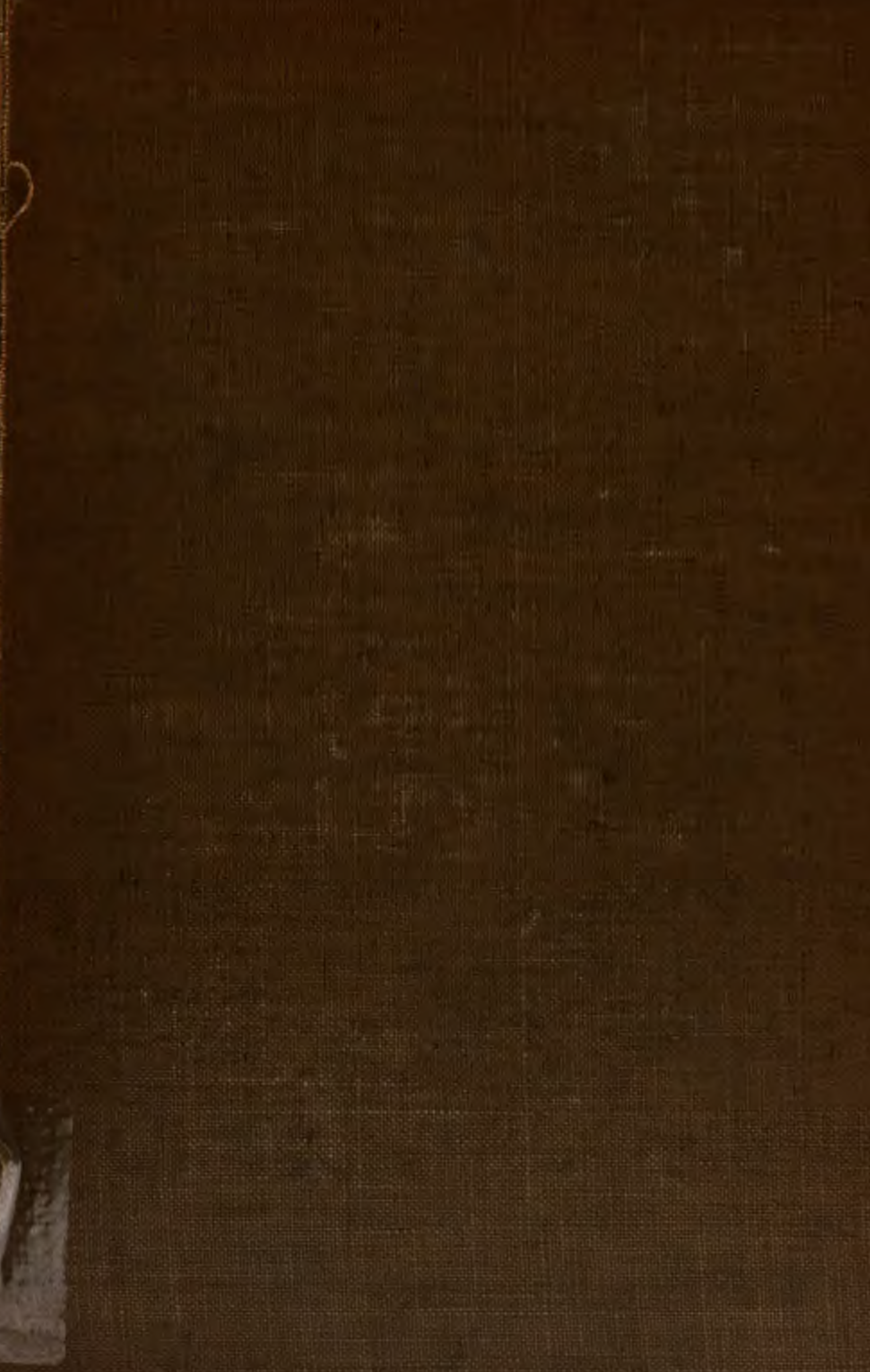






HISTORISCHE UND PHILOLOGISCHE AUFSÄTZE

ERNST CURTIUS

ZU

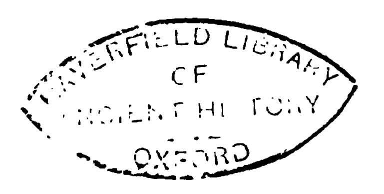
SEINEM SIEBENZIGSTEN GEBURTSTAGE

AM ZWEITEN SEPTEMBER 1884

GEWIDMET.

MIT VIER TAFELN UND MIT VIERZEHN ABBILDUNGEN IM TEXT.

BERLIN
VERLAG VON A. ASHER & CO.
1884.





INHALT.

I.

H. GERHARD LOLLING

Die Meerenge von Salamis.

Hierzu Tafel I.

1. Leros und Kynosura. In den Untersuchungen über die Schlacht bei Salamis und speciell in der Frage, wie die Aufstellung der persischen und griechischen Flotte erfolgt sei, gewinnt trotz einigem Widerspruch allmählich die Ansicht allgemeine Geltung, dafs unter unseren Quellen am meisten Gewicht auf die Darstellung Herodots zu legen ist, bei dem immerhin einiges Detail zweifelhaft bleiben kann, während der wesentliche Theil seiner Schilderung durch den anschaulichen Bericht in den Persern des Aischylos bestätigt und in einzelnen Zügen glücklich ergänzt wird.[1]) Die Schilderung Herodots trägt in ihrer gemessenen Einfachheit den Stempel innerer Glaubwürdigkeit. Nur in einem, nicht unwesentlichen Punkte, nämlich in der Erklärung der Stelle, an welcher Herodot Kynosura und Keos erwähnt, herrscht eine bis jetzt unaufgeklärte Dunkelheit. Ich benutze diese Gelegenheit zu dem Versuche, dieses Dunkel aufzuhellen und füge den weitern Versuch hinzu, hier noch einige andere topographische Fragen zu lösen, die uns bei der genaueren Untersuchung der salaminischen Meerenge entgegentreten.

Ich wende mich zunächst zu der eben erwähnten Stelle Herodots. Es sind die Worte, mit denen er schildert, wie der listige Anschlag des Themistokles, die Griechen zur Schlacht zu zwingen, durch die Stellungnahme der persischen Flotte zur Ausführung gelangte (VIII 76): *Τοῖσι δὲ ὡς πιστὰ ἐγίνετο τὰ ἀγγελθέντα, τοῦτο μὲν ἐς τὴν νησῖδα τὴν Ψυττάλειαν, μεταξὺ Σαλαμῖνός τε κειμένην καὶ τῆς ἠπείρου, πολλοὺς τῶν Περσέων ἀπεβιβάσαντο, τοῦτο δέ, ἐπειδὴ ἐγίνοντο μέσαι νύκτες, ἀνῆγον μὲν τὸ ἀπ' ἑσπέρης κέρας κυκλούμενοι πρὸς τὴν Σαλαμῖνα (ἀνῆγον δὲ οἱ*

1) Gegen G. Löschcke's Versuch, dem Ephoros gegen Herodot Geltung zu verschaffen (Jahrb. f. d. Phil. 115 (1877) S. 25 fg.), vgl. Duncker, Gesch. d. Alt. VII S. 282, Busolt, Rh. Mus. 38 (1883) S. 627 fg.

ἀμφὶ τὴν Κέον τε καὶ τὴν Κυνόσουραν τεταγμένοι) κατεῖχόν τε μέχρι Μουνυχίης πάντα τὸν πορθμὸν τῇσι νηυσί. τῶνδε δὲ εἵνεκα ἀνῆγον τὰς νέας, ἵνα δὴ τοῖσι Ἕλλησι μηδὲ φυγεῖν ἐξῇ, ἀλλ' ἀπολαμφθέντες ἐν τῇ Σαλαμῖνι δοῖεν τίσιν τῶν ἐπ' Ἀρτεμισίῳ ἀγωνισμάτων.

Diese Worte lassen wenig Zweifel übrig, dafs die nächtliche Flottenbewegung der Perser bezweckte, die griechische Flotte in der Hafenbucht der Stadt Salamis und längs der weiterhin sich nach dem Skiradion (Mitth. d. arch. Inst. I S. 127 fg.) hinziehenden Küste einzuschliefsen. Bei einer solchen Aufstellung lag die griechische Flotte im Angesicht der nach der Insel geflüchteten athenischen Bevölkerung und dem am Aigaleos gelagerten persischen Landheere gegenüber. Die Einschliefsung der Griechenflotte machte ein Entweichen, sei es nach dem Skiradion hin, wie es nach der Erzählung der Athener Adeimantos mit den Korinthern versucht hat, sei es an Psyttaleia vorbei, wo die Entscheidung stattfinden sollte, unmöglich. Die Perser hatten vor Beginn der Schlacht, darüber sind unsere Quellen einig, sowohl die westliche (megarische oder eleusinische) als die östliche Enge (bei Psyttaleia) in ihrer Gewalt. Wir haben nun genauer zu untersuchen, auf welche Weise sie nach Herodots Ansicht dies erreichten. Für die Enge von Psyttaleia bedarf es keiner weiteren Untersuchung, die Aussetzung der vornehmen Perser auf Psyttaleia beweist allein schon, dafs sie die beiden Meerstrafsen neben dieser Insel besetzt hatten. Schwieriger schien es, die Frage zu lösen, wie die Abschliefsung nach der eleusinischen Seite des Porthmos erfolgt sei und hier haben auch solche Historiker, die das gröfste Gewicht auf die Darstellung Herodots legen, die nur in den spätern Quellen überlieferte Nachricht, nach welcher eine Flottenabtheilung um die Südseite der Insel nach der megarischen Enge bei Budoron geschickt wurde, mit der Schilderung Herodots verschmelzen zu müssen geglaubt. Herodot, der davon nichts weifs, aber doch auch die Entscheidung durch die Abschliefsung nach beiden Seiten hin erfolgen läfst, mufs vielmehr mit seiner Darstellung deutlich genug zu erkennen gegeben haben, dafs durch die von ihm geschilderte Bewegung der persischen Flotte die griechische in der salaminischen Rhede eingeschlossen war. Es mufs dies in seinen Worten liegen und wir können es nur in der Stelle suchen, die allein noch einigermafsen dunkel geblieben ist, nämlich in derjenigen, die ich im oben mitgetheilten Text als Parenthese gekennzeichnet habe.

Zu den Worten *ἀνῆγον μὲν τὸ ἀπ' ἑσπέρης κέρας κυκλούμενοι πρὸς τὴν Σαλαμῖνα .... κατεῖχόν τε μέχρι Μουνυχίης πάντα τὸν πορθμὸν*

τῇσι νησοί, die dem Sinne nach eng zusammengehören, bilden die Anfangsworte des Cap. 85: *Κατὰ μὲν δὴ Ἀθηναίους ἐτετάχατο Φοίνικες (οὗτοι γὰρ εἶχον τὸ πρὸς Ἐλευσῖνός τε καὶ ἑσπέρης κέρας), κατὰ δὲ Λακεδαιμονίους Ἴωνες· οὗτοι δ' εἶχον τὸ πρὸς τὴν ἠῶ τε καὶ τὸν Πειραιέα* eine genaue Parallele. Aus den zur Erläuterung der ersten Stelle hinzugesetzten Worten *ἀνῆγον δὲ οἱ ἀμφὶ τὴν Κέον τε καὶ τὴν Κυνόσουραν τεταγμένοι* entnehmen wir nun, dafs der Westflügel der Perser vor dem Heranfahren an die Insel *ἀμφὶ τὴν Κέον*, der Ostflügel *ἀμφὶ τὴν Κυνόσουραν* aufgestellt gewesen war. Nach Ausführung ihrer Bewegung, bei der es namentlich darauf ankam, dafs der Westflügel bis Salamis vorgeschoben wurde, war der Halbkreis geschlossen und die Umzingelung ausgeführt. Was heifst nun aber *ἀμφὶ τὴν Κέον*? Die Worte sind unverständlich und es ist schon öfters vermuthet worden, dafs *Κέος* nicht hierher gehört. Statt *ΑΜΦΙ ΤΗΝ ΚΕΟΝ* ist offenbar *ΑΜΦΙ ΤΗΝ ΛΕΡΟΝ* einzusetzen, denn die gröfsere der in der Westenge liegenden Inseln führt noch jetzt wie das kleine Eiland zwischen Kalymnos und Patmos den antiken Namen Leros.[1])

Unter Kynosura haben wir dann, wie auch meist angenommen wird, die lange, höckrige Landzunge zu verstehen, die von dem Weichbilde der alten Stadt Salamis aus bis nahe an Psyttaleia ins Meer vorspringt und deren äufserstes Ende genauer als seilenische Klippen mit dem Kap Tropaia bezeichnet wurde. Letzteres heifst jetzt *Κάβο Βάρβαροι*.

2. Der Porthmos, Amphiale, die Pharmakusen und die andern Inseln der Meerenge. Vor dem Beginne der Schlacht in der Meerenge soll Xerxes den Gedanken gefafst haben, durch Aufschüttung von Dämmen und eine Schiffsbrücke (welche die Dämme verbinden sollte) seinem Landheere einen sicheren Zugang zur Insel zu verschaffen.[2]) Wäre dieser Plan ausgeführt worden, so hätte auch Themistokles nicht den Untergang seiner Mitbürger, die sich nach der Insel geflüchtet hatten, abwenden können. Das Projekt des Xerxes zu vereiteln, mufs für den athenischen Feldherrn mit ein Beweggrund gewesen sein, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um die Seeschlacht

---

[1]) Die nachfolgenden Bemerkungen liefern noch andere Belege, dafs sich gerade an der salaminischen Meerenge antike Namen erhalten haben. — Ein antiker Wachtthurm auf der Höhe der Insel beherrscht den eleusinischen Golf.

[2]) Der von Herodot (VIII 97) und Plutarch (Them. XVI) vertretenen Ansicht, dafs die Ueberbrückung nach der Schlacht versucht sei, haben sich u. A. Leake, Grote und Duncker angeschlossen. Die Eile, mit welcher Xerxes nach der Schlacht aufbrach, ist dieser Ansicht nicht günstig.

in der den Griechen mehr als den Persern günstigen Meerenge herbeizuführen.

Es versteht sich von selbst, dafs der Versuch, die Meerenge zu überbrücken, nur an einer der engsten Stellen gemacht sein kann. Uns liegen zwei genauere Angaben darüber vor. Die erste ist in folgenden Worten des Ktesias (Phot. ed. Bekk. S. 39) enthalten: *Ὁ δὲ Ξέρξης .... ἐλθὼν ἐπὶ στενότατον τῆς Ἀττικῆς (Ἡράκλειον καλεῖται) ἐχώννυε χῶμα ἐπὶ Σαλαμῖνα.* Damit hat bereits Leake (Dem. v. Att. S. 212 Anm. 475) die Bemerkung des Ephoros (Diodor XI 18) zusammengestellt, nach welcher die Griechen *τὸν πόρον μεταξὺ Σαλαμῖνος καὶ Ἡρακλείου κατεῖχον.* Die Vergleichung zeigt, dafs an ein Herakleion, das man gewöhnlich hart an der Bucht von Keratzini ansetzt, wenigstens im engeren Sinne nicht gedacht werden kann, denn die darauf bezogenen Ruinen liegen nicht an einer der engeren, sondern gerade an der weitesten Stelle der Meerenge und es kann also nicht daran gedacht werden, dafs die Perser eine Ueberbrückung von hier aus geplant hätten. Beide Stellen lassen sich nur vereinigen, wenn unter Herakleion im weiteren Sinne die unter dem Aigaleos und Salamis gegenüber liegende Küstenstrecke bis zur jetzigen Fähre, d. h. wie wir sehen werden, bis zum Kap Amphiale verstanden wird. Es konnte diese Küste nach dem einzigen bekannten Bauwerk an ihr benannt werden, ohne strenger genommen dazu zu gehören.

Genauer noch ist die zweite uns vorliegende Angabe. Sie findet sich in folgenden Worten Strabons (IX 395): *Εἶτα* (d. h. nach dem an Megara grenzenden Eleusis) *τὸ Θριάσιον πεδίον καὶ ὁμώνυμος αἰγιαλὸς καὶ δῆμος· εἶθ' ἡ ἄκρα ἡ Ἀμφιάλη καὶ τὸ ὑπερκείμενον λατόμιον, καὶ ὁ εἰς Σαλαμῖνα πορθμὸς ὅσον διστάδιος, ὃν διαχοῦν ἐπειρᾶτο Ξέρξης, ἔφθη δὲ ἡ ναυμαχία γενομένη καὶ φυγὴ τῶν Περσῶν· ἐνταῦθα δὲ καὶ αἱ Φαρμακοῦσσαι, δύο νησία, ὧν ἐν τῷ μείζονι Κίρκης τάφος δείκνυται.*

Ὑπὲρ δὲ τῆς ἀκτῆς ταύτης ὄρος ἐστίν, ὃ καλεῖται Κορυδαλλός, καὶ ὁ δῆμος οἱ Κορυδαλλεῖς· εἶθ' ὁ Φώρων λιμὴν καὶ ἡ Ψυττάλεια κτλ.

Wäre in dieser Stelle die Breitenangabe des Porthmos richtig überliefert, so genügte eine einfache Messung, die Stelle der Ueberbrückung wiederzufinden. Aber sie ist sicher falsch, denn nirgends gibt es in der Meerenge eine so schmale Stelle. Wir haben uns darum zunächst an die übrigen Angaben zu halten. Hier führt nun glücklicherweise die Bemerkung, dafs das Kap Amphiale, an welches der Porthmos stiefs, unterhalb eines Steinbruchs lag, direkt zum Ziel, denn dieser Steinbruch ist noch jetzt vorhanden und zwar gibt es an der Küste von Keratzini bis Skarmangá nur einen Steinbruch, näm-

lich den hart über dem Fährhaus, von dem man jetzt nach Salamis übersetzt.[1]) Die alte Fähre lag also ungefähr da, wo man jetzt übersetzt. Es ist die engste Stelle der Meerenge. Der jenseitige Landungsplatz liegt hart unter den Ruinen der Burghöhe der alten Stadt Salamis; ganz in der Nähe des diesseitigen entspringt am Meere eine kleine Quelle. Letztere liegt am Fufse des Hügels, der sich nördlich von der Steinbruchhöhe erhebt und auf seinem Gipfel die Ueberreste einer alten, bis jetzt unbekannt gebliebenen Ummauerung trägt, die zum Schutz der Quelle und des aufgemauerten, noch theilweise erkennbaren Uferwegs dienen konnte. Alles dies bestätigt, dafs auch im Alterthum hier die Fähre lag. Der Ufervorsprung unter der Steinbruchhöhe mufs somit als Kap Amphiale bezeichnet sein: der Name rührt vielleicht davon her, dafs die Ost-Westrichtung der Enge daselbst fast unvermittelt in die Süd-Nordrichtung übergeht, so dafs hier gleichsam zwei Meerengen zusammenstofsen.

Ein Blick auf diese Stelle der Enge gibt sofort die Ueberzeugung, dafs die persische Damm- und Schiffsbrücke nur hier geplant gewesen sein kann. Aufser dafs hier die Entfernung vom Festlande zum Inselufer die geringste ist, liegt mitten in der Enge zunächst dem Festlande benachbart eine Klippe und weiterhin die Quarantäneinsel Hag. Georgios: beide konnten gleichsam als Brückenpfeiler benutzt werden.

Messen wir jetzt die Breite der Meerenge an dem hiermit wiedergefundenen Porthmos, so ergibt sich mit völliger Sicherheit, dafs bei Strabon statt διστάδιος nur δεκαστάδιος gelesen werden kann. Zweitens müssen wir in der Klippe, die noch bei Strabons Zeiten weiter aus dem Meere hervorgeragt haben wird und noch jetzt, wie die englische Seekarte lehrt, nach allen Seiten von einem sehr seichten Wassergürtel umschlossen wird, die kleinere, in der Hag. Georgiosinsel aber die gröfsere der Pharmakussen mit dem Grabe der Kirke erkennen.

Hiermit ist der Inselgruppe im innern Theile des Golfes der alte Name wiedergegeben. Bekanntlich hatte man bis jetzt mit diesem die beiden unbedeutenden flachen Inselchen vor dem Kap Skarmangá belegt, die den Namen Κυράδες tragen. Ich will hier wenigstens ver-

---

[1]) Ich habe diese Küstenstrecke genau und oft genug untersucht, um die obige Behauptung aufstellen zu dürfen. Leake's Angabe (a. a. O. S. 159), dafs sich an der attischen Küste «Arpathoni» gegenüber, welches in der Bucht von Ambelaki gelegen sei, ein kleiner alter Steinbruch befinde, ist, was Namen und Lage der Insel anbetrifft, ungenau. Doch mufs er den über dem Fährhaus liegenden Steinbruch im Sinne gehabt haben, der indessen gröfser ist, als die meisten Brüche des Hymettos. Strabon erwähnt ihn nicht etwa wegen seiner auffallenden Gröfse, sondern um die Lage von Amphiale, namentlich für den Vorüberfahrenden, genau zu bestimmen.

suchen, auch diesen den alten Namen wiederzugeben, wobei ich von der Beobachtung ausgehe, dafs sich eine ganze Reihe antiker Namen in und bei der Meerenge zähe bis auf unsere Tage erhalten hat. So heifst das Inselchen Atalante jetzt Talandónisi, Psyttaleia ist noch nicht ganz unkenntlich zu Lipsokutáli entstellt, Leros ist ein ebenso sicher antiker Name wie Arpedoni (ἀρπεδόνη; so und nicht Arpathoni heifst das Inselchen südlich von der Megáli Kyrá). Danach braucht es wohl nur ausgesprochen zu werden, dafs die räthselhafte moderne Bezeichnung *Κυράδες* eine leichte Entstellung für *Χοιράδες* ist.

3. Der Hügel des Kychreus und das alte Salamis. *Ἀκτὰς ἀμφὶ Κυχρείας* (Aisch. Pers. 570) erkämpften die Griechen ihren schönsten Seesieg. *Κυχρεία* war wie *Σκιράς* ein alter sagenhafter, poetischer Name der Insel; beide tragen einen cultlichen Charakter und sind hergenommen jener von einer Höhe bei der Stadt Salamis, dieser von dem Vorgebirge, an dem ich Mitth. d. arch. Inst. a. a. O. die Ueberreste der Athena Skiras nachgewiesen habe.

Kychreus, heifst es (Str. 393; vgl. Eustath. zu Dionys. 511), erzog den *Κυχρείδης ὄφις*, den die Demeter in Eleusis zu ihrem Tempelwächter machte, nachdem Eurylochus ihn von der Insel vertrieben, die er verheerte. Diese Sage[1]) weist auf den mystischen Dienst des Heros und auf ein enges Verhältnifs zum nahen Eleusis hin. Wir werden so in die älteste Zeit der Geschichte unserer Insel eingeführt und erhalten, wenn wir nachweisen können, dafs so alte Cultlegenden sich an Punkte der nächsten Umgebung des geschichtlichen Salamis knüpfen, die Bestätigung für die noch umstrittene Ansicht, dafs die Stadt Salamis in späterer Zeit auf oder nicht weit von der Stelle ihrer ersten Gründung lag. Der Nachweis der genaueren Lage des Hügels, an den sich der Cult des alten mythischen Landeskönigs knüpfte, wird uns lehren, wie weit die bei Strabon a. a. O. vorliegende Notiz über die Verlegung des Hauptortes der Insel richtig ist.

Zur Wiederauffindung des Kychreushügels dienen uns zwei Angaben. Erstens ist bei Lykophron a. a. O. von Höhlen des Kychreus die Rede. Zweitens sagt Steph. v. Byz. u. d. W. *Κυχρεῖος πάγος, περὶ Σαλαμῖνα. Σοφοκλῆς Τεύκρῳ.* In dieser von Pausanias[2]) bestätigten An-

[1]) Eine andere, wie es scheint, jüngere Wendung der Sage läfst die Schlange, welche die Insel verheerte, vom Kychreus erlegt werden, der davon den Namen Anaxiphos erhält (Apollod. III 12 7, Schol. zu Lykophron 451).

[2]) Er erwähnt I 36 1 das Heiligthum des Kychreus bei Salamis und fügt hinzu, dafs der Gott während der im nahen Gewässer tobenden Schlacht in Drachengestalt zwischen

gabe kann unter Salamis nur die spätere Stadt Salamis verstanden werden, deren Ueberreste an der Bucht von Ambelaki und auf der Windmühlenhöhe liegen, welche die Bucht an der Nordseite überragt und ostwärts in die stumpfe Spitze Punta ausläuft. Wer einmal diese Bucht umwandert oder sie von Psyttaleia kommend durchsegelt hat, dem mufs ein an ihrem Südrande, der Puntaspitze gerade südlich gegenüber etwas vorspringender, rundgeformter Hügel ins Auge gefallen sein. Die Spitze dieses jetzt Magula genannten Hügels wird durch einen der bekannten grofsen Tumuli gebildet, deren Entstehung in die vorgeschichtliche Zeit zurückgeht. Vom Meere aus betrachtet scheint der Tumulus auf einer gewaltigen Polygonalmauer zu ruhen; in der That besteht dieser Fufs des Tumulus aus dem natürlichen rundgebogenen Felsrand, der sich senkrecht, von zahlreichen Rissen wie von Fugen unterbrochen, aufbaut. Unter diesem natürlichen Felsgürtel senkt sich der niedrigere Nordabhang des Hügels mit Gräbern und grofsen Quadern allmählich zum Meere hinab, schroffer ist der Hügelrand an der Ostseite, die der Stadt Salamis zugekehrte Westseite zeigt zahlreiche Höhlungen, in die bei unruhiger See die Wellen hineinbrausen. An die Südseite der Höhe lehnen sich alte Mauerzüge, die einen Theil des anstofsenden Landes bis zum Abhang des gegenüber aufsteigenden Hügelzugs umschlossen. Der Fufspfad am Ufer führt von Magula in 12 Minuten zur Hag. Trias am Südrande des Stadtgebiets von Salamis.

In diesem Hügel dürfen wir den *Κυχρεῖος πάγος* wiedererkennen. Die Grotten seines Westrandes sind die *Κυχρῆνος ἄντρα* des Lykophron und mochten dem gläubigen Auge als Lieblingsaufenthalt oder Geburtsstätte des Poseidonsohnes erscheinen. Das ummauerte Land am Südfufse bildete sein Temenos.

Dieser Kychreushügel war nun offenbar in alter Zeit enger mit dem Weichbilde der Stadt Salamis verknüpft als in der späteren, in welcher sich der Hauptheil derselben nach dem Windmühlenhügel hinzog. Darauf deutet die lange, schon auf der englischen Seekarte verzeichnete Mauer, die von der Magula aus den südlich ansteigenden Hügelrand emporläuft und dann westwärts dem Grate des Hügelzugs folgend, sich bis in die Nähe von Ambelaki hinzieht. Diese dem Dema zwischen Aigaleos und Parnes gleichende Mauer sicherte das

---

den Griechenschiffen aufgetaucht sei. Sein Cult in Athen (Plut. Thes. X) wird an diese Sage angeknüpft haben; Solon (Plut. Sol. IX) opfert dem Heros heimlich noch auf Salamis selbst.

Weichbild der alten Stadt gegen jeden von Süden, namentlich also von Aigina her drohenden Ueberfall und bildete, so lange ein solcher zu fürchten war, die natürliche Begrenzung der Stadt. Erst als Aigina gedemüthigt war, konnte Salamis sich ungestört nach seiner Burghöhe hinziehen, die ihm von jetzt an weniger gegen die Feinde, als gegen den Boreas Schutz zu gewähren hatte.

II.

HEINRICH GELZER

Kastor's attische Königs- und Archontenliste.

Unsere Kenntnifs von Kastor's, des Rhodiers Chronik, geht in der Hauptsache auf das Werk seines christlichen Nachfolgers und Nachahmers, Eusebios von Kaisareia, zurück. Im ersten Theil seiner Chronik handelt dieser S. 179 ff. ausführlich über die attische Königsliste. Darin befindet sich ein grofses Excerpt aus Kastor S. 181, 30 bis 183, 10.

Kastoris de Regno Atheniensium.

«Exponemus nunc Atheniensium quoque reges, incipientes a Kekrope, qui Diphyes cognominatus est et in Thimojitem desinemus. Verum enim vero omnium utique regum, qui Erekhthidae nominati sunt, tempus reperitur annorum CCCCL. Post quos regnum suscepit Melanthus Andropompi Pelensis, eiusdemque filius Kodrus; et regnaverunt ambo annos LII. [Sub finem regni statim steterunt principes usque ad mortem;][1]) a Kodro Makedoniorum stirpe incipientes et sub Alkmeone Eskhili desinentes. Tempus vero CC et novem annorum reperitur. Deinde per decennium principatum tenebant, qui erant VII numero, tenueruntque annos LXX. Postea annui a Kreonte principatum sumentes, desinunt sub Theophemo; cuius aetate omnino quidem nostrae regionis res praeclaraque gesta cessarunt.» Haec Kastor.

Darauf scheint aber das geistige Eigenthum Kastor's sich zu beschränken; denn die vorangehende Einleitung 179, 35—181, 28 zeigt in dem Timaeoscitat, in der Bestimmung von Ogygos' Alter und in der Erwähnung der *θαυμάσια μυθολογούμενα* deutlich die Benutzung des Julius Africanus; anderes, so die Synchronismen, sind Eusebios' Eigenthum, wie ihre Harmonie mit den Ansätzen des Kanons erweist.

---

[1]) Der Hierosolymitanus hat hier eine Lücke; dagegen bietet der Tochatensis die Worte.

Auch die auf das Kastorexcerpt bei Eusebios folgende Regenten- und Archontenliste zeigt gar keine Uebereinstimmung mit Kastor,

für die Erechthiden	429 J.	Kastor 450 J.
für Melanthos und Kodros	58 »	» 52 »
für die *ἄρχοντες διὰ βίου*	312 »	» 209 »

Was den letzten Posten bei Kastor betrifft, so ist es klar, dafs man mit C. Müller CCIX in CCCIX verändern mufs.

Die Zahl der zwei pylischen Könige hat man sich gewöhnt, seit Aucher in 58 zu ändern. Wir haben nämlich noch ein zweites Zeugnifs über Kastor's attische Königsliste im Kanon ad a. A. 880/1 (Arm. 889): Castoris de regno Atheniensium. Exponemus autem et Atheniensium reges cognomento Erechthidas a Cecrope difye usque ad Thymoeten quorum omne tempus invenitur ann. CCCCXXVIIII.[1]) Post quos suscepit regnum Melanthus Pyliensis Andropompi filius et huius filius Codrus qui imperarunt simul annis LVIII.[2]) Der Armenier bietet CCCCXLIX, worin C. Müller sehr mit Unrecht eine Variante zu der Kastor'schen Zahl 350 sehen will. Es ist lediglich ein Schreibfehler für die bei Hieronymus richtig überlieferte Zahl; diese ist aber die genuine Summe des Eusebios, welcher im ersten Theil, in beiden Versionen des Kanons und ebenso in der armenischen Series Regum 429 Jahre bis Thymoites zählt. Wer aber nur wenig eingehend mit dem Kanon sich beschäftigt hat, weifs, wie häufig hier Eusebios eignes Gut unter fremder Etiquette ausbietet, und wie wenig Autorität den dortigen Zahlen gegenüber denen des ersten Theiles innewohnt. Es leidet gar keinen Zweifel, dafs auch in unsrer Stelle einfach die Kastorischen Zahlen durch die eusebianischen ersetzt sind, mithin ist dieses Fragment völlig autoritätlos. Es fehlt uns also jegliche Controlle über die im ersten Theile der Chronik allein genuin überlieferten Kastorzahlen. Möglich wäre immerhin, dafs Kastor bei seinen vielfachen Eigenheiten für die beiden Pylier 52 Jahre gerechnet hätte; indessen näher liegt die Annahme einer Verschreibung in den durchaus nicht alten armenischen Handschriften. Gerade die unmittelbar folgende Königsliste zeigt bei Kekrops und Amphiktyon in den Zahlen gleichfalls Schreibfehler, welche hier jedoch durch die griechische Parallelüberlieferung des Panodoros corrigirt werden.

Bei dem Herstellungsversuch der Kastorischen Liste ist von der Erechthidenzahl 450 auszugehen. Um die Einzelposten Kastor's wieder-

---

[1]) Bongarsianus und Middlehillensis CCCXXVIIII.

[2]) Regius LVIIII.

zugewinnen, müssen wir einen Blick auf die uns erhaltenen Listen werfen. Eusebios selbst hat Kastor sicher weder im ersten, noch im zweiten Theil seiner Chronik benutzt; die Einzelposten, wie die Summe, stimmen in der Ueberlieferung der 429 Jahre überein. Warum sollte er z. B. nicht so gut, wie bei der assyrischen Liste, wieder einmal nach Cassius Longinus gegriffen haben? Von den übrigen fällt Synkellos resp. Panodoros aufser Betracht, da er in der Hauptsache Eusebios folgt; auch Africanus hat, wie der Barbarus ausweist, einen andren Katalog benutzt. Es bleibt das zwar liederlich überlieferte, aber aus interessanten Quellen schöpfende *χρονογραφεῖον σύντομον*. Wir haben einen absolut festen Zeitpunkt, da Kastor *Ἰλίου ἅλωσις* 1193 setzt.[1]) Dies mufs also Menestheus' letztes Jahr sein.

In der Liste des *χρονογραφεῖον σύντομον* ist Pandion I fälschlich Kekrops genannt; dann regiert *Ἐρεχθεύς ἔτ. γ'*; allein Mai's lateinische Uebersetzung hat annos 50, wie die gesammte übrige Ueberlieferung. *γ* ist aus *ν* verschrieben. Zwischen Oxyntes und Thymoites mufs noch Apheidas eingeschoben werden, welcher überall nur ein Jahr regiert. Nach *ετ. λα* konnte *ετ. α* leicht ausfallen. Mit dieser einzigen, ebenso einfachen, als sichern Emendation erhalten wir genau Kastor's Summe 450 Jahre. Die hergestellte Liste ist demnach folgende:

Κέκροψ ὁ διφυής	*ἔτ. λ'*
Κραναός	*ἔτ. ϑ'*
Ἀμφικτύων	*ἔτ. ι'*
Ἐριχθόνιος	*ἔτ. νγ'*
[*Πανδίων*]	*ἔτ. μ'*
Ἐρεχθεύς	[*ἔτ. ν'*]
Κέκροψ ὁ γηγενής	*ἔτ. μγ'*
Πανδίων	*ἔτ. κϑ'*
Αἰγεύς	*ἔτ. μη'*
Θησεύς	*ἔτ. λδ'*
Μενεσθεύς	*ἔτ. κϑ'*
Δημοφῶν	*ἔτ. λγ'*
Ὀξύντης	*ἔτ. λα'*
[*Ἀφείδας*	*ἔτ. α'*]
Θυμοίτης	*ἔτ. ι'*

In diesen Zahlen sind, abgesehen von kleinen Abweichungen, (Erichthonios, Kekrops II., Theseus) wie sie die Spätern und gerade

[1]) Euseb. ed. Schoene, I. App. S. 214. A. von Gutschmid: Beiträge zur Geschichte des alten Orients S. 123. Mehr in dem demnächst erscheinenden zweiten Bande des S. Julius Africanus.

Kastor lieben, nur zwei Zahlen auffällig, die des Kekrops I und des Oxyntes. Letzterer hat im Vergleich zu den andren Listen eine um beinahe zwei Decennien erhöhte Regierungsdauer, jener 30 statt 50 Jahre. Es ist klar, dafs zwischen beiden Zahlen ein Verhältnifs besteht. Der frühe Ansatz von *Ἰλίου ἅλωσις* hat Kastor veranlafst, die Zeit zwischen diesem Ereignifs und der Einsetzung des Melanthos zu verlängern und dementsprechend ist die vortroische Epoche verkürzt.

Interessant ist auch die Distinction der beiden Kekrops. Der erste ist *διφυής*, nach bekannter Erklärung so viel, als bilinguis; als eingewanderter Aegypter kann er nicht *γηγενής* sein; dies Epitheton kommt vielmehr dem zweiten Kekrops zu. Das ist offenbar kein müfsiger Einfall des compilirenden Byzantiners, sondern ältere Chronographenweisheit. Kastor wäre dafür entschieden nicht zu gut.

Für die pylischen Könige sind nach dem obigen höchst wahrscheinlich 58 Jahre zu rechnen. Die lebenslänglichen Archonten im *χρονογραφεῖον σύντομον* können nicht aus Kastor stammen; denn die Summe desselben auch nach C. Müller's Emendation bleibt immer noch bedeutend hinter der jener Chronik zurück. Ebenso beruhen die von Eusebios abweichenden hohen Summen des Ariphron und des Thespieus nicht auf Verschreibung, sondern werden durch die Liste des Africanus geschützt. Am nächsten kommt Kastor offenbar der Katalog des Eusebios, welcher nur drei Jahre mehr zählt; eine Herstellung im Einzelnen ist unzulässig.

Kastor's Athenerliste ist demnach folgende:

Kekrops I	30 J.	1568–1539
Kranaos	9 J.	1538–1530
Amphiktyon	10 J.	1529–1520
Erichthonios	53 J.	1519–1467
Pandion I	40 J.	1466–1427
Erechtheus	50 J.	1426–1377
Kekrops II	43 J.	1376–1334
Pandion II	29 J.	1333–1305
Aigeus	48 J.	1304–1257
Theseus	34 J.	1256–1223
Menestheus	29 J.	1222–1194

Kastor's Jahr beginnt im Herbst.[1]) Also reicht Menestheus' letztes Jahr vom Herbst 1194 bis Herbst 1193. Dafs dies sein Jahr von *Ἰλίου ἅλωσις* sei, zeigt seine assyrische Liste, wo er dies Ereignifs

[1]) G. F. Unger: Philol. Anzeig. 1881, S. 83.

417 Jahre vor das mit dem Herbst 777 beginnende Jahr, d. h. vor Ol. I, 1 setzt.

Demophon	33 J.	1193—1161
Oxyntes	31 J.	1160—1130
Apheidas	1 J.	1129
Thymoites	10 J.	1128—1119
Melanthos	37 J.	1118—1082
Kodros	21 J.	1081—1061
die lebenslänglichen Archonten	309 J.	1060—752
Charops	10 J.	751—742
Aisimides	10 J.	741—732
Kleidikos	10 J.	731—722
Hippomenes	10 J.	721—712.
Leokrates	10 J.	711—702
Apsandros	10 J.	701—692
Eryxias	10 J.	691—682
Kreon		681

Kreon, der erste ἐνιαύσιος ἄρχων, entspricht demnach Ol. XXV, 1. Es verlohnt sich, diesen Ansatz mit denen der andren Chronographen zu vergleichen.

Am nächsten kommen Dionysios und Eusebios, welche beide Kreon 682/1 = Ol. XXIV, 3 ansetzen. Dionysios identificirt zweimal (I, 71 u. 75) Charops erstes Jahr mit Ol. VII, 1 = 752/1, woraus sich der Kreonansatz von selbst ergiebt. Eusebios setzt Charops in Ol. VII, 1[1]) = a. Abr. 1264, was dem im Herbst beginnenden Jahre 753/2 entspricht. Ebenso bestimmt er Kreons Epoche in Ol. XXIV, 3 = a. Abr. 1334 = 683/2. Die Abweichungen von Dionysios sind also nur scheinbare und erklären sich aus dem verschiedenen Jahresanfang. Ohne Frage geben Beide Eratosthenes' Ansatz wieder.

Julius Africanus (bei Synkellos S. 400) setzt Kreon 903 Jahre vor Philinos, dessen Jahr er in Ol. CCL, 1 setzt und mit dem Weltjahr 5723 und dem Consulatsjahr des Gratus und des Sabinianus (= 221 p. Chr.) correspondiren läfst. Kreon fällt mithin in das Weltjahr 4821 = 682; im Hochsommer dieses Jahres nimmt das dritte Jahr der XXIVsten Olympiade seinen Anfang. Auch sein Ansatz ist also mit den vorerwähnten identisch.

Andre Ansätze divergiren mehr oder weniger stark.

---

[1]) Die eusebianischen Olympiaden hat nur der Armenier.

Ein Jahr höher geht das Marmor Parium, welches Kreon 420 Jahre vor Archon Diognetos (Ol. CXXIX, 2 = 263/2), also Ol. XXIV, 2 = 683/2 ansetzt.[1])

Der von Pausanias benutzte chronologische Aufrifs setzt Aisimides' fünftes Jahr (IV, 5, 10) in Ol. IX, 2 = 743/2, und dafs hier kein Schreibfehler vorliegt, zeigt IV, 13, 7, wo das Ende des ersten messenischen Krieges angesetzt wird in Ol. XIV, 1 = 724/3 *'Αθήνησι Μεδοντιδῶν τὴν ἀρχὴν ἔτι ἐχόντων τὴν δεκέτιν, καὶ ἔτους Ἱππομένει τετάρτου τῆς ἀρχῆς ἠνυσμένου.* (Dies, weil die Capitulation von Ithome stattfindet *περὶ τὸν ἐνιαυτὸν λήγοντα.*) Endlich überliefert noch Panodoros (bei Synkellos S. 400, 4) *ἡ δὲ τῶν ἐνιαυσίων* (sc. *ἀρχόντων ἀρχὴ*) *ἤρχθη τῷ ͵δωδ΄ ἔτει τοῦ κόσμου, Κρέοντος πρώτου ἄρχοντος ἡγησαμένου ἐπὶ τῆς ιθ΄ ὀλυμπιάδος, οἱ δὲ ἐπὶ κέ.* Mit letzterm Ansatz ist deutlich der Kastor's gemeint; über den ersten wage ich keine Vermuthung.

Wir haben demnach für Kreon folgende Ansätze:

1.	Unbekannter Chronograph	Ol. XIX
2.	Pausanias	Ol. XXIII, 2 = 687/6
3.	Marmor Parium	Ol. XXIV, 2 = 683/2
4.	Dionysios	Ol. XXIV, 3 = 682/1
5.	Africanus	Ol. XXIV, 3 = 682
6.	Eusebios	Ol. XXIV, 3 = 683/2
7.	Kastor	Ol. XXV, 1 = 681/0

Wir haben mithin zwischen den verschiedenen Ansätzen eine Discrepanz von mindestens 22 oder im höchsten Falle von 25 Jahren. Ein Blick auf die armseligen Reste der Archontenliste vor Drakon zeigt uns aber auch, was dieselbe werth ist. Von sieben uns bekannten Ansätzen sind zwei bei Dionysios, vier bei Pausanias, einer im Marmor Parium überliefert. Natürlich geben diese lediglich die Meinung der drei divergirenden, von ihnen benutzten chronologischen Handbücher wieder; eine absolut sichre Fixirung der betreffenden Archonten ist demnach unmöglich. Der einzige Archon dieser Epoche aufser Kreon, dessen Zeit mehrfach überliefert wird, ist Tlesias; neben dem Zeugnifs des Marmor Parium,[2]) welches sein Archontat 418 Jahre vor Diognetos setzt, haben wir das des Pausanias IV, 15, 1: *ἔτει . . . τετάρτῳ . . . τῆς τρίτης καὶ εἰκοστῆς ὀλυμπιάδος, ἣν Ἴκαρος Ὑπερησιεὺς ἐνίκα στάδιον. Ἀθήνησι δὲ οἱ κατ' ἐνιαυτὸν ἤδη ἄρχοντες ἦσαν, καὶ Ἀθηναίοις Τλησίας ἦρχεν.* Demnach ist Tlesias anzusetzen:

---

[1]) E. Dopp: quaestiones de Marmore Pario S. 60, 61.

[2]) Hier heifst der Archon allerdings Lysias, offenbar ein Schreibfehler des Steinhauers.

Nach Pausanias: Ol. XXIII, 4 = 685/4.
Nach dem Marmor Parium: Ol. XXIV, 4 = 681/0.

Also, wo doppelte Ueberlieferung vorhanden ist, weichen auch die Ansätze ab. Sicher ist nur, dafs Tlesias in der Archontenliste als dritter *ἐνιαύσιος ἄρχων* eingetragen war.[1]) Sein Jahr bleibt so gut, wie das des Kreon, in der Schwebe.

Aber woher diese Unsicherheit, da doch die Athener gleichzeitige, mithin authentische Archontentafeln zum mindesten seit Begrenzung der Magistratur auf ein Jahr besafsen?[2])

Die Archonten des VII. Jahrhunderts sind eben nicht, wie die des V. ehrsame Spiefsbürger, welche stillvergnügt sich der Ehre freuten, als Kalendermänner an der Spitze der Urkunden und officiellen Erlasse zu stehen. Sie waren in That und Wahrheit Jahrkönige der Adelsrepublik, und die fähigsten und ehrgeizigsten Männer begehrten nach dieser vielumworbenen Beamtung: *καὶ δῆλον ὅτι μεγίστην δύναμιν* [*εἶχεν ὁ*] *ἄρχων* sagt das von Th. Bergk (Rh. Mus. 1881 S. 87 ff.) so geistvoll uns erschlossene Fragment aus der Politie der Athener ganz in Uebereinstimmung mit Thucyd. I, 126, 8.

Die dort geschilderten *στάσεις* und der Compromifs im Jahre nach Damasias[3]) zeigen uns ein sehr bewegtes und buntes Leben[4]) da, wo

---

[1]) Darum, weil durch Aisimides und Hippomenes der Zeitpunkt des Kreon bei Pausanias völlig feststeht, und weil andrerseits sein Tlesiasansatz diesen, wie im Marmor Parium zum dritten Archon macht, kann auch im Tlesiasansatz kein Fehler stecken; sondern dieser mufs im Endjahr des Krieges Ol. XXVIII, 1 = 668 gesucht werden. Dafs bei Pausanias IV, 23, 4 nicht alles in Ordnung sei, zeigt sich bald. Die Worte lauten: *ἑάλω δὲ ἡ Εἶρα καὶ ὁ πόλεμος ὁ δεύτερος Λακεδαιμονίων καὶ Μεσσηνίων τέλος ἔσχεν Ἀθηναίοις ἄρχοντος Αὐτοσθένους, ἔτει πρώτῳ τῆς ὀγδόης τε καὶ εἰκοστῆς ὀλυμπιάδος, ἣν ἐνίκα Χίονις Λάκων.* Ol. XXVIII siegte aber nach Africanus Charmis und J. Rutgers (S. Julii Africani *ὀλυμπιάδων ἀναγραφή* S. 10 No. 5) hat vollkommen Recht, wenn er den Namen nicht ändert. Dafs bei Pausanias auch nicht zu ändern sei, zeigt die dreifache Bestätigung (III, 14, 3; IV, 23, 10; VIII, 39, 3) seines Ansatzes. Nichtsdestoweniger stehen aber andrerseits auch die vierzehn Jahre des Krieges nach Pausanias durch sein Zeugnifs IV, 17, 2 u. 20, 1 und das seines Gewährsmannes Rhianos, der elf Jahre für die Belagerung rechnet, völlig fest. Pausan. IV, 17, 11.

οὔρεος ἀργεννοῖο περὶ πτύχας ἐστρατόωντο
χείματα τε ποίας τε δύω καὶ εἴκοσι πάσας.

Also dauerte der Krieg nach Pausanias von 685—672, und er hat in der Endbestimmung entweder einen Rechenfehler gemacht oder ist mit dem Auge in seiner Tabelle aus der Zeile des Eurybos in die seines Nachfolgers Chionis abgeirrt.

[2]) Dies kann Niemand nach von Gutschmid's Ausführungen, Fleckeisen's Jahrb. 1861, S. 23 ff. mit Grund bezweifeln.

[3]) Ich bemerke nur nebenbei, dafs die von M. Duncker A. G. VI 5 S. 125 A. 2 gegebene Deutung dieses Compromisses sich sprachlich nicht halten läfst. Sie ist der vorgefafsten Meinung von dem eupatridischen Charakter des vorsolonischen Archontencollegiums zu liebe aufgestellt; wir haben aber unsre Anschauungen vom antiken Staatsrecht

wir Stagnation unter hochadliger Firma voraussetzten. Der Compromifs bestand das Jahr nach Damasias: *καὶ οὗτοι τὸν μετὰ Δαμασίαν ἦρ[ξαν ἐνι]αυτόν.* «Wie lange es in Uebung blieb, ist fraglich», sagt Bergk; nach dem Wortlaut möchte man annehmen, nur während des Compromifsjahres selbst. Schon nach dessen Ablauf trat die Reaction ein und in ihrem Gefolge neue *στάσεις.* Merkwürdig ist auch das zweijährige Archontat des Damasias; der gewaltthätige Mann wird herausgeworfen, und die siegreiche Partei hat sein zweites Jahr wohl als *ἀναρχία* bezeichnet.[5] Solche gewaltsame Ein- und Austritte des ersten Archonten, von denen das einzig überlieferte Beispiel sicher nicht das einzige in Wirklichkeit eingetretene ist, mufsten nothwendigerweise Divergenzen im Jahrbuche hervorrufen. Wer mehr auf Legitimität, als richtige Chronologie sah, zählte die intrusi so wenig, als die Curialisten die Antipapae, oder die thebaeischen Pharaonen die Regierungen der Hirten. Nun kamen im fünften und den folgenden Jahrhunderten die Gelehrten und bauten auf dieser wenig zuverlässigen Grundlage munter ihre chronologischen Aufrisse auf. Dafs es hiebei allerlei Differenzen absetzte, ist natürlich; das Gegentheil würde fast auf Inspiration, d. h. auf spätere Verabredung und Zurechtmachung deuten, mithin die Liste um vieles werthloser machen, als sie jetzt schon de facto ist.

---

nach den Quellen zu bilden, nicht diese nach unsren Constructionen umzudeuten. Der Versuch von Blafs Hermes XV, 374 und XVI, 45, den Damasias als zehnjährigen Archon hinzustellen, mufs als verfehlt bezeichnet werden.

4) Th. Bergk l. c. S. 95, S. 98 ff. u. 102 ff.

5) Th. Bergk: a. a. O. S. 96 A. 1.

Jena.

H. Gelzer.

III.

ADOLF HOLM

Lange Fehde.

In Euboia lagen in geringer Entfernung von einander die zwei berühmten Städte Chalkis und Eretria, Chalkis an der engsten Stelle des Euripos an einem dominirenden Punkte, Eretria in ebener Strandgegend. Beide sollen Kolonien von Athen gewesen sein, schon vor dem trojanischen Kriege gegründet, und nach demselben durch neuen Zuzug eben daher verstärkt. Eretria soll aber auch Volk aus Triphylia erhalten haben.

Die beiden Städte haben frühzeitig grofse Bedeutung erlangt. Zu besonderem Glanze mufs Eretria gekommen sein, wenn, wie eine Inschrift im Heiligthum der Artemis Amarynthia, 7 Stadien vor der Stadt, sagte, seine Bürger dahin mit 3000 Hopliten, 600 Reitern und 60 Wagen einen Festzug machen konnten. Beide Städte machten aber Anspruch auf das zwischen ihnen gelegene fruchtbare lelantische Gefilde, und über den Besitz desselben brach ein Krieg aus, von dem Thukydides sagt, dafs in ihn mehr Hellenen verwickelt worden seien, als in irgend einen anderen Krieg vor dem peloponnesischen. Den Chalkidiern standen die Samier bei, den Eretriern die Milesier. Auf chalkidischer Seite kämpften auch thessalische Reiter. Von der Vertheilung der übrigen Bundesgenossen auf beide Seiten erfahren wir nichts. Die Eretrier waren an Reiterei überlegen, wurden aber besiegt. Der Grund des Krieges wird nicht allein der Streit um das lelantische Gefilde gewesen sein, sondern überhaupt gegenseitige Eifersucht der beiden Städte.

Chalkis und Eretria haben ihre Bedeutung bald verloren. Die Feindschaft zwischen beiden kam unseres Wissens nicht wieder zu offenem, directem Ausbruch. Wir werden aber von ihren Schicksalen im Zusammenhang mit denen anderer Städte noch weiter hören.

Die beiden Staaten, welche von Herodot als entschiedene Parteigänger in dem grofsen Streite zwischen Chalkis und Eretria bezeichnet werden, Samos und Milet, waren ebenfalls Nachbaren, wenn auch nicht ganz so nahe als jene. Sie lagen in directer Linie nur etwa 5 geographische Meilen von einander entfernt. Man konnte von der Stadt Samos aus, die auf der Ostseite der Insel lag, die vorspringende Küste in der Nähe von Milet, von Milet aus ein Stück der Insel Samos nahe der Hauptstadt sehen. Samos und Milet waren aber Gemeinwesen von ganz anderer Bedeutung als Chalkis und Eretria. Die Macht der euböischen Republiken gehört der ersten Epoche der historischen Zeit Griechenlands an, dem 8. und 7. Jahrh. v. Chr., im 6. sind sie schon gesunken. Samos und Milet dagegen beginnen bereits im 8. Jahrh. bedeutend zu werden, entfalten sich mächtig im 7. und 6. und gehören noch im 5. zu den wichtigsten Staaten Griechenlands. Ueber den Ursprung der beiden Gemeinwesen sind nur Sagen vorhanden, die für Milet direct auf Athen weisen. Neleus, der Sohn des Kodros, welcher hinter seinem Bruder Medon nicht zurückstehen wollte, wanderte aus und liefs sich in Milet nieder, wo jedoch das einheimische Element an Zahl überwog. Der Gründer von Samos dagegen soll aus Epidauros gekommen sein. Er war allerdings ein Jonier, aber die Beziehung von Samos zu Athen ist von vornherein keine so enge wie die zwischen Milet und Athen, und auch das Verhältnifs zwischen Samos und dem anerkanntermafsen echt athenischen Ephesos kann das nicht ersetzen, denn es ist, später allerdings freundlich, zu Anfang doch eher feindlich gewesen.

Milet und Samos entwickeln sich zu bedeutenden Seemächten, aber jedes hat seine besondere Sphäre. Das ist hauptsächlich in Betreff Milets bekannt, das die Schiffahrt nach dem Nordosten fast zu seinem Alleinbesitz gemacht hat und sich rühmen konnte, die Mutterstadt von 80 Kolonien zu sein, welche vorzugsweise den Pontos umsäumten. Samos hat weniger von sich reden gemacht als Milet; aber wir dürfen sagen, dafs die Samier mit Vorliebe nach dem Westen des Mittelmeeres fuhren. Das sehen wir aus der Nachricht, dafs ein samisches Schiff zuerst nach Tartessos gelangte, was dann den Phokäern Veranlassung war, den gewinnbringenden Verkehr mit Iberien in die Hand zu nehmen. Im Süden, in Aegypten, waren allerdings die Milesier überwiegend, aber die Samier gehörten doch wenigstens zu den Griechen, die in Naukratis ein besonderes Quartier mit einem Nationalheiligthum hatten. Nach Nordosten haben sich die Samier nicht recht gewagt. Doch ist sicher, dafs sie, abgesehen von Samo-

thrake, das vielleicht nur des Namens wegen als samische Kolonie bezeichnet wird, Perinth an der Propontis als Nebenbuhlerin berühmter megarischer Städte der Gegend gegründet haben.

Samos und Milet standen schon dadurch in engen Beziehungen zu einander, dafs sie zu dem Bunde der jonischen Städte gehörten, welcher seinen religiösen Mittelpunkt in dem Heiligthum des Helikonischen Poseidon, am Vorgebirge Mykale, Samos gegenüber, besafs. So hätte man erwarten können, dafs sie überhaupt gute Freunde gewesen wären. Dafs sie es nicht waren, sahen wir schon. Sie hatten zu Hause einen Grund zu gegenseitiger Eifersucht darin, dafs sie dieselbe Küstengegend auszubeuten suchten, was zu Zwistigkeiten führte, in die auch das nördlich von Milet gelegene schwächere Priene hineingezogen wurde. Zwischen Priene und Milet fliefst der Maiandros. Aber auch die Samier blickten auf das Maianderthal wie auf etwas ihnen Angehöriges, das sieht man aus mythischen Beziehungen: Samia, die Mutter des Heros Samos, ist Tochter des Maiandros. Dazu kam zwischen Samos und Milet noch gegenseitige Eifersucht wegen des Handels an fremden Küsten und die Folge von alle diesem war ein nur scheinbar freundliches, in Wirklichkeit feindliches Verhältnifs. Zu directen Fehden ist es zwischen ihnen in früherer Zeit, wie es scheint, nicht oft gekommen. Aber wenn anderswo Kriege waren, standen sie gern auf verschiedenen Seiten und suchten sich indirect zu schaden. Die Schläge, die sie einander gönnten, wurden direct nur gegen die Bundesgenossen des Rivalen geführt.

Versetzen wir uns jetzt, um die gefundenen Spuren weiter zu verfolgen, nach dem Westen der Griechenwelt. Auch hier finden wir ein paar stammverwandte Nachbarstädte, die lange Zeit in scheinbar freundlichen Beziehungen zu einander stehen, zuletzt aber sich befehden, und das in einer Weise, die zwischen Chalkis und Eretria, zwischen Samos und Milet unerhört ist: Kroton und Sybaris.

Beide sind achäischen Ursprungs, Sybaris jedoch mit etwas mehr jonischen Elementen. Aber trotz der nahen Verwandtschaft wird der Charakter der Bevölkerung in beiden Städten bald ein ganz verschiedener. Sie stehen sich zuletzt innerlich fremd gegenüber. Es ist eine bekannte historische Thatsache, dafs sich Sybaris besonders an Milet angeschlossen hat; Milet und Sybaris haben auch durch ihre Lage in fruchtbarer Ebene eine gewisse Aehnlichkeit. Aber wir wollen sogleich hinzufügen, dafs, wie auf diese Weise eine Analogie zwischen Milet, Eretria und Sybaris entsteht, so auch auf der anderen Seite

Samos, Chalkis und Kroton sich ähnlich sind durch höhere, festere und gesündere Lage.

Es ist ganz vor Kurzem auseinandergesetzt worden, worin das Geheimnifs des grofsen Reichthums und der bedeutenden Stellung der Sybariten beruhte. Sybaris hatte keinen guten natürlichen Hafen; es hatte nicht einmal eigenen Seehandel. Dagegen besafs es ein ausgedehntes Reich im Innern, das eine grofse Anzahl von Völkern und Städten umfafste, und dies Reich ging von dem Meere, an welchem Sybaris lag, bis zum tyrrhenischen, wo bedeutende Griechenstädte, wie Pyxus und Poseidonia, ihm gehorchten oder wenigstens eng mit ihm verbunden waren. Wie konnte Sybaris ohne eigenen Seehandel blos durch Landbesitz so reich und mächtig werden? In welchem Zusammenhang mit seiner Bedeutung steht seine Herrschaft im Innern und am tyrrhenischen Meere? Die Antwort lautet: Sybaris vermittelte den Handel zwischen Milet und Etrurien. Die Etrusker brachten ihre Waaren zur See nach Poseidonia und Pyxus, die Milesier die ihrigen nach Sybaris, die Sybariten bewirkten den Austausch auf dem Landwege. So ward Sybaris reich und üppig, wie Etrurien und wie Milet selbst.

Und warum fuhren die Milesier nach Sybaris und nicht direct nach Etrurien? Hier kommen wir auf unser Thema zurück: weil die Coalition der Rivalen es verhinderte. Diese Rivalen waren die Freunde der Samier, der Nebenbuhler Milets. Es war, wie wir gesehen haben, alte Freundschaft zwischen Samos und Chalkis. Die Chalkidier sind es aber gewesen, welche die ersten griechischen Kolonien an der Westküste von Unteritalien und in Sicilien gegründet haben. Wie früh Cumae angelegt worden ist, können wir nicht bestimmt sagen, vielleicht schon im 9. oder 10. Jahrh. vor Chr., jedenfalls früher als irgend eine andere griechische Stadt in Italien. Am Golf von Neapel haben sich die Chalkidier eine neue Heimath gegründet. Und dann haben sie die Meerenge besetzt, durch welche allein man von Griechenland in's tyrrhenische Meer gelangte. Zankle und Rhegion sind ursprünglich ganz oder grofsentheils chalkidische Gründungen. Die Chalkidier haben ferner die griechische Kolonisation auf Sicilien selbst begründet: Naxos, Leontinoi, Katane waren chalkidisch. Und wir können hier noch einen Schritt weitergehen. In Sicilien wirken Anfangs in gutem Einvernehmen Chalkis und Korinth. Korinth folgt überhaupt im Westen vielfach den Spuren von Chalkis, das mehr Unternehmungsgeist hatte als Kraft, die Unternehmungen durchzuführen. So ist es auch nicht unmöglich, dafs sogar auf Ortygia zuerst Chalkidier gewohnt haben.

Ortygia's berühmte Quelle hiefs Arethusa; aber wo war die allerberühmteste und älteste Arethusa? Bei dem euböischen Chalkis. Korinther und Chalkidier vertrugen sich wirklich eine Zeitlang gut auf Sicilien, obschon die Einen Dorier und die Anderen Ionier waren. Sie waren Freunde als Syrakus gegründet wurde, d. h. um 735 v. Chr.; und diese Freundschaft wird noch begreiflicher, wenn man bedenkt, wie gute Freunde um dieselbe Zeit die Korinther und die Samier waren, diese vornehmsten Bundesgenossen von Chalkis im lelantischen Kriege. Nach Thukydides hat etwa 300 Jahre vor dem Ende des peloponnesischen Krieges, also kurz vor 700 v. Chr. der Korinther Ameinokles auch den Samiern, nicht blos seinen eigenen Mitbürgern, Kriegsschiffe gebaut. Er kam deswegen nach Samos. Solche Mittheilung wichtiger Hülfsmittel an einen fremden Staat läfst auf ein sehr gutes Verhältnifs zwischen Korinth und Samos schliefsen.

Wenn so in Italien am Golf von Neapel und an der Meerenge von Messina Chalkis herrschte, an der Ostküste von Sicilien wiederum Chalkis und das mit Chalkis und Samos befreundete Korinth, so begreift man, dafs die Milesier sich scheuten, das tyrrhenische Meer zu befahren, und dafs sie froh waren, in der Verbindung mit Sybaris ein Mittel zu besitzen, trotz der Chalkidier und Korinther nutzbringenden Handel mit den Tyrrhenern zu treiben, ja vielleicht sogar einen gröfseren Gewinn aus diesem Verkehr zu ziehen, als es diejenigen vermochten, welche den weiteren Weg durch die Meerenge einschlugen.

Aber wir haben noch nicht alle Griechen von Bedeutung erwähnt, welche nach dem Westen fuhren und sich dort früh niederliefsen. Wir haben noch zwei Städte zu nennen, die sich im Westen einen grofsen Namen gemacht haben: Phokäa und Megara. Von den Phokäern erzählt Herodot Wunderdinge, die jedenfalls zum Theil übertrieben sind, da von der unter Anderem berichteten Priorität der Phokäer im Befahren des adriatischen Mreres schwerlich die Rede sein kann. Aber was wir mit Sicherheit von ihren Fahrten im Westen wissen, ist ehrenvoll genug. Sie folgten den Samiern, als diese Tartessos entdeckt hatten, und führten den griechischen Handel mit Spanien weiter, sie setzten sich am ligurischen Golfe in Massalia fest; sie haben endlich am tyrrhenischen Meere, südlich von Poseidonia, Elea gegründet. Es ist augenscheinlich, dafs Phokäa durchweg auf der Seite von Chalkis und Korinth stand; so ward ihm nicht blos gestattet, in's tyrrhenische Meer zu fahren, es wurden seine Schiffe dort auch gern gesehen. Was den Chalkidiern und Korinthern recht war, konnte den Freunden

der Sybariten, den Etruskern, und den Feinden der Korinther, den Karthagern, nicht gefallen. Gegen die Chalkidier selbst viel im tyrrhenischen Meere zu unternehmen, scheint Etruskern und Karthagern nicht oft in den Sinn gekommen zu sein, die Chalkidier hatten sich schon zu gut dort eingenistet. Aber die Phokäer sollten sich dort nicht ungestraft ausbreiten. Daher die Kriege der Karthager mit den Massalioten; daher die Anstrengungen der verbündeten Etrusker und Karthager gegen die Phokäer, als diese sich auf Corsica niedergelassen hatten. In mühsamer Seeschlacht mit grofsen Verlusten siegreich, verzichteten die Phokäer auf Corsica; aber sie wufsten sich dann auf dem italienischen Festland, auf Elea, zu behaupten.

Anders als mit den Phokäern stand es mit den Megarern. Diese haben sich auf Sicilien niedergelassen, im hybläischen Megara, und später in Selinus. Es könnte scheinen, als ob die Megarer, als Nachbaren der Korinther und bekanntlich Feinde der Athener, in die Bundesgenossenschaft der Korinther und Chalkidier gehörten. Das ist aber nicht der Fall. Schon bei ihrer ersten Niederlassung in Sicilien sind sie von den Chalkidiern schlecht genug behandelt worden, und Selinus hat sich durchaus nicht immer den Karthagern feindlich bewiesen, wenn es gleich zuletzt durch sie fiel; Megara Hybläa ist jedenfalls durch Syrakus vernichtet worden. Und auffallend ist die Stellung, welche Megara im Osten einnimmt. Hier finden wir wichtige megarische Kolonien am Eingang des schwarzen Meeres. Byzanz und Chalkedon beherrschten die Fahrt durch den Bosporos, also den Zugang zu dem Meere, welches der Schauplatz der staunenswerthen Handelsthätigkeit der Milesier war. Wir hören nicht von Zwistigkeiten zwischen Byzantiern und Milesiern. Wer wird glauben, dafs die Byzantier den Milesiern feindlich waren, wenn diese nie einen Versuch gemacht haben, sich der Stadt Byzanz zu bemächtigen, wenn Byzanz stets in Frieden die milesischen Schiffe an sich vorbeifahren liefs? Aber zwischen Megara und Samos war über den Vorrang in der Propontis Feindschaft. Die samische Kolonie Perinthos war den Megarern, zumal wegen der Nähe der eigenen Niederlassung Selymbria, ein Dorn im Auge. Sie beschlossen Krieg (6. Jahrh. v. Chr.). In Samos herrschte damals noch die Aristokratie der Geomoren. Sie schickten Perinth Hülfe und die Megarer wurden besiegt. Das Ende der von Plutarch erzählten Geschichte, wie die samischen Seeleute mit Hülfe der gefangenen Megarer die Adelsherrschaft in Samos stürzen, geht uns hier nichts an, obschon sie die Thatsache enthüllt, dafs Parteiinteressen innerhalb der Bürgerschaften die traditionellen Interessen der Stadt durchkreuzen. Wir

haben aus diesem Kriege zu ersehen, dafs Megara und Samos sich nicht einmal an der Propontis vertrugen, während Megara und Milet sich weder um den Bosporos, noch um das schwarze Meer stritten, an dessen Gestaden neben milesischen Kolonien eigentlich nur megarische vorkommen. Wir dürfen also zu der einen Seite Megara hinzufügen und halten uns jetzt berechtigt, Samos, Chalkis, die chalkidischen Kolonien im Westen, Korinth und die phokäischen Kolonien auf die eine Seite zu stellen, Milet, Eretria, Megara, Sybaris mit seinen etrurischen Freunden, auf die andere.

Wir kehren zu den rivalisirenden achäischen Städten des tarentinischen Golfes zurück. Die Entwickelung von Milet zeigt mit der von Sybaris gewisse Analogien. Milet hat sich früh mit dem Hinterlande, den Barbaren Kleinasiens, auf freundschaftlichen Fufs gestellt; es hat, nach tapferem Widerstand gegen Lydien, es doch für besser gehalten, sich mit diesem Reiche zu verständigen, und den Vertrag, welchen die Milesier mit Kroisos gehabt hatten, erneuerte Kyros mit ihnen. Während Milet sich fügte, wanderten die Phokäer aus und fanden im Westen gute Aufnahme. Wie Milet stand Sybaris in guten Beziehungen zum Hinterlande, nur dafs hier die Griechen die Gebietenden waren und die Barbaren die Gehorchenden, eine Stellung wie Sybaris hat keine andere Stadt Grofsgriechenlands gehabt. Der Luxus der Milesier ist bekannt, der der Sybariten vielleicht noch mehr, er scheint sagenhaft übertrieben zu sein. Eine ganz andere innere Entwicklung als Sybaris nahm Kroton, das an Reichthum es nicht mit seiner Nachbarstadt aufnehmen konnte, an energischer Ausarbeitung der Körperkraft der Bürger es aber weit übertraf. Ist es nun, bei den Beziehungen zwischen Samos und Milet, welche von jeher indirect feindlich waren, zu verwundern, wenn der Samier Pythagoras, der, wie so viele kleinasiatische Griechen des 6. Jahrh. im Westen eine gesichertere Heimath suchte, gerade Kroton zum Wohnsitze wählte, gewifs wegen der Vorliebe der Krotoniaten für Gymnastik, die ihm als eine gute Grundlage für geistige Schulung erscheinen mufste, nicht zum mindesten aber auch, weil er Samier war und die Sybariten die besten Freunde der Milesier. Wer weifs, ob nicht auch ein wenig der Name der Hera, die auf Samos wie auf dem lakinischen Vorgebirge bei Kroton gleich hoch verehrt war, dazu beigetragen hat, dafs Samier und Krotoniaten sich als Freunde erschienen, wenngleich die Interessen dieser beiden Bürgerschaften nicht so eng verknüpft waren, wie die von Sybaris und Milet. Und nun müssen wir sogleich erwähnen, wie charakteristisch es ist, dafs gegen das Ende des 6. Jahrh. v. Chr. Samier Aufnahme am Golf

von Neapel finden, in Dikaiarchia, dem späteren Puteoli. Der Golf von Neapel mit Ischia, Procida und Capri ist chalkidisches Gebiet, der Felsen von Pozzuoli liegt Kyme so nahe, dafs die Kymaeer ihn, der einen schönen Hafen beherrscht, jeden Augenblick besetzen konnten und von Anfang an besetzt haben werden. Wenn also dort sich Samier niederliefsen, so heifst das, dafs es ihnen die chalkidischen Kymaeer und Neapolitaner erlaubten. Dafs diese Gründe hatten, dort noch mehr Griechen ansässig zu wünschen, lag in den Zeitverhältnissen; dafs ihnen Samier lieb waren, entspricht Allem, was wir auf den vorhergehenden Seiten auseinandergesetzt haben.

Aber zurück zu Kroton und Sybaris. Der plötzlich zwischen beiden ausgebrochene Krieg ist bekannt, bekannt auch das schreckliche Ende desselben. Nach Herodot hielten auf die Nachricht von der Zerstörung von Sybaris die Milesier grofse Trauer und alles Volk schor das Haar; denn, wie Herodot sagt, «diese Städte waren von allen, die wir kennen, am meisten mit einander befreundet.» Die Krotoniaten haben in einer geradezu unerhörten Weise an Sybaris gehandelt. Es war nicht Hafs zwischen Aristokratie und Demokratie, der die barbarische Zerstörung veranlafste, denn die Krotoniaten hatten im Interesse der sybaritischen Aristokraten den Krieg unternommen und leisteten ihnen mit der Zerstörung von Sybaris einen traurigen Dienst. Es war auch nicht Nationalhafs, denn beide waren Achäer, es mufs nachbarliche Eifersucht wegen des blühenden Handels der Sybariten gewesen sein. Und wenn die Beziehungen zwischen Kroton und Samos nicht zu dieser Abneigung beigetragen haben sollten, was wir bestimmt annehmen — welcher Milesier sollte nicht geglaubt haben, dafs die Samier aus Hafs gegen Milet die Vernichtung von Sybaris veranlafst hatten, wenn er hörte, wie allmächtig gerade damals in Kroton der Samier Pythagoras war, von dem es nicht scheint, dafs er seinen grofsen Einflufs auf seine neuen Mitbürger angewandt habe, um sie auf das Unedle ihres Verfahrens gegen die besiegte Stadt aufmerksam zu machen? Dafs man in Milet die Samier niemals geliebt hatte, ist wahrscheinlich, dafs man damals anfangen mufste, sie zu hassen, ist ziemlich sicher. Wir haben soeben die erste grofse Katastrophe in dem Drama jahrhundertelanger Städtefehde verzeichnet.

Jetzt erscheint eine neue Macht auf dem Schauplatze auch dieses Kampfes, eine Macht, die aber wahrscheinlich schon lange die eine der beiden Parteien unterstützt hatte. Es ist Athen, das in den Vordergrund tritt, als es, von den Pisistratiden befreit, sich gegen die Spartaner vertheidigen mufs. Im Jahre 506 v. Chr. rücken die Spartaner

mit ihren peloponnesischen Bundesgenossen, denen sie die wahre Bedeutung des Unternehmens verheimlicht hatten, in Attika ein. An die Peloponnesier schliefsen sich die Thebaner und die Bewohner von Chalkis an. Aber Uneinigkeit unter den Peloponnesiern und unter den beiden spartanischen Königen, Demaratos und Kleomenes, selbst rettete Athen. Die Peloponnesier, vor Allen die Korinther, welche Athen nicht vernichten wollten, gingen nach Hause. Den Athenern standen nur noch die Boeoter und die Chalkidier gegenüber. Beide wurden geschlagen und die Macht von Chalkis gebrochen. Die chalkidischen Hippoboten mufsten ihr fettes Land, wahrscheinlich auch die einst erstrittene lelantische Ebene abgeben, und 4000 Athener bekamen Güter auf Kosten der Chalkidier. Dafs die Parteinahme von Chalkis und seine übrigens milde Bestrafung mit allem von uns Auseinandergesetzten in Verbindung steht, kann wohl nicht bezweifelt werden, wenn auch kein alter Schriftsteller es sagt. Wir glauben aber in Betreff Athens noch etwas zurückgreifen zu können. Es ist sicher, und wir werden sogleich den Beweis davon sehen, dafs Athen von jeher in den besten Beziehungen zu Milet stand; so erklärt sich auch, wie es nach Nordosten, im Pontos, einen so bedeutenden Kornhandel betreiben konnte, so erklärt sich auch, weshalb es Sigeion besetzen wollte und konnte. Dafs wir erst jetzt in diesem Zusammenhang von Athen zu sprechen haben, kommt daher, dafs es überhaupt vor dem 6. Jahrh. v. Chr. wenig in der grofsen Politik Griechenlands auftritt, im 6. Jahrhundert selbst ist es aber vielfach mit inneren Angelegenheiten beschäftigt, und steht die längste Zeit unter der Herrschaft eines Tyrannen, dessen Interesse ältere Beziehungen durchkreuzen konnte und diesmal wirklich durchkreuzte. Aber ein Mal tritt es doch schon in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts in Verbindungen auf, die auch für uns hier nicht ohne Interesse sind. Als Kleisthenes von Sikyon seine Tochter Agariste verheirathen will, sind unter den Freiern aufser einem Thessaler und einem Epiroten, einem Epidamnier, einem Aetoler, einem Argiver, einem Elier, einem Siriten und Arkadern, ein Sybarit, ein Eretrier und zwei Athener, also von der Seite von Samos Niemand, von der von Milet mehrere, und von Athen allein sogar zwei. Mag die ganze Freiwerbung Sage sein, in der Wahl der Orte, aus denen die Freier stammen, scheint doch eine Hindeutung auf freundliche Beziehungen zwischen einzelnen griechischen Staaten zu liegen. In der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. ist allerdings die traditionelle Parteistellung Athens durch persönliche Interessen durchbrochen worden. Pisistratos war mit dem Tyrannen von Samos befreundet. Aber wenn Kroton sich zur

Tyrannis bekehrt hätte, wäre es auch wohl mit Sybaris befreundet geblieben.

Von nun an greift Athen auf's Gewaltigste in die Geschicke Griechenlands ein, und es spielt sich mit seiner kräftigen Hülfe das Drama der Rivalität von Samos und Milet und ihrem beiderseitigen Anhang zu Ende. Zunächst fallen mächtige Schläge auf dieselbe Seite, welche schon bisher am meisten gelitten hatte. Es kommt zum Aufstande der Jonier. Das sonst so vorsichtige Milet läſst sich verleiten, einem ehrgeizigen Egoisten Gehör zu schenken und sich an die Spitze eines Aufstandes gegen die Perser zu stellen. Aristagoras bemühte sich vergebens, die Spartaner zur Theilnahme am Kriege zu bewegen, aber er gewann die Hülfe der Athener und der Eretrier, dieser Letzteren, wie Herodot ausdrücklich sagt, weil «früher» die Milesier den Eretriern gegen die Chalkidier beigestanden hatten — eine in diesem Zusammenhang interessante Bemerkung, weil sie zeigt, wie lebhaft die Erinnerung an alte Freundschaft und alte Feindschaft bei den Griechen blieb. Der Ausgang des jonischen Aufstandes ist bekannt. Ist es aber nicht merkwürdig, daſs es gerade die Samier sind, welche in der Seeschlacht bei Lade durch ihren Verrath den Kampf für die Perser entscheiden, dessen erste Folge die Zerstörung Milet's war? Andere Umstände sind hierbei äuſserlich wirksam: Rücksicht auf die eigene Sicherheit, Einflüsterungen des ehemaligen samischen Tyrannen Aiakes; aber daſs wirklich von 60 samischen Schiffen 49 desertirten, sollte das nicht vor Allem eine Folge der alten Rivalität zwischen Samos und Milet sein? Milet fällt, und wer hätte es diesmal einem Milesier ausreden können, daſs die Samier, nachdem sie vor 16 Jahren den Untergang von Sybaris herbeigeführt, jetzt mit Freude die Gelegenheit benutzten, um Milet selbst zu vernichten? Da ist es nun ein schöner Zug, daſs die «wohlhabenden» Samier, welche das Benehmen ihrer Mitbürger nicht billigen, edler handeln als die Krotoniaten, daſs, als sie auswandern, sie die übrig gebliebenen Milesier, die nicht einmal Schiffe mehr hatten, mit sich nehmen. Ueber die Schicksale dieser Auswanderer in Sicilien, wohin sie von den chalkidischen Zankleern gerufen waren, müssen wir hier hinweggehen. Jedenfalls ward unter den jonischen Städten Samos allein freundlich von den Persern behandelt.

Was nun weiter folgt, ist zu bekannt, als daſs wir es hier erzählen dürften. Kaum hatten die Athener bei der Aufführung der Einnahme Milets von Phrynichos geweint, weil Milet ein Stück Athens war, da brach schon über sie selbst das Unheil herein. Gegen Eretria und

Athen war der Zorn des persischen Königs hauptsächlich gerichtet, und im Jahre 490 wurde Eretria zerstört, Athen rettete sich und Griechenland durch die Schlacht bei Marathon. Aber nach 10 Jahren waren die Perser wieder da, und nun fiel auch Athen. So waren nach Sybaris auch Milet, Eretria und Athen selbst vernichtet. Aber die drei letzten Städte nur für kurze Zeit. Salamis und Plataeä nöthigten die Perser zum Rückzug und Athen, Milet und Eretria wurden wieder aufgebaut. Und ein Menschenalter später hat Athen noch dafür gesorgt, dafs Sybaris unter dem Namen Thurioi wieder erstand. Endlich hat es auch die Stadt strafen können, die es bisher verstanden hatte, anderen zu schaden, ohne sich selbst zu gefährden.

Im Jahre 440 brach zwischen Samos und Milet ein Krieg wegen des Besitzes von Priene aus. Die Milesier unterlagen; sie wandten sich an Athen. Die Athener geboten Halt; aber die Samier fügten sich nicht und Athen bekriegte Samos, das mühsam durch Perikles besiegt wurde. Man sagte, Aspasia, die Milesierin, habe den Perikles zum Kriege bewogen. Warum Aspasia, wenn sie eine gute Milesierin war, nicht den Perikles gegen Samos aufgereizt haben sollte, ist nicht einzusehen, aber ebensowenig, warum Perikles nicht ohne sie für das altverbündete Milet gegen das stets zweifelhafte und noch immer aristokratisch regierte Samos aufgetreten sein sollte. Der Krieg Athens mit Samos war die natürliche Folge eines langen Grolles. Samos wurde besiegt, aber so milde behandelt, dafs es nach der Niederlage fast ebenso blühend war wie zuvor und bald wieder ebenso aristokratisch regiert.

Damit schliefsen wir. Seit der Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. herrschen in Griechenland andere Verhältnisse. Die alten Parteiungen haben wenig Sinn mehr.

Auf der einen Seite standen also hauptsächlich Milet, Eretria, Sybaris, zuletzt auch Athen, auf der anderen Samos, Chalkis, die Chalkidier des Westens, Kroton. Wenn wir nun einen Blick auf die Gegenwart werfen, so ist Samos noch immer eine blühende kleine Stadt, Chalkis durch seine Lage stets von gewisser Bedeutung, Kroton fängt an, wieder aufzuleben. Aber Milet und sein Hafen sind im Schlamm des Maiandros verschwunden, Eretria schleppt in Fieberluft ein klägliches Dasein hin, Sybaris liegt tief im Sumpfe und unter den Wellen des Krathis begraben. Man kann ohne Vermessenheit sagen, dafs Milet, Eretria und Sybaris nie wieder existiren werden, es sei denn als elende Dörfer, und dafs Samos, Chalkis und Kroton nie wieder die

Bedeutung haben werden, die sie im Alterthum hatten. Athen allein dauert fort und wird fortdauern, so lange die Akropolis steht und auf ihr die Reste unsterblicher Werke.

Anmerkung. Die vollständige Durchführung das Themas hätte näheres Eingehen auf die Verfassungsverhältnisse und die Nüancirung der Stammesverhältnisse der besprochenen Staaten, sowie auf die eigenthümliche Stellung der korinthischen Kolonien erfordert. Der Raum gestattete es nicht. Vielleicht hätte sich aber dann auch der Grundgedanke der Arbeit nicht so klar hervorheben lassen, wie es hoffentlich jetzt geschehen ist.

IV.

MAX FRÄNKEL

Zur Geschichte der attischen Finanzverwaltung.



Dafs uns das Grundprincip bekannt ist, auf welchem die attische Finanzverwaltung des fünften Jahrhunderts aufgebaut war, verdanken wir der epochemachenden Arbeit Kirchhoff's «Zur Geschichte des attischen Staatsschatzes». Wir wissen durch ihn, dafs die Athener, obwol sie ihren Staatsschatz in demselben Raume aufbewahrten wie die heiligen Schätze der Tempel, sich doch ein staatliches Eigentumsrecht an den letzteren nicht angemafst haben, so dafs die Bestände derselben nicht für profane Zwecke, sondern lediglich für die Erfordernisse des Cultus verwendet werden konnten. Verzinsliche Anleihen freilich darf der Staat bei den Göttern aufnehmen; er mufs dann aber förmliche Schuldurkunden ausstellen, und es bleibt für das Princip des göttlichen Eigentums einerlei, ob die Rückzahlung dieser Darlehen tatsächlich erfolgt oder ob dieselbe, wie in den schweren Zeiten des peloponnesischen Krieges der Fall war, nicht mehr möglich ist. Entsprechend der grundsätzlichen Scheidung der Schätze wurden sie auch von verschiedenen Behörden verwaltet: der Staatsschatz von den Hellenotamien, die heiligen Schätze je nach den zwei grofsen Abteilungen, in die sie zerfielen, von den Schatzmeistern der Göttin und den Schatzmeistern der andern Götter. Der Name der Hellenotamien bezeichnet schon die Natur des ihnen unterstehenden Staatsschatzes: er bestand im Wesentlichen aus den Tributen der bundesgenössischen Staaten, und der Name der Behörde war beibehalten worden, als der Bundesschatz mit seiner Uebersiedelung nach Athen zum attischen Schatze geworden war.

Wir werden zu der Frage gedrängt, wie die attische Schatzverwaltung im vierten Jahrhundert geordnet war, nachdem mit dem Seebunde auch das Amt der Hellenotamien untergegangen war. Die Finanzordnung des zweiten Seebundes kommt dabei nicht in Betracht,

denn wie seine Verfassung überall das Bestreben zeigt, an die Stelle der Untertänigkeit der Staaten unter Athen, welche sich im ersten Bunde herausgebildet und die Erbitterung der Glieder erregt hatte, wahrhaft bundesgenössische Einrichtungen zu setzen, so flossen die nicht wieder als «Tribute», sondern als «Beiträge» bezeichneten Geldleistungen der Staaten, anstatt in den attischen Staatsschatz, in eine Bundeskasse.[1]) In der Zeit zwischen dem peloponnesischen Kriege und dem neuen Seebunde finden wir keine Spur, dafs man für die Verwaltung etwaiger Schatzbestände Vorsorge getroffen hätte, was ja auch ganz überflüssig gewesen wäre; wir haben uns daher mit der späteren Zeit des Jahrhunderts zu beschäftigen, für welche uns das Anwachsen des epigraphischen Materials seit kurzem eine genauere Erkenntnifs ermöglicht hat. Eine fruchtbare Betrachtung der Schatzverwaltung wird aber nur so zu gewinnen sein, dafs wir uns dieselbe überall im Rahmen der allgemeinen Finanzverwaltung vorzustellen versuchen, und wir werden die Aufgabe einer Finanzbehörde nur dann verstehen können, wenn wir uns auch die Competenzen der übrigen gegenwärtig zu halten und den gesammten Organismus in lebendiger Function anzuschauen bemüht sind.

Wir gehen von einer Urkunde aus, die schon im Corp. inscr. Att. II 737 mitgeteilt war, aber erst durch die neue Lesung und durch die meisterhafte Wiederherstellung Ulrich Köhlers, welche zuerst in den Mitteilungen des archäolog. Institutes V S. 268 (dann C. I. A. II, 2 Add. p. 508) veröffentlicht wurde, nutzbar geworden ist. Es ist eine Abrechnung der Schatzmeister der Göttin aus dem Jahre des Koroibos Ol. 118, 3 (306/5 v. Chr.) und dem folgenden.

In der 10. Prytanie quittiren die Schatzmeister über den Empfang einer Summe von mehr als 110 (nach Köhlers Mutmafsung 140) Talenten, die Antigonos den Athenern geschenkt hat, davon verausgaben sie auf Ratsbeschlufs in der 11. Prytanie an einen Athener Polykleitos, einen Erythräer und an die Strategen mehr als 20 Talente; leider ist nicht gesagt zu welchem Zwecke. Einen nicht verbrauchten Rest von dieser Summe, mehr als 10 Talente, liefern die Empfänger in der nächsten Prytanie an die Schatzmeister der Göttin zurück. In der 12. Prytanie zahlen diese Schatzmeister 702 Chrysus, also 2 Talente 2040 Drachmen Silber, auf Volksbeschlufs an den Kriegsschatzmeister, um Schiffsbauholz, welches den Athenern von den Königen Antigonos und Demetrios geschenkt worden war, zur Stadt zu transportiren. Die

[1]) Die Existenz einer Bundeskasse beweist C. I. A. II 17, Z. 46.

auf der Inschrift ferner erhaltenen Nachweisungen stammen aus der ersten Prytanie des folgenden Jahres, Ol. 118, 4. Auf Volksbeschlufs empfangen die Schatzmeister der Göttin von einer aus 5 Areopagiten und dem Kriegsschatzmeister zusammengesetzten Commission zwei Zahlungen: einmal einen Betrag, dessen Herkunft nicht angegeben ist, bestehend in $15^2/_3$ attischen Talenten Silbers und einer Summe in Gold, und das zweite Mal eine Summe, die aus den attischen Kleruchenstaaten Lemnos und Imbros vereinnahmt war; die Zahl ist auf dem Steine verstümmelt.

Die beiden Einnahmen, welche nach Ausweis unserer Urkunde den Schatzmeistern der Göttin zugeflossen sind, stammen eine wie die andere nicht aus Quellen, welche regelmäfsig die öffentlichen Kassen speisen, sondern sie sind aufserordentlicher Art. Von dem grofsen Geldgeschenk des Antigonos ist dies selbstverständlich; von dem zweiten, unter Anteil von Areopagiten aufgebrachten Posten hat es Köhler nachgewiesen, indem er (a. a. O. S. 281) daran erinnert, dafs es für eine finanzpolitische Tätigkeit des Areopags nur einen einzigen uns bekannten Vorgang giebt: die Beschaffung der in der kritischen Zeit vor der Schlacht bei Salamis für die Besoldung der Flotte nötigen Mittel, für welche keine öffentlichen Gelder bereit waren.[1] Wir haben also anzunehmen, dafs in der Zeit unserer Urkunde, in welcher nach der Befreiung Athens durch Demetrios Poliorketes ein vorübergehendes Aufleben des politischen Sinnes erfolgte, ebenso wie in der grofsen Zeit der Perserkriege dem Areopag die Aufgabe zuerteilt wurde, für die Wehrfähigkeit des Staates aufserordentliche Mittel flüssig zu machen. Dafs der zu diesem Zwecke vom Areopag abgeordneten Commission der Kriegsschatzmeister beigegeben wurde, ist sehr natürlich.

Wir sehen demnach die Schatzmeister der Göttin aufserordentliche, zum Teil durch besondere Mafsregeln herbeigeschaffte Staatseinkünfte in Empfang nehmen und davon an diejenigen zahlen, die der Beschlufs des Rates oder des Volkes ihnen bezeichnet, an einheimische und fremde Privatpersonen wie an Behörden: einmal an die Strategen, einmal auch an ein anderes Kassenamt, den Kriegsschatzmeister. Die von den ausgezahlten Geldern verbleibenden Restbestände sind an die Schatzmeister der Göttin zurückzuzahlen: diese sind also gegenüber den mit der Vereinnahmung und Verausgabung von Staatsmitteln sonst

[1]) Plutarch Themistokles 10: *οὐκ ὄντων δὲ δημοσίων χρημάτων τοῖς Ἀθηναίοις, Ἀριστοτέλης μέν φησι τὴν ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴν πορίσασαν ὀκτὼ δραχμὰς ἑκάστῳ τῶν στρατευομένων αἰτιωτάτην γενέσθαι τοῦ πληρωθῆναι τὰς τριήρεις.*

betrauten Instanzen ein Centralamt; man kann ihre Tätigkeit nur als die einer Verwaltung des Staatsschatzes charakterisiren. Es ist also auf die Schatzmeister der Göttin die Competenz der früheren Hellenotamien übergegangen; aufser ihrem heiligen Schatze untersteht ihnen jetzt auch der profane Staatsschatz.

Diese Ordnung der Dinge erscheint auch als die am nächsten liegende, fast selbstverständliche. Es wäre sehr unverständig gewesen, hätte sich die Verwaltung nicht weiterhin des ihr durch die alte Sitte gebotenen Vorteils bedient, die Reservebestände des Staates unter den Schutz der Landesgöttin zu stellen, ihnen durch Aufbewahrung in dem vornehmsten Tempel einen sacrosancten Charakter zu verleihen. Als dann eine eigene Behörde für diese nur vorübergehend vorhandenen Schätze einzusetzen sich nicht mehr lohnte, mufste man von selbst diejenige Schatzbehörde, welche in demselben Raume ihre Verwaltung zu führen hatte, mit dieser Aufgabe betrauen. Wie im fünften Jahrhundert die Hellenotamien werden daher im vierten die Schatzmeister der Göttin durch Rats- und Volksbeschlufs zur Verabfolgung der Mittel für diejenigen Aufwendungen, welche man nicht aus den laufenden Einnahmen bestreiten will oder kann, aus dem Staatsschatze angewiesen.

Köhler legt diese Verhältnisse, wie sie sich aus der Inschrift ergäben, folgendermafsen dar (a. a. O. S. 280 f.): Als Hauptkassenbehörde erscheine der Kriegsschatzmeister, der dem Schatze Gelder zuführe und Gelder von dort beziehe. Dafs seine Kasse nicht blos für Kriegszwecke diente, sondern den Charakter einer Generalkasse gehabt habe, beweisen auch die Rechnungen über die Herstellung von goldenen Niken und Pompgeräten aus der Finanzverwaltung des Lykurg (C. I. A. II 739), wonach die damit beauftragte Commission ihre Fonds vom Kriegsschatzmeister bezog. Man habe sich hiernach die Sache so vorzustellen, «dafs die für die laufenden Ausgaben nicht benötigten Staatsgelder in die Kasse des Kriegsschatzmeisters flossen, der daraus auf Anweisung des Rates und Volkes zunächst die für Kriegszwecke, dann aber überhaupt die für aufserordentliche und einmalige Ausgaben erforderlichen Zahlungen leistete und die verbleibenden Bestände an den Schatz, in Zeiten, in denen ein solcher existirte, abführte». «Die Verwaltung des Schatzes haben nach Ausweis der Inschrift wie im 5. Jahrhundert die Schatzmeister der Göttin.»

Wir können dem Kriegsschatzmeister eine solche centrale Stellung nicht zuerkennen. Dafs die Schatzmeister der Göttin einen etwa vorhandenen Staatsschatz verwalteten, geht auch nach Köhlers Ansicht

aus unserer Inschrift unzweifelhaft hervor. Eine Competenz des Kriegsschatzmeisters aber, wie er sie setzt, können wir uns neben der einer anderen Centralschatzbehörde, wie sie in den Schatzmeistern der Göttin notorisch existirt hat, nicht vorstellen. Was ist der Schatz anderes, als die für die laufenden Ausgaben nicht benötigten Staatsgelder? Hatten die Schatzmeister der Göttin die Verwaltung des Staatsschatzes, so können diese Gelder nicht grundsätzlich in die Kasse des Kriegsschatzmeisters geflossen sein, und dafs dies in der Tat nicht der Fall war, scheint uns unsere Inschrift schlagend dadurch zu zeigen, dafs das grofse Geldgeschenk des Antigonos nicht in die Kriegskasse abgeführt wird, dafs diese vielmehr die Mittel zu dem von ihr competenzmäfsig zu bestreitenden Holztransport erst aus der durch jene Schenkung gefüllten Kasse der heiligen Schatzmeister beziehen mufs. Dafs der Kriegsschatzmeister eine Centralkasse nicht verwaltet haben kann, geht ferner daraus deutlich hervor, dafs die in der ersten Prytanie von Ol. 118, 4 unter seiner eigenen Mitwirkung, also innerhalb seiner amtlichen Competenz vereinnahmten Summen nicht für seine Kasse zurückbehalten werden können, sondern dafs sie an eine andere abgeliefert werden müssen, die eben nur der Staatsschatz sein kann. Genau wie die Strategen empfängt der Kriegsschatzmeister von den Schatzmeistern der Göttin aus dem Staatsschatz Gelder für seine amtlichen Obliegenheiten und liefert er Gelder an dieselben ab. Er steht also zu dem Schatze in keinem andern Verhältnifs wie andere Beamte und kann eine Generalkasse nicht geführt haben. Wenn wir ihn über seine eigentliche Competenz hinausgehende Aufwendungen machen sehen, so werden wir dafür eine andere Erklärung suchen müssen.

Den Kriegsschatzmeister können wir jetzt durch eine grofse Reihe von Inschriften vom vierten bis ins erste Jahrhundert v. Chr. verfolgen, während noch Böckh (Staatshaush. I S. 246) ihn so selten angeführt fand, dafs er glauben konnte, das Amt sei nur vorübergehend in Kriegszeiten besetzt gewesen. Die älteste Erwähnung enthält die von Ulrich Köhler mit grofser Wahrscheinlichkeit in das Jahr Ol. 111, 3 (334) gesetzte Inschrift C. I. A. II 739. Da in der Inschrift zu Ehren der Söhne Leukons (*Ἀθήναιον* VI p. 152) aus Ol. 108, 2 (347 v. Chr.) die Apodekten eine Zahlung aus der Kriegskasse (*ἐκ τῶν στρατιωτικῶν χρημάτων*) leisten, so hat Arnold Schäfer angenommen, dafs das Amt des Kriegsschatzmeisters damals noch nicht bestand und Löschcke hat auf Grund davon seine Entstehung in das Jahr der Schlacht von Chäronea Ol. 110, 3 (338) gesetzt (Rheinisches Museum N. F. Bd. 33, S. 431). Wir können uns der allgemeinen Zustimmung, welche dieser

Ansatz gefunden hat, nicht anschliefsen, da wir den Schlufs, durch welchen der terminus post quem gewonnen ist, als zwingend nicht anzuerkennen vermögen.[1]) Die Frage, wann das Amt geschaffen ist, wollen wir vorerst noch offen halten; dafs es Ol. 108, 2, wo wir eine eigens dotirte Kriegskasse finden, auch schon einen Schatzmeister dieser Kasse gegeben habe, erschiene uns auch ohne weitere Gründe zunächst als die natürlichste Annahme; wir wollen dieselbe aber später durch eingehendere Erwägungen zu beweisen versuchen.

Die Tätigkeit des Kriegsschatzmeisters, wie sie uns auf den Inschriften entgegentritt, ist meist eine sehr unkriegerische; nur in derjenigen, von welcher unsere Betrachtungen ausgegangen sind, finden wir eine Beziehung derselben zur Landesverteidigung. Denn das Fichtenholz, für dessen Transport er hier von den heiligen Schatzmeistern die Mittel empfängt, sollte ohne Zweifel zum Bau von Kriegsschiffen dienen, und dafs auch seine Teilnahme an der areopagitischen Commission mit dem auf die Hebung der Wehrkraft gerichteten Zwecke derselben zusammenhängt, ist schon gesagt worden. Sonst sehen wir ihn zweimal seine Kasse zu frommen Aufwendungen öffnen: wie er in der schon erwähnten Inschrift aus der Zeit der lykurgischen Verwaltung C. I. A. II 739 der zur Herstellung von Processionsgeräten und Bildern der Siegesgöttin im Verein mit den Schatzmeistern der Göttin betrauten Commission die Mittel liefert, so leistet er Ol. 112, 4 in Gemeinschaft mit den Apodekten und dem Staatsbankier den Schatzmeistern der Göttin und den Vorstehern des eleusinischen

[1]) Es heifst in der Inschrift, dafs der Volksschatzmeister das Geld für die goldenen Ehrenkränze der Söhne Leukons den Athlotheten, welche mit der Herstellung derselben betraut werden, aus der Psephismenkasse des Volkes überantworten solle, vorläufig aber sollen die Apodekten das Geld aus der Kriegskasse hergeben. Dies bedeutet, wie Arnold Schäfer nicht verkannt hat, dafs die Ausgabe zwar der Psephismenkasse des Volksschatzmeisters zur Last fällt, dafs ihr aber, da sie im Augenblick erschöpft ist, die Mittel von den Apodekten aus der Kriegskasse vorgeschossen werden sollen. Die Apodekten sind die Generalkassirer des Staates, an welche zunächst sämmtliche eingehenden Gelder abzuführen sind, um von ihnen den einzelnen Behörden zur bestimmungsmäfsigen Verwendung je nach Bedürfnifs überantwortet zu werden: da es also möglich ist, dafs ein für die Kriegskasse bestimmter Posten bei den Apodekten lagert, ohne schon abgehoben zu sein, so konnte die in der Inschrift vorgeschriebene Kassenmanipulation auch stattfinden, wenn es einen Kriegsschatzmeister gab. In dieser Form auf seine Kasse anzuweisen war Veranlassung, wenn er selbst bereite Mittel gerade nicht in Händen hatte. Wir sehen also, dafs die Voraussetzung, auf welcher Schäfers Schlufs beruht, dafs nämlich in der Inschrift eine Funktion des Kriegsschatzmeisters von einer andern Behörde ausgeübt werde, in Folge der eigentümlichen, nur formalen und ganz allgemeinen Competenz des Apodektenamtes durchaus nicht feststeht, was der Fall wäre, wenn statt der Apodekten eine specifische Behörde, etwa die der Strategen, genannt wäre.

Heiligtums einen Vorschufs zur Aufführung einer Mauer (C. I. A. II 834b Col. I Z. 39). In allen übrigen, sehr zahlreichen Inschriften[1]) wird stets die Herstellung von Urkundenstelen auf seine Kasse angewiesen.

Dafs die Kriegskasse zunächst den Zweck haben mufste, die Wehrkraft des Staates durch stete Bereitschaft der für ihre Erhaltung nötigen Mittel zu sichern, ist selbstverständlich. Wenn andererseits durch das Zeugnifs der Urkunden feststeht, dafs aus der Kriegskasse Ausgaben bestritten wurden, welche mit diesem Zwecke nicht die mindeste Gemeinschaft haben, so läfst sich dies nicht anders erklären, als dafs das souveräne Volk und sein Rat das Recht, sei es schon bei der Gründung der Kasse sich vorbehielten, sei es nachher usurpirten, die für den ersten Zweck der Kasse nicht verausgabten Gelder zur beliebigen anderweitigen Verwendung anzuweisen. So konnte es kommen, dafs in einer Epoche, in welcher die Betätigung des staatlichen Lebens immer mehr auf die Decretirung hohler Ehrenerweisungen zusammenschrumpfte, die in den Inschriften hervortretende Function des Kriegsschatzmeisters sich fast ganz auf die Bezahlung der darüber ausgestellten steinernen Diplome beschränkte. Dafs man aber das Amt eines Kriegsschatzmeisters Jahrhunderte lang beibehält, um ihn Inschriftensteine bezahlen zu lassen, ist ein sehr bezeichnendes Symptom für die Erbärmlichkeit einer Epoche, welche, ohne sich lächerlich zu dünken, in dem Maskenpompe staatlicher Institutionen einherstolzirt, die einen ernsthaften Inhalt nicht mehr haben. So finden wir in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts einen Strategen mit dem besonderen Titel *ἐπὶ τὴν παρασκευήν*, der in unseren Inschriften nichts tut, als bei der Beschaffung staatlicher Anatheme mitzuwirken (C. I. A. II 403. 404. 839).

Eine Kriegskasse ist nicht denkbar, ohne dafs ihr bestimmte Einkünfte zugewiesen wären. Fragen wir, aus welchen Quellen sie in Athen gespeist wurde, so können wir nur Böckhs Auskunft wiederholen (Staatshaush. I S. 247), dafs für dieselbe die Ueberschüsse der Verwaltung und die Erträge der aufserordentlichen Vermögenssteuern (*εἰσφοραί*) bestimmt waren. Nach der Rede gegen Neaira 4 verordnete ein Gesetz, dafs im Falle eines Krieges die Ueberschüsse der Verwaltung in die Kriegskasse fliefsen sollten; wie gefährlich aber den Ansprüchen derselben die concurrirenden der Theorikenkasse waren,

---

[1]) Zusammengestellt von Hartel, Studien über attisches Staatsrecht und Urkundenwesen S. 135.

ist namentlich aus den olynthischen Reden des Demosthenes bekannt, und so finden wir auch, dafs wahrscheinlich Ol. 107, 2 (350)[1]) Apollodor ein Psephisma im Rate einbrachte, die Ueberschüsse jenem Gesetze gemäfs zu verwenden und sie der Vergnügungskasse zu entziehen. Um so sicherer waren der Kriegskasse die Erträge der εἰσφοραί, denn dieselben wurden in Athen niemals anders als für Kriegszwecke ad hoc erhoben. Eine regelmäfsige direkte Besteuerung zur Bestreitung der allgemeinen Staatsbedürfnisse kannte man nicht; sie wurde immer als ein Aushilfsmittel angesehen, zu welchem man nur in der Not greifen könne und ist nie etwas anderes als eine Kriegssteuer gewesen: so wird in der Rede gegen Polykles 50 τὰ στρατιωτικά als ein Synonym von προεισφορά gebraucht. Während nun in allen uns überlieferten Fällen die Erhebung der Eisphora eine ganz ausnahmsweise Mafsregel ist und je für einmal durch besondere Ausschreibung erfolgt, finden wir doch ein Beispiel, dafs die direkte Besteuerung zu einer dauernden Einrichtung gemacht wurde: C. I. A. II 270 werden zwei Metöken unter Anderem dafür belobt, dafs sie zu einer für den Bau der Schiffshäuser und des Seearsenals von Ol. 108, 2 — 114, 2 (347—323) in der Höhe von 10 Talenten ausgeschriebenen Eisphora bereitwillig beigetragen hatten. Es ist dies aber genau die Zeit, in welcher uns durch die Inschrift zu Ehren der Söhne Leukons die Existenz einer von den übrigen Staatseinkünften abgetrennten Kriegskasse bezeugt ist, und wir hoffen, dafs es nur der Zusammenstellung dieser Tatsache mit der sonst ganz unerhörten Erhebung einer regelmäfsigen Einkommensteuer bedarf, um keinen Zweifel übrig zu lassen, dafs diese zu dem Zwecke angeordnet worden ist, um die Kriegskasse von dem schwankenden und unsicheren Ertrage der Ueberschüsse und von der ad hoc anzurufenden Geneigtheit der Bürger zu einer Ausschreibung zu emancipiren und ihr einen stabilen Fonds zu sichern. Dafs nicht blos die Metöken, sondern auch die Bürger beisteuern mufsten, ist gewifs das bei weitem Wahrscheinlichste; ob die jährlichen 10 Talente nur den von den Metöken aufzubringenden oder den gesammten Betrag darstellen, kann zunächst unsicher scheinen, doch wird zur Entscheidung für die erstere Eventualität die Erwägung den Ausschlag zu geben haben, dafs mit den Hafenbauten die Bedürfnisse der Landesverteidigung nicht erschöpft waren und dafs die Summe von 10 Talenten zu gering ist, um als die der gesammten Ausschreibung glaublich zu sein. Stimmt man unserer Combination zu, dafs jene dauernde Eis-

1) Vergl. Schäfer Demosth. III, 2 S. 179 f.

phora geschaffen wurde, um der Kriegskasse eine regelmäfsige Dotation zuzuführen, so wird man auch zugeben müssen, dafs es sehr sonderbar wäre, wenn man diese Kasse mit selbständigen Mitteln ausgestattet hätte, ohne ihre Organisation durch Einrichtung einer selbständigen Verwaltung zu vollenden und wir können daher mit Zuversicht die erste Einsetzung eines Kriegsschatzmeisters in das Anfangsjahr jener Eisphora, also in Ol. 108, 2 (347) verlegen.[1])

Die damaligen Zeitumstände machen es im höchsten Grade glaubhaft, dafs man an eine zweckmäfsige Organisation der Kriegskasse dachte und eine Erwägung derselben wird unsere Combination aufs beste unterstützen. Olynth war eben gefallen, und dies Ereignifs hatte die Athener aus ihrer schimpflichen Lethargie aufgerüttelt; die makedonische Gefahr war näher gerückt und man sah ein, dafs man die Verteidigungskraft der Stadt heben müsse: man legte zur Herstellung der Mauern und Türme Hand an.[2]) Demosthenes war in diesem Jahre Ratsmann,[3]) derselbe Demosthenes, der während der Belagerung von Olynth nicht müde geworden war, den Athenern die Notwendigkeit der direkten Besteuerung zu Kriegszwecken ans Herz zu legen; es war dies, verbunden mit der Mahnung, dafs die Bürger selbst in den Krieg ziehen sollten, sein mit leidenschaftlicher Eindringlichkeit fortwährend wiederholtes *ceterum censeo*.[4]) Der unglückliche Ausgang von

---

[1]) Dionys von Halikarnafs hat uns die allem Anschein nach genau ausgeschriebene Nachricht des Philochoros über die Ol. 110, 2 vor der Schlacht bei Chäronea erfolgte Sistirung des Baues der Schiffshäuser und der Skeuothek aufbewahrt. Sie lautet (Fragm. 135 Müller): *Λυσιμαχίδης Ἀχαρνεύς· ἐπὶ τούτου τὰ μὲν ἔργα τὰ περὶ τοὺς νεωσοίκους καὶ τὴν σκευοθήκην ἀνεβάλοντο διὰ τὸν πόλεμον πρὸς Φίλιππον· τὰ δὲ χρήματα ἐψηφίσαντο πάντ' εἶναι στρατιωτικὰ Δημοσθένους γράψαντος.* Aus diesen Worten kann keine Instanz gegen unsre Ansicht, dafs die zu den Hafenbauten ausgeschriebene Steuer in die Kriegskasse geflossen sei, hergeleitet werden, indem man etwa meinte, der Chronist habe die Geldverwendung zu diesen Bauten und die Verwendung zu militärischen Zwecken in Gegensatz gestellt. Denn dafs die Bauten einen militärischen Zweck hatten, liegt auf der Hand; *χρήματα στρατιωτικά* steht hier nicht in der finanztechnischen Bedeutung von «Kriegskasse», sondern das prädicative *στρατιωτικά* hat den prägnanten Sinn: «zur unmittelbaren Kriegführung dienend». In der äufsersten Notlage benutzt man natürlich die Mittel nicht zur weiteren Rüstung, sondern zum Schlagen: die Athener decretirten, dafs die bisher für die Kriegsbauten bestimmten wie alle andern verfügbaren Gelder, d. h. vor Allem die sonst in die Theorikenkasse abgeführten, dem jetzt dringendsten Zwecke, der Ausrüstung und Erhaltung des Aufgebotes, dienen sollten. Wären die Baugelder nicht in einem weiteren Sinne auch *στρατιωτικά* gewesen, so hätte gar nicht gesagt zu werden brauchen, dafs die Bauten jetzt verschoben wurden, dann war dieser Aufschub durch die Bestimmung *τὰ χρήματα πάντα εἶναι στρατιωτικά* selbstverständlich.

[2]) Aeschines 1, 80.

[3]) Aeschines 3, 62.

[4]) Olynth. 2, 31: *Λέγω δὴ κεφάλαιον, πάντας εἰσφέρειν ἀφ' ὅσων ἕκαστος ἔχει τὸ ἴσον, πάντας ἐξιέναι κατὰ μέρος.* Vgl. 1, 6. 19 f. 2, 13. 24. 27. 3, 10. 19. 33 f.

Olynth mufste seinen Bestrebungen eine mächtige Unterstützung verleihen, und da er als Ratsmann in die Lage gesetzt war, unmittelbar dafür zu wirken, so wäre es wunderbar, wenn er nicht mit aller Energie dafür eingetreten wäre. So können wir denn die selbständige Organisation und Dotirung der Kriegskasse so auffassen, dafs es Demosthenes damals gelang, die Hälfte seines Programms zur Verwirklichung zu führen. Ueber seine Zeit hinaus ist jene Eisphora nicht erhoben worden, sie dauerte so lange das Ringen des attischen Staates um die Selbständigkeit dauerte: das letzte Jahr der Steuer, 323, ist das des lamischen Krieges, auf welchen die Knechtung Athens durch Antipatros, die Aufhebung der Verfassung, die Beseitigung des Demosthenes und der übrigen Patrioten folgte. So ist die Zeit dieser Steuer im Wesentlichen die von Demosthenes' politischer Wirksamkeit, und wir werden seinem Ruhmeskranze als ein neues und nicht das geringste Blatt die Tatsache hinzufügen dürfen, dafs es ihm zuerst und ihm allein von allen athenischen Staatsmännern gelungen ist, die Abneigung seiner Mitbürger gegen eine fortlaufende direkte Besteuerung zu überwinden und seiner Vaterstadt dadurch die materielle Grundlage des Widerstandes zu sichern. —

Als die Bewahrer von etwa vorhandenen Schatzreserven hatten wir die Schatzmeister der Göttin kennen gelernt; dafs für die laufenden Staatseinkünfte die Kriegskasse nicht als Centralkasse gelten kann, glauben wir gezeigt zu haben. Diese Centralkasse zu führen, kann nur der Vorstand der Verwaltung (*ὁ* oder *οἱ ἐπὶ τῇ διοικήσει*) bestimmt gewesen sein und die Verteilung der vorhandenen Mittel an die übrigen Behörden wie eine etwaige Ueberweisung an den Staatsschatz nach Mafsgabe der gesetzlichen Bestimmungen und der Volksbeschlüsse vorzunehmen, mufs ihm obgelegen haben. Der Vorsteher der Verwaltung ist «der allgemeine Zahlmeister, welcher alles durch die Apodekten eingenommene und zur Ausgabe bestimmte Geld erhält und die einzelnen Kassen damit versorgt»;[1]) wollen wir die Analogie moderner Staatseinrichtungen heranziehen, so entspricht der Vorsteher der Verwaltung unserem Finanzminister, während die Apodekten die Generalstaatskasse führen. Irren wir nicht, so ergiebt unsere Darstellung eine in sich völlig glaubhafte und mit den Quellen übereinstimmende Anschauung von den Competenzen der vornehmsten Schatzämter und dem Ineinandergreifen ihrer Funktionen.

---

[1]) Böckh Staatshaush. d. Ath. I S. 225.

Die Schatzmeister der Göttin scheinen uns in einer weiteren Inschrift, C. I. A. II 612, als Verwalter des Staatsschatzes hervorzutreten, wenn sie nicht etwa hier dem Staate aus dem Tempelschatz ein Darlehen gewähren. Es ist ein Decret der attischen Ritter aus Ol. 120, 2 (299), in welchem dieselben die Schatzmeister dafür beloben, dafs sie in Gemeinschaft mit den Hipparchen ihnen die Auszahlung rückständiger Verpflegungsgelder vom Volke erwirkt hatten.[1]) Wäre die Unterhaltung der Reiterei, welche durch ihre Teilnahme an den Processionen ja auch dem Cultus diente, ordnungsmäfsig der Kasse der Göttin zur Last gefallen, so wäre eine Intervention des Volkes nicht nötig gewesen, und somit war in der Zeit unserer Inschrift die Staatskasse gewifs ebenso zu dieser Zahlung verpflichtet, wie es im fünften Jahrhundert sicher der Fall war, da die Schuldurkunde C. I. A. I 188 auch Summen verzeichnet, welche die Tempelkasse dem Staate zu den Ausgaben für die Ritter vorgestreckt hatte. Wir werden uns also als Anlafs des Decretes vorzustellen haben, dafs die Schatzmeister der Göttin auf Bitte der Hipparchen entweder beim Volke die Ermächtigung nachgesucht hatten, die Rittergelder aus bereiten Beständen des Staatsschatzes zu decken oder dafs sie den nötigen Betrag aus dem heiligen Schatze dem Volke vorgeschossen hatten.

Welche Auffassung auch hier vorgezogen werden mag; dafs auch nach Euklid die Tempelschätze im Notfall dem bedrängten Staate durch Darlehen zur Hilfe kamen, möchten wir mit Hartel[2]) daraus schliefsen, dafs in einigen Inschriften (C. I. A. II 17. 44. 84. 86) die Kosten für die Urkundenstelen nicht, wie die Regel ist, auf den *ταμίας τοῦ δήμου*, sondern auf die Schatzmeister der Göttin angewiesen werden, mit dem Zusatze, dafs die Zahlung *ἐκ τῶν δέκα ταλάντων* erfolgen solle. Bekannt ist die Zeit dieser Inschriften bei 17, der Urkunde des zweiten Bundes aus Ol. 100, 3, und bei 86, welche Böckh (zum C. I. Gr. 87) auf die Zeit zwischen Ol. 101 und 103 bestimmt hat: die Inschriften können demnach sämmtlich nur wenige Jahre auseinander liegen. Es stimmt dieser Umstand vortrefflich zu der an sich wahrscheinlichsten Auffassung dieser zehn Talente, dafs sie als der Betrag einer Anleihe aus den Schätzen der Göttin anzusehen sind; dieselbe wurde nicht auf einmal, sondern in der Form entnommen, dafs die einzelnen dem Staate erwachsenden Zahlungen unmittelbar auf diese Summe und folglich auf die Schatzmeister der Göttin angewiesen wurden, bis der

[1]) *Ἐπειδὴ οἱ ταμίαι τῶν τῆς θεοῦ . . . ἐπεμελήθησαν μετὰ τῶν ἱππάρχων, ὅπως ἂν οἱ ἵππεις τόν τε σῖτον κομίσωνται παρὰ τοῦ δήμου τὸν ὀφειλόμενον αὐτοῖς.*

[2]) Studien über attisches Staatsrecht und Urkundenwesen S. 131 ff.

ganze Betrag aufgebraucht war. Hartel hat vermutet, dafs diese zehn Talente mit denjenigen identisch seien, welche die Metöken von Ol. 108, 2—114, 2 jährlich als Eisphora aufzubringen hatten und die wir als zur Füllung des Kriegsschatzes bestimmt nachgewiesen zu haben glauben. Wenn unser Nachweis überzeugend ist, so macht er die Hartel'sche Ansicht von selbst hinfällig, aber sie läfst sich abgesehen davon leicht widerlegen. Hartel mufs annehmen, dafs jene Eisphora für heilige Zwecke erhoben worden sei und in den Tempelschatz flofs, was dem Begriffe der Eisphora ganz widersprechend ist, bei welcher der Charakter einer Kriegssteuer immer festgehalten wurde. Ferner stimmen die Zeiten nicht: dafs die metökische Eisphora schon zu der Zeit erhoben worden sei, in welcher nach unseren Urkunden die heiligen Schatzmeister aus dem Fonds der zehn Talente zahlten, dafür fehlt jedes Anzeichen. —

Wir hatten für unsere Betrachtung die Verhältnisse des fünften Jahrhunderts, wie Kirchhoff sie uns kennen gelehrt hat, als eine sichere Grundlage zum Ausgangspunkt gewählt. Wir haben dies mit Bedacht getan, obwol sich Herr Beloch jüngst im Rheinischen Museum N. F. Bd. 39 S. 43 ff. Mühe gegeben hat, diese Grundlage zu erschüttern. Wir wollen zu diesem Versuche nur Folgendes bemerken. Kirchhoffs Beweisführung beruht darauf, dafs schon zu Beginn von Ol. 88, 1 der Schatz von 5000 Talenten verbraucht war, der nach Thukydides II 13 zu Anfang des peloponnesischen Krieges auf der Akropolis als disponibel vorhanden gewesen ist. Nun ist auch nach Beloch der von Kirchhoff auf die Organisation des Staatsschatzes gezogene Schluss «unanfechtbar», wenn diese Prämisse richtig ist; «er steht und fällt mit der Behauptung, dafs der Schatz im Herbst 428 erschöpft war». Dafür, dafs dies der Fall war, führt Kirchhoff die Tatsache an, dafs Ol. 88, 1 zum ersten Male während des Krieges eine Vermögenssteuer ausgeschrieben wurde: dies wäre nicht geschehen, wenn eine Schatzreserve verfügbar gewesen wäre. Dieser Erwägung zeigt sich Beloch nicht zugänglich; ihm ist sie nur ein «emphatischer» Ausruf und so findet er sich berechtigt, Kirchhoffs Prämisse eine durch keine Gründe gestützte Behauptung zu nennen. Dabei verschweigt er, dafs Kirchhoff für seine Ansicht noch einen andern Grund beibringt als eine aus der Kenntnifs des historischen Materials geschöpfte principielle Betrachtung, die nur für den überzeugend sein kann, der in diesen Dingen zu Hause ist: das Zeugnifs des Thukydides III 17. An einer andern Stelle (S. 54 Anm.) erhalten wir dann ganz beiläufig die Versicherung, dafs dieses Kapitel «interpolirt» sei, eine Behauptung, der man zwar den Vorwurf der

Emphase nicht machen kann, aber jedenfalls den, dafs sie von Herrn Beloch gänzlich unbewiesen gelassen ist. Wir dürfen nun den Spiefs einigermafsen umkehren: Herrn Belochs Angriff bliebe zwar nicht stehen, wenn das Kapitel unecht wäre, aber er fällt sicher, wenn es echt ist. Nun ist zwar der Nachweis der Unechtheit früher versucht worden und er hat Zustimmung gefunden, aber er ist von Evidenz weit entfernt, und gründliche Kenner des Historikers haben ihm aufs lebhafteste widersprochen, zuletzt Herbst im Philologus Bd. 42 S. 681 ff. Der Verfasser dieser Zeilen ist fest davon überzeugt, dafs kein Andrer wie Thukydides dieses Kapitel geschrieben hat, und was speciell die hier in Betracht kommenden Worte betrifft (*τὰ μὲν χρήματα οὕτως ὑπαναλώθη τὸ πρῶτον*), so sind sie frei von jedem Anstofs: der Ausdruck *ὑπαναλίσκειν* «allmälig aufzehren» ist völlig passend, und wie Herbst bemerkt, hätte der Interpolator damit eine hier äufserst bezeichnende Zusammensetzung gebraucht, die in der ganzen erhaltenen Literatur nur noch wenige Male vorkommt. Die Gründe für Kirchhoffs Prämisse sind also doch nicht mit so leichter Hand wegzuräumen.

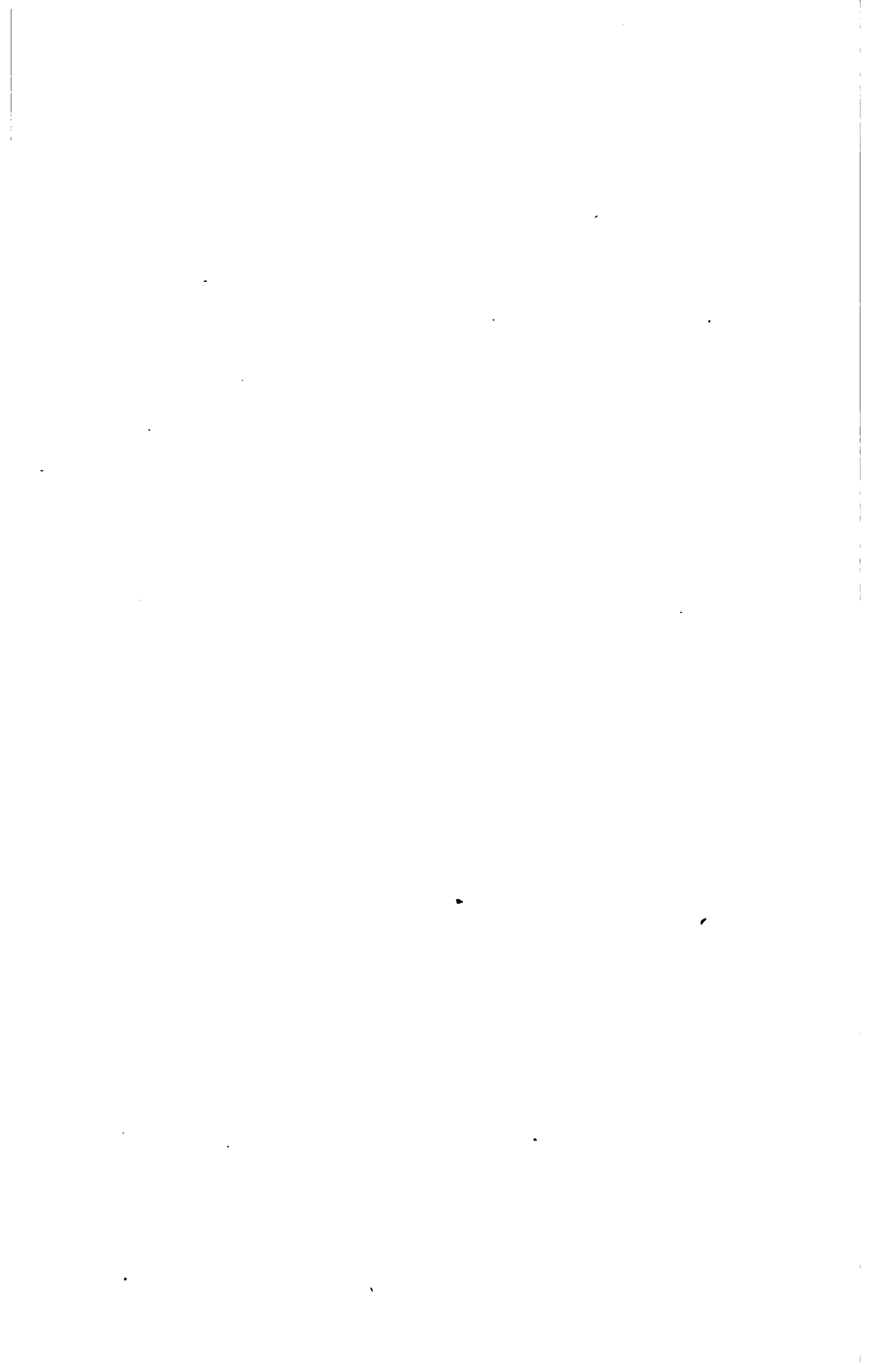
Eine weitere Ausdehnung dieser Polemik wäre ebenso überflüssig wie für den Anlafs dieser Zeilen ungeeignet. Wir wollen vielmehr noch darauf aufmerksam machen, dafs dieselbe principielle Scheidung und räumliche Vereinigung von heiligen und profanen Schätzen, wie sie Kirchhoff für Athen nachgewiesen hat, sich noch zu Anfang des zweiten Jahrhunderts in Delos findet: der heilige Schatz wird hier von den *ἱεροποιοί* verwaltet, der profane Staatsschatz von den *ταμίαι*, die ihn im Apollo-Tempel deponiren.[1]) Bei dem engen Zusammenhange zwischen Athen und Delos bietet diese vollständige Analogie eine wertvolle Bestätigung für Kirchhoff's Auffassung.

[1]) Homolle im Bulletin de corr. hellén. V, p. 85.

V.

CARL FRICK

Zur Kritik des Joannes Malalas.



Nachdem Jagic im Archiv für slav. Philologie (B. II S. 4 ff.) die deutschen Gelehrten auf die Wichtigkeit der altslavischen Uebersetzungen des nur im Auszuge[1]) erhaltenen Geschichtswerkes des Joannes Malalas, zugleich unter Hinweis auf die grundlegenden Arbeiten von Obolenski und Popoff[2]), aufmerksam gemacht hatte, unternahm es Carl de Boor, auf Anregung Mommsens und unterstützt von Jagic, den Werth des im Moskauer Codex des Annalisten von Perejaslawl enthaltenen altrussischen Malalastextes an der Hand der vom Fürsten Obolenski mitgetheilten Bruchstücke festzustellen. Seine Prüfung ergab[3]), «dafs die slavische Uebersetzung allerdings zur Herstellung eines besseren griechischen Textes gute Dienste leisten werde, dafs dieselbe aber andererseits auch im Vergleich zum edierten griechischen Texte sehr lückenhaft sei, da eben in dem slavischen Texte nicht Malalas übersetzt sei, sondern ein aus ihm gemachter Auszug, der wiederum viele Interpolationen aus dem Bibeltexte und Georgios Hamartolos aufweise.»

Noch immer aber fehlt die hülfreiche Hand, welche wenigstens die bei Obolenski und Popoff mitgetheilten Excerpte weiteren Kreisen zugänglich machte. Nur einzelne Fragmente aus dem Werke von Obolenski sind neuerdings von Hermann Haupt[4]), den seine Studien unabhängig von Jagic auf den Annalisten von Perejaslawl führten, in

---

[1]) Vergl. C. Müller, F. H. G. V, p. XIV und Mommsen, Hermes VI, p. 380 ff.

[2]) Obolenski, der Annalist von Perejaslawl, erschien im IX. Bande der Chronik der Moskauer Gesellsch. f. Geschichte und Alterthumskunde (russisch, die Bände werden einzeln abgegeben). — Andrej Popoff, Uebersicht der Chronographen russischer Redaktion. 1866, 2 Hefte (ebenfalls russisch, nach Aussage Petersburger Buchhändler vergriffen).

[3]) Hermes XV, p. 235 f.

[4]) Im Hermes XV, p. 232 ff.

griechischer Fassung publiciert worden. Diese freilich sind von höherem Interesse, als bisher bemerkt worden ist.

I.

Weder in dem am Anfange defecten Baroccianus (No. 182) noch in der von Cramer, Anecdota Paris. II p. 231 ff. herausgegebenen Epitome des Malalas findet sich der von Obolenski p. XVII mitgetheilte Prolog der Chronographie. Derselbe lautet folgendermafsen: *πάνυ καλὸν ἡγοῦμαι συντόμως διεξέρχεσθαι ἕκαστον κεφάλαιον τῶν ἱστοριῶν, αἳ ὑπὸ Μωϋσέως τοῦ χρονογράφου καὶ ὑπ' Ἀφρικανοῦ καὶ Εὐσεβίου τοῦ Παμφίλου καὶ Πανσανίου καὶ Διδύμου καὶ Θεοφίλου καὶ Κλήμεντος καὶ Διοδώρου καὶ Δομνίνου καὶ Εὐσταθίου καὶ ὑπὸ τῶν ἄλλων πολυπραγμονησάντων χρονογράφων καὶ ἱστορέων καὶ ποιητῶν [δεδήλωνται καὶ] διηγεῖσθαι καὶ ἐμοὶ [?] τὰ ἀληθῶς γεγενημένα*[1]) *ἐν τῷ μέρει καὶ ἐν τοῖς χρόνοις τῶν βασιλέων [καὶ] εἰς τὰ ὦτά μου εἰσελθόντα, λέγω δή, ἀπὸ τῆς βασιλείας τοῦ Ζήνωνος καὶ τῶν μετ' αὐτὸν βασιλευσάντων κτλ.*

Mit völliger Sicherheit läfst sich aus den ausgeschriebenen Worten, wie bereits Haupt bemerkte, die Frage nach der Abfassungszeit der Chronographie des Joannes Malalas dahin entscheiden, dafs die Regierungsgeschichte des Justinian den Schlufs seines Werkes bildete,[2]) und dafs er selber ein Zeitgenosse jenes Kaisers und der Vorgänger desselben, Zeno, Anastasius I. und Justinus I., war. Andererseits aber ergiebt sich noch ein weiterer, nicht unerheblicher, Gewinn aus dem slavischen Anecdoton. Augenscheinlich nämlich liegt der Prolog des Malalas, nur in kürzerer Fassung, auch in den Eingangsworten der Excerpte des Codex Paris. 1630 fol. 234 (Müller, F. H. G. IV p. 540) vor. Man urtheile:

Ἀπὸ τῆς ἐκθέσεως Ἰωάννου Ἀντιοχέως τῆς περὶ χρόνων καὶ κτίσεως κόσμου πονηθείσης, ὥς φησιν, ἀπὸ βίβλων Μωσέως, Ἀφρικανοῦ, Εὐσεβίου, Παππίου καὶ Διδύμου καὶ ἑτέρων.

Liest man für *Παππίου*, wie es nothwendig ist, *Πανσανίου*[3]), so

---

[1]) Haupt vermuthet, dafs ursprünglich *τὰ ἐπ' ἐμοῦ ἀληθῶς γεγενημένα* gelesen wurde.

[2]) Hody, Prolegomena zu Malal. p. XXXVIII ff. der Bonner Ausg., setzte den Malalas ins 9. Jahrh., C. Müller, F. H. G. IV, p. 536, in das Ende des 7. und den Anfang des 8. Jahrh.; dagegen Reiske (Commentar zu Constantin. Porphyr. II, p. 855 der Bonner Ausgabe), Gibbon (History of the decline and fall of the Roman empire, Cap. XL, not. 11), Dindorf (Vorrede zur Bonner Ausg. des Malal. p. V ff.), Gutschmid (Die Grenze zwischen Alterthum und Mittelalter. Grenzboten 1869. I, p. 330 ff.), Mommsen (Hermes VI, p. 381), Köcher (de Joannis Antiocheni aetate, fontibus, auctoritate. Diss. Bonn. 1871, p. 6 ff.) vertraten die Ansicht, dafs Malalas bald nach Justinian sein Werk verfafst habe.

[3]) Ein Schriftsteller namens *Παππίας* findet sich nirgends erwähnt. Carl Müller

kann kein Zweifel darüber obwalten, dafs die Anfangsworte der Pariser Excerpte nichts als eine kürzere Redaction des Prologes der Chronographie des Malalas repräsentieren. Daraus aber folgt dann weiter die in mehrfacher Beziehung wichtige Thatsache, dafs jene Excerpte nicht mit Carl Müller dem Joannes von Antiochien, sondern, wie schon Cramer[1]) wollte, dem Joannes Malalas zuzuweisen sind. Prüfen wir nun weiter, wie sich der Inhalt der Excerpte selbst zu der hier gegebenen Erklärung stellt, so ergiebt eine Confrontation derselben mit den beglaubigten Vertretern des Malalastextes folgendes Resultat.

Müller Frg. 2 § 2 (a. a. O. p. 540) deckt sich sowohl sachlich als auch dem Wortlaute nach, abgesehen von Kleinigkeiten, die zum Theil auf Schreibversehen beruhen, mit dem Text des Malalasexcerptes bei Cramer, Anecd. Paris. II, p. 231, 20—26.

§ 3—8 = Cramer II, p. 232, 3—28. Die einzige Verschiedenheit besteht darin, dafs der Cod. 1630 das Weib des Seth *Ἀζουρά* nennt, während es im Cramerschen Texte richtiger *Ἀσουάμ* heifst, eine naheliegende Verwechselung, da *Ἀζουρά*, das Weib Kains, gleich im Folgenden von Malalas namhaft gemacht wurde.

§ 9—13 haben den Malalastext vollständiger bewahrt, als das Excerpt bei Cramer II, p. 232, 29 — 233, 3, wie folgende Gegenüberstellung lehrt:

Cod. Paris. 1630.	Cramer.
Ἐν τοῖς χρόνοις τούτοις σφαῖραν πυρὸς ἔπεμψεν ὁ θεὸς ἐκ τοῦ οὐρανοῦ κατὰ τῶν ὄντων ἐν τῇ Κελτικῇ χώρᾳ γιγάντων, καὶ ἔκαυσεν αὐτὴν	*Ὁ δὲ Πλούταρχος φησὶν ὅτι σφαίρα πυρὸς κατενέχθη εἰς τὴν Κελτικὴν χώραν ὑπὸ τοῦ Θεοῦ, κατέκαυσε τοὺς γίγαντας, καὶ εἰς τὸν Ἠριδανὸν*[2])

identificierte ihn mit dem in den *παρατάξεις σύντομοι χρονικαί* (Bonner Ausg. des Codinus p. 175) genannten *Παπίας*, der aber frühestens unter Anastasius I. gelebt haben kann, da er eines Ereignisses aus der Regierungszeit dieses Kaisers gedenkt, mithin schwerlich schon von Malalas benutzt wurde. Noch viel weniger kann an den von Eusebius in seiner Kirchengeschichte mehrfach (II, 15; III, 36, 39) citierten Bischof Papias, einen Schüler des Evangelisten Joannes, gedacht werden, vergl. Köcher a. a. O. p. 28. Dagegen ist der Chronograph Pausanias ein bevorzugter Gewährsmann des Malalas (vergl. p. 38, 15. 197, 17. 203, 22. 204, 2, 8. 248, 15 ed. Bonn.). Auch das übrige Contingent der im Prolog genannten Schriftsteller findet sich bei Malalas citiert: Moses p. 67, 6, Africanus p. 53, 14. 62, 6. 69, 3 u. ö., Eusebius p. 53, 17. 57, 9. 70, 9 u. ö., Didymus p. 81, 8. 86, 17. 166, 22, Clemens p. 34, 10. 228, 18 u. ö., Theophilus p. 29, 4. 59, 17 u. ö., Diodorus p. 54, 13. 68, 10., Domninus p. 88, 16. 142, 19 u. ö., Eustathius p. 399, 3.

[1]) Anecdot. Paris. II, p. 379.

[2]) *Κρηδανὸν* codex, em. Cramer.

καὶ αὐτούς. Καὶ εἰς τὸν Ἠριδανὸν[1]) ποταμὸν ἐνεχθεῖσα ἡ σφαῖρα ἐσβέσθη. Τοῦτο ἱστοροῦσι τὸ πῦρ,[2]) καὶ λέγουσι τὸν υἱὸν τοῦ Ἡλίου εἶναι, ὃν Φαέθοντα εἶπον, πεπτωκότα ἐκ τοῦ ἅρματος εἰς τὴν γῆν. Καὶ ποιητικῶς μὲν οὕτω τὴν ἱστορίαν συνεγράψατο Ὀβίδιος, ἀληθέστερον δὲ εἶπεν ὁ Χαιρωνεὺς Πλούταρχος. Τούτους ἰδόντες οἱ λοιποὶ γίγαντες κεραυνοβοληθέντας, ἔμειναν ἀπειθεῖς· καὶ ὀργισθεὶς ὁ Θεὸς εἶπεν· „Οὐ μὴ καταμείνῃ τὸ πνεῦμά μου ἐν αὐτοῖς διὰ τὸ εἶναι αὐτοὺς σάρκας.“ Τούτους Πείσανδρος, ποιητὴς Ἑλλήνων, ὠνόμασε δρακοντόποδας, ἐκ τῆς γῆς γεννηθέντας, καὶ τολμήσαντάς τινα κατὰ τῶν ὑψίστων θεϊκῶν δυνάμεων, ἕως τὸ θεῖον διαφόροις πληγαῖς ἠνάλωσεν. Ὁ δὲ Σέρβιος[3]) εἶπεν ἐν βαθείᾳ πεδιάδι διάγοντας ἐσχηκέναι πόλεμον μετά τινων οἰκούντων ἐν ὑψηλοῖς ὄρεσι, καὶ ταῖς κοιλίαις συρομένους φονευθῆναι ὑπὸ τῶν ἐν τοῖς ὑψηλοῖς οἰκούντων.	ποταμὸν ἐνεχθεῖσα ἡ σφαῖρα ἐσβέσθη. τοῦτο τὸ πῦρ ἱστοροῦσιν οἱ Ἕλληνες, καὶ λέγουσι τὸν υἱὸν τοῦ ἡλίου εἶναι τὸν Φαέθοντα, πεπτωκότα ἐκ τοῦ ἅρματος τοῦ ἡλίου εἰς τὴν γῆν. οἱ δὲ λοιποὶ γίγαντες, ἰδόντες τοὺς ἐξ αὐτῶν κεραυνωθέντας[4]) ἔμειναν ἀπειθεῖς· καὶ ὀργισθεὶς ὁ Θεὸς, εἶπε πρὸς αὐτοὺς, „ὅτι οὐ μὴ καταμείνῃ τὸ πνεῦμα μου“, καὶ τὰ ἑξῆς, ὡς ἐμφέρεται ἐν τοῖς Μωσαϊκοῖς συγγράμμασιν.

Daſs dasjenige, was der Codex 1630 mehr bietet als der Text Cramers, in der That Eigenthum des Malalas sei und nicht fremder Zusatz, beweist auch noch ferner die Erwähnung des Servius, eines Schriftstellers, der zu den hervorragendsten Gewährsmännern des Malalas gehört zu haben scheint, vergl. Bonn. Ausg. p. 162, 14. 181, 2; Gelzer, Sextus Julius Africanus p. 229 u. 245.

Wäre die Chronik des Logotheten Symeon bereits vollständig ediert, so würde sich vermuthlich noch Genaueres feststellen lassen. Wenigstens scheinen die von C. Müller aus dem Cod. Paris. 1762 fol. 22

---

1) Ἰορδάνην codex, em. Müller.
2) Unnötig erscheint Müllers Zusatz οἱ Ἕλληνες.
3) Σέραιος cod., em. Cramer.
4) κρανοθέντας cod., em. Cramer.

ausgeschriebenen Worte dieser Chronik auf Malalas als Quelle zurückzugehen: *ἢ ὡς Σέρβιος ἱστορεῖ, ὅτι πόλεμον ἔχοντες μετά τινων οἰκούντων ἐν ὑψηλοῖς, εἶτα χερσὶ* [*καὶ ποσὶ* add. mgo] *καὶ κοιλίαις ὡς δράκοντες κατ' αὐτῶν ἀνέρποντες, ὑφ' ὧν καὶ πολλοὶ πολλάκις ἄνωθεν ἀνῃροῦντο βαλλόμενοι, δρακοντόποδες ἐκέκληντο.*

Auch § 14 (Müller p. 540) bietet mehrere brauchbare Erweiterungen des Malalastextes bei Cramer II, p. 233, 4—11.

Cod. Paris. 1630.

Τότε ἐγένετο Νῶε, ἄνθρωπος ἀγαπώμενος ὑπὸ τοῦ Θεοῦ, καὶ ἐγένετο ὁ κατακλυσμὸς, καθὼς ἐν τοῖς Βιβλίοις φέρεται. Ἔτη ἀπὸ Ἀδὰμ ἕως τοῦ κατακλυσμοῦ ͵βφνβ'. Ἐν δὲ τῷ χβ' ἔτει τῆς ζωῆς αὐτοῦ ἐξῆλθε Νῶε ἀπὸ τῆς κιβωτοῦ, καὶ πᾶσα ψυχὴ τοῦ γένους αὐτοῦ. Καὶ μετὰ τὸ παύσασθαι τὸν κατακλυσμὸν ἐκάθισεν ἡ κιβωτὸς, ὡς μὲν Πέργαμος συνεγράψατο, ἐν τοῖς ὄρεσι Ἀραρὰτ τῆς Πισιδίας ἐπαρχίας, ἧς μητρόπολις ἡ Ἀπάμεια· ὡς δὲ Ἰώσηπος καὶ ἄλλοι, ἐν τοῖς ὄρεσι Ἀραρὰτ τῆς Ἀρμενίας μεταξὺ Πάρθων καὶ Ἀρμενίων [Ἀ]διαβηνῶν.

Cramer.

Καὶ ἐγένετο ἄνθρωπος ἀγαπώμενος ὑπὸ τοῦ Θεοῦ, ὀνόματι Νῶε καὶ ἐποίησε Θεοῦ προστάξει κιβωτὸν, καὶ εἰσῆλθεν αὐτὸς καὶ οἱ υἱοὶ αὐτοῦ πάντες, καὶ ἐκ τῶν θηρίων καὶ ἑρπετῶν καὶ πετεινῶν. καὶ ἐγένετο ὁ κατακλυσμὸς ἡμέρας —, καὶ ἀπέθανε πᾶσα σὰρξ ἔχουσα πνεῦμα ζωῆς. Ἐγένετο δὲ ἀπὸ Ἀδὰμ ἕως τοῦ κατακλυσμοῦ ἔτη[1]) *͵βφηβ', καὶ γενεαὶ ι'. μετὰ δὲ τὸ παῦσαι τὸν κατακλυσμὸν, εὑρέθη ἡ κιβωτὸς εἰς τὰ ὄρη Ἀραρὰτ τῆς Πισσιδίας, καὶ ἔστιν ἐν αὐτῷ ξύλα ἕως τοῦ νῦν.*

§ 15 des cod. Paris. 1630 stimmt wörtlich mit Cramer II, p. 233, 12—15, nur dafs in letzterer Version die Worte *καὶ ἐν τοῖς ὕδασι ἔθεντο αὐτὰ νήχεσθαι* hinter *πρῶτοι ἐποίησαν πλοῖα* fehlen. Ferner giebt der Codex 1630 die in der Handschrift Cramers nicht mehr vorhandene Zahl der von der Sündfluth bis zum Thurmbau verflossenen Jahre *το'*, doch sicherlich ebenfalls nicht richtig.

In § 16 weicht namentlich der Anfang vom Cramerschen Texte (p. 233, 16—27) ab. Der Cod. 1630 schreibt dem Cainan die Abfassung der Astronomie zu, Cramers Epitome dagegen dem Arphaxad. Aufserdem beruft der Codex 1630 sich für seine Angaben zweimal auf die Autorität des Josephus. Die betreffende Stelle liest man in Joseph. Arch. I, 2, 3, und das Citat fand sich schon bei Malalas, wie überhaupt der Cod. 1630 gegenüber dem Cramerschen Texte wieder

[1]) *ἔτει* cod., em. Cramer.

die vollständigere und richtigere Redaction vertritt. Dies ergiebt eine Vergleichung des Parallelberichtes der Chronik des Georgios Monachos, deren erster Theil bekanntlich grofse Verwandtschaft mit Malalas aufweist, wenn derselbe auch kaum mit Chilmeadus und anderen als ein reiner Auszug aus diesem anzusehen sein dürfte.[1]) Auch dieser Bericht nämlich (Bonner Ausg. des Malal. p. 6, 16—20) nennt den Cainan, nicht den Arphaxad, als Verfasser der Astronomie und citiert ebenso, wie der Cod. 1630, den Josephus als Quelle. Endlich hat auch der verwandte Bericht des Cedrenus I p. 16, 11—16 das Citat aus Josephus bewahrt.

§ 17 enthält, abgesehen von Cramer II p. 233, 30—32, die einzigen, bis jetzt aufgebrachten Trümmer des von Malalas seinem Werke eingefügten *διαμερισμὸς τῆς γῆς*. Nach den Untersuchungen von Gutschmid im Rh. Mus. 1858 p. 378 (Beiblatt) läfst der klägliche Zustand der Ueberlieferung wenigstens soviel erkennen, dafs die in derselben vertretene Recension derjenigen des Syncellus (Cedrenus), des Logotheten und des Barhebraeus am nächsten steht.

Die grofsen Fragmente 4 und 6 bei Müller p. 541 ff., welche die Berichte über die assyrischen, italischen und ägyptischen Götterkönige enthalten, stimmen meist bis auf den Wortlaut genau mit den anderweitig erhaltenen Relationen des Malalastextes, doch bieten sie auch einige willkommene Ergänzungen desselben. Folgende Uebersicht zeigt dies:

Frg. 4 § 1 = Cramer II, p. 233, 32—234, 3 u. 7—10.
§ 2 = Cramer p. 234, 10—17.
§ 3 = Cramer p. 234, 18—20.

§ 4 enthält einzelnes, was man in dem entsprechenden Passus bei Cramer p. 234, 20—35 vermifst, doch findet sich das Plus in den Malalasexcerpten des Chron. pasch. p. 65, 16—19 und p. 66, 11—13.

§ 5 und § 6 = Cramer p. 234, 35—235, 16. Zu bemerken ist, dafs in beiden Relationen, ebenso wie auch in dem Excerpt des Chron. pasch. p. 66, 20, Belos mit einer Regierungszeit von 2 Jahren ausgestattet ist. Ebendeshalb aber wird man auch die Aenderung Carl Müllers von β' in ξβ' nicht gut heifsen können.

Frg. 6 § 1 = Cramer p. 235, 24—34.
§ 2 = Cramer p. 235, 35—236, 4.
§ 3 = Cramer p. 236, 9—13.

---

[1]) Hierfür möge namentlich auf einen Punkt aufmerksam gemacht werden: Georgios Monachos übergeht, ebenso wie Joannes Antiochenus, in der assyrischen Königsreihe den bei Malalas zwischen Picus und Ninus vorhandenen Belos (s. Bonn. Ausg. des Malal. p. 18, 7).

§ 4 stimmt im ganzen mit Cramer p. 236, 13—20, doch nennt der Cod. Paris. 1630 allein die Mutter des Hermes-Faunus, *Μαιάς ἡ Ἰταλική*. Cedrenus I, p. 32, 11 hat den Namen zwar ebenfalls, aber er schöpft an jener Stelle bestimmt nicht aus Malalas, sondern aus einem verwandten Berichte, vermuthlich dem des Joannes von Antiochien (vergl. Gelzer, Africanus p. 75).

§ 5 = Cramer p. 236, 21—237, 1.

§ 6 handelt über Herakles, den Sohn des Zeus-Picus und der Alkmene, und bildet eine nicht unerhebliche Erweiterung unseres Malalastextes, denn in den übrigen Versionen desselben finden sich nur zwei kurze Andeutungen der im Cod. 1630 bewahrten Erzählung, eine nämlich im Oxforder Malalas p. 34, 15 f. ed. Bonn.: *Ὁ δὲ προειρημένος Πῖκος ὁ καὶ Ζεὺς ἐν τοῖς ἀνωτέροις χρόνοις ἔσχε μετὰ τὸν Ἑρμῆν καὶ τὸν Ἡρακλέα καὶ ἄλλον κτλ.* (vergl. auch Malal. p. 161), die andere in der Epitome des Chron. pasch. p. 69, 7—8: *ὁ αὐτὸς Πῖκος ὁ καὶ Ζεὺς ἔσχε μετὰ τὸν Ἑρμῆν καὶ Ἡρακλέα καὶ μετ' ἐκεῖνον κτλ.*

§ 7 = Cramer p. 237, 2—9 u. Chron. pasch. p. 82, 1—4.

§ 8 = Malal. p. 23, 1—24, 18.

§ 9 = Malal. p. 24, 19—25, 6.

§ 10, 11 u. 12 = Malal. p. 25, 18—27, 14. Cramer II, p. 237, 10—238, 20. Chron. pasch. p. 84, 15—86, 13.

§ 13 enthält einiges Selbständige gegenüber den Relationen des Mal. p. 27, 15—18 und des Chron. pasch. p. 86, 14—17.

Cod. Paris. 1630.	Malalas.	Chron. pasch.
Μετὰ Σῶστριν ἐβασίλευσε τῶν Αἰγυπτίων Φαραὼ ὁ καὶ Καραχώ, ἀφ' οὗ οἱ τῶν Αἰγυπτίων δυνάσται τὴν ἐπωνυμίαν ἔλαβον Φαραώ.	*Ὁ δὲ Σῶστρις βασιλεὺς μετὰ τὴν νίκην καταλαβὼν τὴν Αἴγυπτον τελευτᾷ· καὶ ἐβασίλευσε μετ' αὐτὸν τῆς τῶν Αἰγυπτίων χώρας Φαραὼ ὁ καὶ Μαραχὼ καλούμενος. Καὶ ἐκ τοῦ αὐτοῦ γένους ἐβασίλευσαν Αἰγυπτίων οἱ λοιποί.*	*Ὁ δὲ Σέσωστρις βασιλεὺς μετὰ τὴν νίκην καταλαβὼν τὴν Αἴγυπτον τελευτᾷ, καὶ ἐβασίλευσεν μετ' αὐτὸν τῆς τῶν Αἰγυπτίων χώρας Φαραὼ ὁ καὶ Νάχωρ καλούμενος, καὶ ἐκ τοῦ αὐτοῦ γένους ἐβασίλευσαν Αἰγυπτίων οἱ λοιποί.*

§ 14 = Malal. p. 28, 1—29, 17.

§ 15 = Malal. p. 30, 4—31, 8; 40, 2. Cramer II, p. 238, 21—31. Chron. pasch. p. 76, 11—77, 18.

§ 16 = Malal. p. 32, 1—12. Cramer p. 239, 13—24.

§ 17 = Malal. p. 34, 6—10.
§ 18 = Malal. p. 34, 10—17; 35, 5—37, 16.
§ 18* = Malal. p. 38, 1—16.
§ 19 = Malal. p. 38, 17—39,5.
§ 20 = Malal. p. 39, 5—9. Chron. pasch. 73, 21—74, 3.

Ein glücklicher Zufall ist es, dafs sich für die im Vorhergehenden detaillierten Fragmente 4 und 6 die Parallelberichte des Joannes Antiochenus in den Excerpta Salmasiana und *περὶ ἀρετῆς*, sowie in einigen von C. Müller und Gelzer gleichfalls dem joanneischen Geschichtswerke zugewiesenen Artikeln des Suidas erhalten haben. Da ersehen wir denn, dafs der joanneische Bericht nicht unerheblich[1]) von demjenigen des Cod. 1630 abweicht, wenn es sich auch andererseits zeigt, dafs Joannes Antiochenus in der Hauptsache dem Malalas gefolgt ist.[2]) Zur Erklärung der Abweichungen brauchen wir jetzt nicht mehr zu der Annahme einer Doppelredaktion dieses Theiles des joanneischen Geschichtswerkes unsere Zuflucht zn nehmen, sondern es bebestätigt sich durch dieselben vielmehr aufs beste der von Gutschmid[3]) aufgestellte Satz, Joannes habe in der Weise den Malalas ausgeschrieben, dafs er unter Beseitigung der gröbsten Irrthümer dessen Angaben aus anderweitigen Quellen ergänzte. Für den Bericht über die Götterkönige scheint er zur Controle die Chronik des Africanus herangezogen zu haben.

Frg. 8, § 1—5 (Müller p. 545) enthält nichts, was sich nicht in dem entsprechenden, übrigens weit ausführlicheren Passus des Oxforder Malalas p. 45, 11—52, 17 findet. Nur die Tochter des Nycteus heifst im Cod. Paris. 1630 *Καλλιόπη*, was jedoch unzweifelhaft nach dem Baroccianus in *Ἀντιόπη* zu verbessern ist.

Im Cod. Paris. 1630 schliefst sich an Frg. 8 zunächst die Ueber-

---

1) Man vergl. darüber im Allgemeinen die Ausführungen von Gelzer, Africanus p. 69—83. Hervorheben wollen wir hier nur einen Hauptpunkt: Malalas kennt als älteste assyrische Könige den Kronos — Zeus — Belus — Ninus — Thuras, Joannes Antiochenus dagegen hat in richtiger Kritik den Belus ausgemerzt

2) Die Uebereinstimmung ist zum Theil wörtlich, so z. B. in dem Bericht über Herakles, den Sohn des Zeus und der Alkmene. Hier zeigt Joannes Antiochenus (Excerpta *περὶ ἀρετῆς* ed. Vales. p. 778) nur in ein paar Kleinigkeiten Verschiedenheit von Malalas (Cod. Paris, 1630, p. 543 Müller): statt *δορὰν λέοντος φοροῦντα* schreibt er *δορὰν φέροντα*, und ferner *ἄχρι θανάτου* statt *μέχρι θανάτου*. Da sich diese beiden Eigenthümlichkeiten auch in der Parallelversion des Cedrenus p. 33, 1—16 wiederfinden, so ist zu vermuthen, dafs dieselbe aus Joannes von Antiochien stammt, um so mehr, da auch aus sonstigen Gründen (Gelzer a. a. O. p. 75) wahrscheinlich ist, dafs Malalas hier nicht die Quelle des Cedrenus war.

3) Grenzboten 1869, p. 330 ff.

schrift *Λόγος δεύτερος*. Dies stimmt insofern mit Malalas, als dasjenige, was im Cod. Paris. auf die Ueberschrift unmittelbar folgt, allerdings dem zweiten Buche der Chronographie desselben angehört. Bald aber reihen sich dann weiter daran Excerpte aus dem III. und IV. Buche, ohne dafs dies besonders angemerkt wäre, ferner stammen auch die der Ueberschrift unmittelbar vorausgehenden Excerpte ebenfalls schon aus dem II. Buche[1]) des Malalas, und wir werden somit jene Ueberschrift nicht als aus der Quelle des Eclogarius entnommen, sondern als eine erst von ihm für seine Excerpte gewählte Eintheilung anzusehen haben. Uebrigens enthält der § 1 dieses *Λόγος δεύτερος* nichts, was man nicht bereits bei Malal. p. 53, 15—56, 3 und bei Cramer II, p. 239, 25—240, 11 liest.

Frg. 9 (Müller p. 546 Anmerkung) bildet wieder eine Ergänzung zu Malal. p. 57 f. und der Epitome Cramers II, p. 240, 12—20. Die beiden letzteren nämlich erzählen nur die Wanderung des Abraham aus Ur[2]) in Chaldäa nach Carrhae in Mesopotamien, übergehen dagegen die Uebersiedelung desselben von Carrhae nach Palästina. Diese nun berichtet der Cod. Parisinus, begeht dabei allerdings den Fehler, dafs er Carrhae einen Berg in Chaldaea nennt. Den Grund dieses Fehlers aber können wir noch aus Joannes von Antiochien erkennen, dessen erhaltener Parallelbericht (Excerpta de virt. p. 778 ed. Vales = Müller Frg. 8) sich gleichfalls eng an Malalas anschliefst. Dort finden sich nämlich die Worte des Malalas noch in richtiger Fassung: *ἀνεχώρησεν ἀπὸ Καῤῥῶν ὅρων Χαλδαίων τῆς μέσης τῶν ποταμῶν χώρας καὶ ᾤκησεν κτλ.*[3]), während der Cod. 1630 *ἀνεχώρησεν ἀπὸ Καῤῥῶν* (em. Müller, *Καρῶν* cod.), *ὅ ἐστιν ὄρος Χαλδαίας, καὶ ᾤκησεν κτλ.* bietet. Es ist klar, dafs entweder der Eclogarius des Cod. 1630 die Verwechselung von *ὅροι* und *ὄρος* beging, oder dafs bereits in seinem Malalasexemplar *ὅρων* in *ὄρους* verderbt war. — Die Schlufsworte unseres Fragmentes: *Καὶ εἰσὶν ἀπὸ τοῦ κατακλυσμοῦ ἕως Ἀβραὰμ ἔτη ͵γψμε'* stehen auch bei Malalas p. 58, 19, nur ist die Zahl dort in *͵σψμε'* verderbt.

Frg. 11, § 1 deckt sich mit Cramer II, p. 240, 20—33 und Malal. p. 57, 10—58, 10, doch fehlt bei letzterem der Anfang: *Ἰορδάνης δὲ ποταμὸς οὕτω λέγεται διὰ τὸ συμμίγνυσθαι δύο ἅμα, Ἰὸρ τε καὶ Δάνην.*

---

1) Die Ueberschrift des II. Buches ist freilich im Baroccianus verloren gegangen, doch begann dasselbe bestimmt mit p. 22 ed. Bonn. (Vergl. die Note von Dindorf.)

2) Ur wird zwar nicht ausdrücklich genannt, vergl. jedoch die ähnliche Version bei Cedrenus p. 48.

3) Aus Joannes Antiochenus stammt auch der gleichlautende Bericht des Suidas v. *Σερούχ*.

Es ist um so weniger Grund, diese Worte dem Malalas abzusprechen, da sich dieselben genau so bei Suidas v. Ἰορδάνης finden, während die Fassung des Joannes Antiochenus (Frg. 10 Müller) ein wenig divergiert.

§ 2 fehlt ebenfalls in den erhaltenen Auszügen des Malalas, findet sich aber wörtlich bei Suidas v. Σερούχ (durch Vermittlung des Joannes Antiochenus).

§ 3 bildet eine brauchbare Ergänzung zu Malal. p. 58, 14—59, 4 und Cramer II, p. 240, 33—241, 5.

§ 4 = Cramer II, p. 241, 6—15 und Malal. p. 59, 5—7; 61, 3—4.

§ 5 enthält Mehreres, was bei Malal. p. 61, 15—21; 66, 20—67, 7 fehlt.

Frg. 13 § 1 = Malal. p. 61, 22—62, 6.

§ 2 = Malal. p. 62, 6—63, 3.

§ 3 = Malal. p. 69, 3—4.

§ 4 = Malal. p. 69, 19—70, 10.

§ 5 und 6 haben einiges Selbständige neben Malal. p. 70, 14—72, 15.

§ 7 = Cramer II, p. 241, 27—242, 25.

Frg. 15 § 1—3 stimmt im ganzen mit der Erzählung des Malalas p. 76, 10—79, 17, bietet jedoch auch Einiges, was sich dort nicht findet.

§ 4 = Malal. p. 79, 20—21.

Die in § 5 aufgezählten Richter sind in den übrigen Malalasauszügen nur zum Theil genannt: Gedeon bei Cramer II, p. 241, 27 und Malal. p. 72, 16, Samson bei Malal. p. 81, 16.

Von Frg. 17 findet sich nur einiges bei Malal. p. 86, 19; 90, 9; 91, 1; 143, 4—15.

Frg. 20 berichtigt den Irrthum in der sonst übereinstimmenden Erzählung des Oxforder Malalas (p. 81, 17—83, 16), dafs Lapathus König von Aegypten gewesen sei: er herrschte vielmehr ἐν τῇ τῶν Ἑλλήνων χώρᾳ.

2.

In der Moskauer Handschrift des altslavischen Malalas folgt auf die Schlufsworte des VII. Buches (Bonner Ausg. p. 191, 5) eine umfangreiche, 30 Blätter füllende Darstellung der Lebensgeschichte Alexanders des Grofsen, welche Obolenski für Einschaltung des Uebersetzers aus einem «Alexanderbuche» erklärte, Haupt[1]) dagegen dem Malalas selbst als Eigenthum vindicieren möchte. Haupt beruft sich für seine Annahme auf die Schlufsworte jener Alexanderepisode, welche ihm einerseits mit

[1]) Hermes XV, p. 233 f.

einer Stelle des Oxforder Malalas (p. 195, 15), andererseits mit den aus Malalas stammenden Angaben des Chronicon paschale (p. 321 ed. Bonn.) übereinzustimmen scheinen. Eine Gegenüberstellung beider Texte wird lehren, wie weit die Ansicht Haupts Berechtigung hat.

Obolenski p. XXXV.

ἔζησε δὲ ὁ Ἀλέξανδρος ἔτη λβ καὶ ἐβίω οὕτως· ἀπὸ κ' ἐτῶν ἤρξατο βασιλεύειν καὶ ἔτη ιβ' ἐπολέμησεν. Πολεμῶν δὲ ἐνίκησε καὶ ὑπέταξε βαρβάρων ἔθνη κβ' καὶ Ἑλλήνων φυλὰς δ'.[1] *ἔκτισε δὲ πόλιν*

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐν Αἰγύπτῳ[2],

Ἀλεξάνδρειαν τὴν κρατοῦσαν,

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐν Σκυθίᾳ,

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ τοῦ Κρουπίδος ποταμοῦ,

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Τρῳάδος,

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐν Βαβυλωνίᾳ ἐπὶ τοῦ Τίγριδος ποταμοῦ,

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Μεσαγγουδίσιου,

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ τῆς Κυπερίας,

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ τῶν ἱππικῶν κεφαλῶν,

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Πώρου.

Ἐγεννήθη δὲ ὁ Ἀλέξανδρος μηνὶ ἰανουαρίῳ εἰς νεομηνίαν ἀνατέλλοντος τοῦ ἡλίου, ἀπέθανε δὲ μηνὶ ἀπριλλίῳ εἰς νεομηνίαν δύοντος τοῦ ἡλίου κτλ.

Malalas p. 195, 15—18.

ἔζησε δὲ ὁ αὐτὸς Ἀλέξανδρος ἔτη λς', ἐβασίλευσε δὲ ὑποτάξας τὰ πάντα ἔτη ιζ', ὁ δὲ πόλεμος αὐτοῦ ἐκράτησεν ἔτη θ', ὑπέταξε δὲ βαρβάρων ἔθνη κβ', Ἑλλήνων φυλὰς ιγ', καὶ ἔκτισε πόλεις αὐτὸς καὶ οἱ μετ' αὐτοῦ πολλάς.

Chron. pasch. p. 321, 6ff.

Ἀλέξανδρος ἔκτισε πόλεις ιβ', ὧν αἱ προσηγορίαι αὗται.

Ἀλεξάνδρειαν τὴν παρὰ Πεντάπολιν, πρότερον Χεττοῦν καλουμένην, Μέμφεως οὖσαν ἐμπόριον.

Ἀλεξάνδρειαν τὴν πρὸς Αἴγυπτον.

Ἀλεξάνδρειαν τὴν πρὸς Ἅρπαν.

Ἀλεξάνδρειαν τὴν Καβίωσαν.

Ἀλεξάνδρειαν τὴν καὶ Σκυθίαν ἐν Αἰγαίοις.

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Πώρῳ.

Ἀλεξάνδρειαν τὴν περὶ Κυπρίδος ποταμόν.

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Τρῳάδος.

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Βαβυλῶνος.

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Μεσασγαγές.

Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Πέρσας.

Ἀλεξάνθρειαν τὴν Κάσον.

---

[1]) Richtiger liest man *ιδ'* im Moskauer Synodalcodex No. 280, welcher ebenfalls eine altslavische Malalasübersetzung enthält, die im Uebrigen ganz mit den von Obolenski mitgetheilten Excerpten übereinstimmt.

[2]) Nach *Ἀλ. τὴν ἐν Αἰγύπτῳ* nennt der Synodalcodex das *Ἀλεξάνδρεια πρὸς Ἅρπαν* des Chronicon pasch., welches in der andern Handschrift jedenfalls nur durch Versehen ausgefallen ist. Ebenso wurde ursprünglich für *Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐν Βαβυλωνίᾳ ἐπὶ τοῦ Τίγριδος ποταμοῦ* wohl gelesen *Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐν Βαβυλωνίᾳ, Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ τοῦ Τίγριδος ποταμοῦ* (vergl. Pseudo-Callisth. III, 35 ed. Müller). So kommt auch die übliche Zwölfzahl der Städte heraus.

Man kann ohne grofse Mühe erkennen, dafs die beiden Versionen doch nur scheinbar identisch sind. Denn nach Malalas lebte Alexander 36 Jahre, dagegen nach der slavischen Ueberlieferung 32 Jahre, nach Malalas regierte er 17 Jahre und führte von diesen wiederum 9 Jahre Krieg, während er nach dem Slaven 12 Jahre regierte und kriegte. Ferner unterwarf er nach Malalas 13 hellenische Völkerschaften, dagegen nach dem slavischen Uebersetzer 14. Endlich weicht doch auch der Städtekatalog des Slaven in einem erheblichen Punkte von demjenigen des Chronicon paschale ab, indem letzteres das *Ἀλ. ἡ ἐπὶ Τίγριδος ποταμοῦ* nicht bietet, dafür aber das beim Slaven fehlende *Ἀλ. ἡ παρὰ Πεντάπολιν* nennt.

Das sind Abweichungen, die sich nicht durch die Annahme von Schreibfehlern erklären lassen. Vielmehr haben dieselben in letzter Instanz ihren Grund in der Benutzung verschiedener Recensionen des Pseudo-Callisthenes, der gemeinsamen Quelle des Malalas sowohl wie der Alexandergeschichte der Moskauer Handschriften.

Schon Jagic im Archiv f. slav. Philologie a. a. O. erkannte, dafs der slavische Bericht der durch den Codex C (bei Müller) vertretenen Recension des Pseudo-Callisthenes nahe verwandt sei. In der That genügt es, zum Beweise hierfür den einfachen Wortlaut jener Recension beizubringen:

Pseudo-Callisth. III, 35 (p. 151 Müller) *Ἔζησεν ὁ Ἀλέξανδρος ἔτη τριάκοντα δύο· ἐβίωσε δὲ οὕτως· ἀπὸ εἴκοσιν ἐτῶν ἐβασίλευσεν ἔτη ιβ' ἐν τῇ περιγεία [πολεμῶν δὲ ἐνίκησεν. Ὑπέταξε δὲ βάρβαρα ἔθνη κβ'· Ἑλλήνων δὲ φυλὰς ιδ'.]*[1]) *Ἔκτισε δὲ πόλεις δώδεκα ταύτας. α' Ἀλεξάνδρειαν τὴν κατ' Αἴγυπτον. β' Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐν Ὀρπῃ οὖσαν. γ' Ἀλεξάνδρειαν τὴν εἰς Κράτιστον. δ' Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐν Σκυθίᾳ τῇ γῇ. ε' Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Κρηπίδος ποταμοῦ. ϛ' Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Τρωάδος. ζ' Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐν Βαβυλῶνι. η' Ἀλεξάνδρειαν τὴν εἰς Περσίαν. θ' Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Βουκεφάλῳ ἵππῳ. ι' Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ τῷ Πώρῳ. ια' Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Τίγριδος ποταμοῦ. ιβ' Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Μεσεγγίστα. [Ἐγεννήθη μὲν ὁ Ἀλέξανδρος μηνὸς Ἰαννουαρίου νεομηνίᾳ, ἀνατολῆς οὔσης τοῦ ἡλίου· ἐτελεύτησε δὲ μηνὸς Ἀπριλλίου νεομηνίᾳ, δύσεως οὔσης τοῦ ἡλίου κτλ.]*[2])

Nicht so klar liegt die Sache in Bezug auf Malalas, da der Codex A,

---

[1]) Die eingeklammerten Worte habe ich aus der von Müller in den Text gesetzten, verwandten Recension hinzugefügt.

[2]) Die in Klammern geschlossenen Worte sind wieder aus dem Texte Müllers beigefügt.

mit welchem die von ihm befolgte Recension Aehnlichkeit zeigt, gerade mehrfache Corruptelen aufweist. Dagegen tritt hier nun zum Glück ein bisher noch gänzlich unbeachtet gebliebener Bericht ein, welchen die zuerst von Scaliger unter dem Titel Excerpta Latina Babari und neuerdings in authentischer Form von A. Schöne (Eusebi Chron. I, Appendix VI) edierte, alexandrinische Chronographie bewahrt hat. Ich lasse zunächst den Text (p. 34a. Schöne) nebst Retroversion folgen:

Latin	Griechisch
Vixit autem Alexander annos XXXVI Regnauit quidem annos XVII sic. Pugnavit enim annos VIIII usque dum factus est annorum XXVIII Illos autem alios octo annos uixit in pace et securitate subiugauit autem gentes barbaras XXII et Grecorum tribus XIII Condidit autem Alexander civitates XII Qui usque nunc inhabitantur	*Ἔζησε δὲ Ἀλέξανδρος ἔτη λς'. Ἐβασίλευσε μὲν ἔτη ιζ', οὕτως. Ἐπολέμησε γὰρ ἔτη θ', μέχρις οὗ ἐγένετο ἐτῶν κη', τὰ δὲ ἄλλα η' ἔτη ἔζησεν ἐν εἰρήνῃ καὶ ἀμεριμνίᾳ. Ὑπέζευξε δὲ βαρβάρων ἔθνη κβ' καὶ Ἑλλήνων φυλὰς ιγ'. Ἔκτισε δὲ Ἀλέξανδρος πόλεις ιβ', αἵτινες μέχρι τοῦ νῦν κατοικοῦνται·*
Alexandriam qui in pentapolim	*Ἀλεξάνδρειαν τὴν εἰς Πεντάπολιν*
Alexandriam qui in Aegyptum	*Ἀλεξάνδρειαν τὴν εἰς Αἴγυπτον*
Alexandrium qui ad arpam	*Ἀλεξάνδρειαν τὴν πρὸς Ἅρπαν*
Alexandriam qui cabiosum	*Ἀλεξάνδρειαν τὴν Καβίωσαν*
Alexandriam Scythiam in Egeis	*Ἀλεξάνδρειαν Σκυθίαν ἐν Αἰγαίοις*
Alexandriam qui in poro	*Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐν Πώρῳ.*
Alexandriam qui super Cypridum fluuium	*Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐπὶ Κυπρίδος ποταμοῦ*
Alexandriam qui in Troada	*Ἀλεξάνδρειαν τὴν εἰς Τρῳάδα*
Alexandriam qui in Babylonia	*Ἀλεξάνδρειαν τὴν ἐν Βαβυλωνίᾳ*
Alexandriam qui in mesas gyges	*Ἀλεξάνδρειαν τὴν εἰς Μεσασγυγές*
Alexandriam qui in Persida	*Ἀλεξάνδρειαν τὴν εἰς Περσίδα*
Alexandriam fortissimam et mortuus est.	*Ἀλεξάνδρειαν τὴν Κράτιστον, καὶ ἀπέθανεν.*

Es soll an einem andern Orte ausführlich bewiesen werden, dafs das griechische Original der Excerpta Barbari etwa in der Zeit des Malalas eine Ueberarbeitung erfahren hat, deren Urheber zwar kaum den Malalas selbst, wohl aber eine auch von jenem benutzte Quelle zur Ergänzung seiner Vorlage verwandte. Jedenfalls ist die Uebereinstimmung zwischen dem Berichte des Barbarus einerseits und demjenigen des Oxforder Malalas sowie des Chronicon paschale anderer-

seits so genau, dafs dadurch die Textüberlieferung des ursprünglichen Malalas genügend gesichert erscheint.[1])

Dann aber kann die Alexandergeschichte der Moskauer Handschriften nicht in der Chronographie des Malalas gestanden haben, vielmehr wird man annehmen müssen, dafs der altslavische Uebersetzer erst dadurch, dafs er bei Malalas den Pseudo-Callisthenes benutzt fand, veranlafst wurde, auf diesen selbst zurückzugreifen, nun aber zufällig nicht an die von Malalas ausgeschriebene Recension des Cod. A (Müller), sondern diejenige des Cod. C gerieth, die er dann auch da vorzog, wo er den Text des Malalas hatte. Weiter endlich wird man jedenfalls schliefsen dürfen, dafs Malalas die Alexandergeschichte nicht in dem Umfang, wie sie sich beim Altslaven findet, in sein Geschichtswerk aufgenommen hatte. Denn was hätte letzteren sonst bewegen können, auf Pseudo-Callisthenes zurückzugreifen? Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, dafs sich in dem ursprünglichen Texte des Malalas über Alexanders Leben aus Pseudo-Callisthenes noch dies oder jenes Stück vorfand, welches die erhaltenen Auszüge nicht bieten. So z. B. mag wohl das Testament Alexanders, wie es sich in den Excerpta Barbari p. 33b findet, auch bei Malalas gestanden haben.

---

1) Der Text des Codex A (bei Müller p. 151) dürfte demnach folgendermafsen herzustellen sein: *Ἐβίωσε μὲν οὖν Ἀλέξανδρος ἔτη λ[ϛ'], ἀπὸ ιϑ'* (cod. *ιε*) *ἐτῶν ἀρξάμενος πολεμεῖν ἐπολέμησεν ἔτη ϑ'* (cod. *ιζ'*), *μέχρις κ[η'] γεγένηται, τὰ δὲ ἄλλα [η'] ἐν εἰρήνῃ καὶ ἀμεριμνίᾳ καὶ εὐφροσύνῃ ἔζησεν. Ὑπέταξεν ἔϑνη βαρβάρων κβ', Ἑλλήνων ιγ'* (cod. *ι'*). *Ἔκτισε πόλεις ιβ'* (cod. *ιγ'*), *αἵτινες μέχρι τοῦ νῦν κατοικοῦνται κτλ.* Auch das sich anschliefsende Städteverzeichnifs ist lückenhaft; es sind nur acht Städte genannt.

VI.

KONRAD TRIEBER

Kritische Beiträge zu Africanus.

Die spartanische Königsliste ist für die ältesten Zeiten nach der Bemerkung des trefflichen Joh. Brandis[1]) so wichtig, dafs es kaum einer Entschuldigung bedarf, wenn dieselbe hier von Neuem[2]) zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht und womöglich zum Abschlufs gebracht wird.

Nachdem Eusebius im Chronicon[3]) die Liste Apollodors mit den Worten Diodors wiedergegeben hat, läfst er seine eigene abweichende folgen. Peinlich wird man überrascht, wenn man am Schlusse[4]) eben dieselbe Bemerkung liest, welche sich bei Apollodor[5]) findet und dort zutrifft, dafs das zehnte Jahr des Alcamenes mit dem ersten Jahr der ersten Olympiade zusammenfalle. Denn bei Eusebius trifft sie nicht zu, sondern es fällt thatsächlich erst das letzte Jahr des Alcamenes in Ol. 1, 1, wie er es selbst im Canon ganz augenscheinlich vor aller Welt darthut.

Die verbesserte Liste des Apollodor:			Eusebius und Hieronymus[6]):	
1. Eurypon	42	1103—1062	42	1101—1060
2. Agis	*31*[7])	1061—1031	*1*	1059
3. Echestratus	35	1030—996	3*5*[8])	1058—1024

1) Brandis, de temp. Graec. antiqu. rat. Bonn 1857, p. 26 f.

2) Nachr. d. K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen 1877, 319 ff.

3) Eus. chr. I, p. 221 ff. Schoene.

4) Eus. l. c. p. 225, 4: «Alcamenes annos xxxvii, cujus anno x. prima olympias constituta est.»

5) Apollod. nach Diod. bei Eus. l. c. p. 223, 13: «hujus (Alcamenis) regni anno X. contigit constitutio olympiadis primae».

6) Im Canon beginnt Eusebius a. A. 916 (was bei ihm dem J. 110*0*, bei Hieronymus dem J. 110*1* entspricht) und endet mit a. A. 1240.

7) So emendirt Clinton, Fast. Hell. I, 332, A. v. Gutschmid zu Euseb. chr. p. 223 N. 2 und L. v. Ranke, Weltgesch. I, 2, 299 A. Sie nehmen eine Verderbnifs von *ΛΑ'* in *Α'* an. Die Zahl 1 sucht trotzdem H. Gelzer, Africanus I, 142 A. 3 aufrecht zu halten.

8) Im Chronicon ist die Zahl 3*5* der Hs. N nicht in den Text aufgenommen worden, obwohl sie durch den Canon sanktionirt ist. Die übrigen Hss. haben 37.

Die verbesserte Liste des Apollodor:			Eusebius und Hieronymus:	
4. Labotas	37	995—959	37	1023—987
5. Doryssus	29	958—930	29	986—958
6. Agesilaus	44	929—886	44	957—914
7. Archelaus	60	885—826	60	913—854
8. Teleclus	40	825—786	40	853—814
9. Alcamenes	38	785—748	37	813—777
10tes J. des Alcam.		776	325	

Statt der 356 J. des Apollodor erhält Eusebius somit durch die Verkürzung der Regierungsjahre des Agis (1 statt 31) und Alcamenes (37 statt 38) nur 325 J. als Gesammtzahl. Dafs Eusebius selbst diese Kürzungen nicht vorgenommen habe, geht daraus hervor, dafs die Excerpta lat. barb.[1]) gleichfalls die 325 J. haben. Nach ihnen regieren die spartanischen Könige vom 20ten J. des Saul bis zum 1ten J. des Achaz, in welchem die erste Olympiade stattgefunden hat. Dieser Ansatz der ersten Olympiade weist indessen auf Africanus als auf ihren Ursprung hin.[2])

Zur Gewifsheit wird aber diese Schlufsfolgerung durch die Nachricht des Malalas[3]) erhoben, dafs Africanus in der That 325 J. für die Herrschaft der spartanischen Könige festgesetzt habe. Somit ist die Zeit ihrer Regierung nach Africanus a. m. 4201—4725 (= 1101—777 a. Chr.), also ganz wie bei Eusebius.

Daher dürfte die ursprüngliche Liste des Africanus in folgender Weise[4]) herzustellen sein:

1. Eurystheus	42	1101
2. Agis	2	1059
3. Echestratus	34	1057

---

1) Exc. lat. barb. tab. 42 a b: «regnaverunt et Lacedemonii per annos CCCXXV et defecerunt in prima olympiade, quae facta est sub Achaz regem Judae .... anno vicesimo Sahul initiaverunt Lacedemoniorum reges et defecerunt in anno primo Achaz.»

2) Scaliger, animadv. in Euseb. p. 69 a.

3) Malal. IV p. 37 A: *ἐβασίλευσε τῶν Λακεδαιμονίων πρῶτος Εὐρυσθεὺς ἔτη μβ', καὶ ἄλλοι βασιλεῖς μετ' αὐτὸν η' ὁμοῦ ἐβασίλευσαν ἔτη σμϛ' καὶ ὁ Ἀλκαμένης ἔτη λζ'. καὶ κατέσχεν ἡ βασιλεία Λακεδαιμονίων τὰ πάντα ἔτη τκε', ὡς Ἀφρικανὸς ὁ σοφώτατος συνεγράψατο.*

Es ergeben sich daher: Eurystheus 42 J.
8 Könige 246
Alcamenes 37
325

Cedrenus p. 215, 23 Bonn. hat 325 J. ebenso wie das *χρονογραφ. συντ.* p. 88.

4) Die Gelzer'sche Liste l. c. p. 148 f. weicht schon deshalb ganz ab, weil er sie 1095 a. Chr. beginnen läfst.

4. Labotas	37	1023
5. Doryssus	29	986
6. Agesilaus	ὁ	
καὶ Μενέλαος	44	957
7. Archelaus	60	913
8. Teleclus	40	853
9. Alcamenes	37 [1])	813—777.
	325	
10. Automedus	25	

Den märchenhaften König Cemenelaus hat, wie Scaliger andeutet, der unwissende Verfasser der Excerpta lat. barb. wohl aus einem ursprünglichen Ἀγησίλαος ὁ oder ἢ καὶ Μενέλαος in die Welt gesetzt. Dieser gab ihm auch 30 Regierungsjahre, weil er das ὁ oder ἢ für eine Zahl gehalten zu haben scheint. Doch kennt auch Malalas 8 Könige zwischen Eurystheus und Alcamenes. Vom letzten Könige Automedus meinen die Meisten, er sei mit dem letzten korinthischen Könige Automenes verwechselt; Unger[2]) nimmt an, es sei Aristodemus, der Vater des Eurystheus, nachträglich hinein geschwärzt worden; Carl Müller[3]) dagegen glaubt, es habe ursprünglich dagestanden: Ἀλκαμένης κζ', αὐτόσε λζ' κε (i. e. κεῖται). Das hätte der unwissende Scribent für Αὐτόμεδος κε' gelesen, wie er denn auch in der attischen Liste aus διὰ βίου einen König Diabeus gemacht habe. Allein so scharfsinnig dies auch klingt, es entspricht nicht der Wahrheit, wie sich bald zeigen wird.

Dafs Africanus selbst diese Reduzirung der Gesammtjahre des Apollodor vorgenommen habe, ist von vornherein wenig glaublich. Da sich aber an anderer Stelle[4]) bereits ergeben hat, dafs Clemens Alexandrinus schon davon Kenntnifs hatte und sie falsch verwerthete, so kommt uns B. G. Niebuhr[5]) mit seiner Behauptung zu Hilfe, dafs Clemens, Tatian und Theophilus schwerlich den Berossus, vielleicht aber auch nicht mehr den Apollodor, im Original vor sich gehabt haben. Eusebius wenigstens kennt ihn an unserer Stelle nur aus Diodor. So gewinnt es denn den Anschein, als ob entweder ein verhängnifsvoller

[1]) Der Text bietet nur 27 J. Die Verbesserung ist aus Malalas herübergenommen.

[2]) Unger, Chronol. des Manetho Berl. 1867.

[3]) Müller, F. H. G. V, 2, p. XXXVII.

[4]) Nachr. d. K. G. d. W. Gött. l. c. p. 323 f. Clem. Alex. str. I p. 327 A = Apollod. fr. 74.

[5]) Niebuhr, kl. Schrift. I, 187 in der über alles Lob erhabenen Abhandlung «Historischer Gewinn aus der armenischen Uebers. der Chronik des Eusebius.»

Schreibfehler sich in die ältesten Handschriften des Diodor eingeschlichen, oder als ob Diodor selbst vielleicht in seiner gewöhnlichen Fahrlässigkeit dem Agis 30 J. genommen habe. Bei dem gedankenlosen Arbeiten der späteren Chronographen wurde dieser Fehler nicht blofs übersehen, sondern sogar für neue Ansätze zu Grunde gelegt. Dies ging bei Eusebius so weit, dafs er in seiner Chronik ganz im Widerspruch mit seiner eigenen Liste (im Canon und in der Chronik) in das 10te J. des Alcamenes die erste Olympiade setzte, offenbar blofs, weil es im Diodor gradeso zu lesen war. Und vielleicht schrieb er den ganzen Abschnitt gar nicht aus Diodor, sondern aus Africanus ab.

Eine ähnliche Verschiebung und Verkürzung der Zahlen erlebt man in der korinthischen Königsliste nochmals bei Eusebius. Obwohl er die Liste des Diodor überliefert[1]), die ihrem ganzen Inhalte nach auf Apollodor zurückzuführen ist, so hat er selbst in der Chronik sowohl als im Canon[2]) wiederum eine ganz abweichende.

	Apollodor	Euseb.	Sync.[3])
1. Aletes	38	35	38
2. Ixion	38	37	38
3. Agelas	37	37	35
4. Prymnes	35	im Uebrigen	
5. Bacchis	35	wie bei	
6. Agelas	30	Apollodor	
7. Eudemus	25		
8. Aristomedes	35		
9. Agemon	16		
10. Alexander	25		
11. Telestes	12		
12. Automenes	1		
	(327)	(323)	(325)

Als Summe nennt Diodor mit Einschlufs der jährlichen Prytanen, die 90 J. regieren, 417 J.[4]), was genau zu den 327 J. der Könige stimmt. Ferner beginnt nach Diodor die Tyrannis des Kypselos 447 J. nach der dorischen Wanderung.[5]) Es ist nun die Frage, ob Apollodor

---

[1]) Diod. bei Euseb. l. c. p. 219 ff. (= Sync. p. $179^{B.C.D}$ w. p. $180^{A.B}$).

[2]) Euseb. l. c. p. 221, 18 ff. und canon a. A. 917—1239 (Hieron. 916—1238).

[3]) Sync. p. 180^{B}f. 185^{D}f. Aehnlich Malal. p. 90, 14 Bonn., wo aber 323 für 313 zu lesen ist.

[4]) Diod. bei Sync. p. 180^{B}: *μεθ' οὓς ἐνιαύσιοι πρυτάνεις ἔτη ϟ'. ὁμοῦ υιζ'.*

[5]) Diod. ibid. p. 179^{C}: *μετὰ δὲ τὴν τούτου* (Aletae) *τελευτὴν ὁ πρεσβύτατος ἀεὶ*

30 J. zwischen der Rückkehr der Herakliden und dem ersten König Aletes, oder erst zwischen den jährlichen Prytanen und Kypselos angenommen habe. K. O. Müller und J. Brandis[1]) sind für die erste Annahme, und dafür spricht der Wortlaut des Diodor, der von einer ununterbrochenen Reihenfolge von Königen und Prytanen aus dem Geschlechte der Bacchiaden bis auf Kypselos wiederholt und ausdrücklich redet.

Folgendes wäre das Schema des Apollodor mit Einschlufs der Tyrannen:

Dorische Wanderung		1103
Könige in Korinth	327 J.	1073—747
jährliche Prytanen	90 J.	746—657
Kypselos	30 J.	656-627
Periander	40½ J.	626—586
Psamminit	3 J.	585—583.

Allein der unbekannte Verfasser der *ἐκλογὴ ἱστοριῶν* schliefst sich zwar durchgängig genau an die Jahreszahlen des Apollodor an, wie im Jahre der Zerstörung Trojas, der dorischen Wanderung, des Nelidenzuges[2]), giebt aber für die spartanischen und korinthischen Könige 327 J., und, was das Wichtigste ist, läfst beide in demselben Jahre beginnen und aufhören:[3]) *καὶ βασιλεύουσι Λακεδαιμόνιοι μετὰ τὸ ὀγδοηκοστὸν ἔτος τῆς Ἰλίου ἁλώσεως· ὧν πρῶτος ἄρχει Ἐρεχθεὺς* (lies *Εὐρυσθεύς*) *ἐπὶ ἔτη μβ΄, καὶ παραπέμπει τὴν βασιλείαν μέχρις Ἀλκαμένους τοῦ ἐσχάτου, ἐφ' οὗ ἡ πρώτη Ὀλυμπιὰς ἤχθη. καὶ βασιλεῖς μὲν γεγόνασι τὸν ἀριθμὸν ἐννέα. ἔτη δὲ αὐτῶν τκζ΄. συναχμάζει δὲ καὶ ἡ Κορινθίων βασιλεία Λακεδαίμοσι κατὰ τοὺς αὐτοὺς χρόνους ἐπιφυεῖσα. ὧν πρῶτος ἐβασίλευσεν Ἀλήτης ἔτη λη΄. καὶ ἀποπέμπει τὴν βασιλείαν μέχρις Αὐτομένους. καὶ γίνονται βασιλεῖς τὸν ἀριθμὸν δώδεκα. ἔτη δὲ αὐτῶν τκζ΄. ἴσα τοῖς Λακεδαίμοσι καὶ ἀρχὴν καὶ τέλος ἐνέγκαντες.*

Wenn in diesem Berichte zwar genau gesagt ist, dafs unter Alcamenes die erste Olympias gefeiert wurde, trotzdem aber die

---

τῶν ἐκγόνων ἐβασίλευσε μέχρι τῆς Κυψέλου τυραννίδος, ἥτις τῆς καθόδου τῶν Ἡρακλειδῶν ὑστερεῖ ἔτεσι υμζ΄. = Eus. l. c. p. 219, 30: «quae Heraclidarum irruptione annis CCCCXLVII posterior (erat)». p. 180 D: *ἐξ αὐτῶν δὲ* (sc. *Βακχιδῶν*) *ἕνα κατ' ἐνιαυτὸν ᾑροῦντο πρύτανιν, ὃς τὴν τοῦ βασιλέως εἶχε τάξιν, ἐπὶ ἔτη ϛ΄, μέχρι τῆς Κυψέλου τυραννίδος, ὑφ' ἧς κατελύθησαν.*

[1]) Müller, Dor. I, 88 N. 1. Brandis l. c. p. 23; H. Gelzer l. c. p. 147 hat sich dagegen für die zweite Annahme erklärt.

[2]) Troja wird a. m. 4325 = 1183 a. Ch. zerstört, Cramer Anecd. Paris. II p. 197, 1. 221, 28; dorische Wanderung 4405 = 1103 p. 227, 20; Zug der Neliden 140 J. nach Troja p. 228, 32.

[3]) ibid. p. 228, 16 ff.

Gesammtsumme aller spartanischen Könige nur 327 J. beträgt, so würde daraus folgen, dafs der Verfasser seine Nachrichten ebenfalls aus einem Texte des Diodor entnommen hat, der jenen alten Zahlenfehler bei K. Agis enthielt. Freilich kommen auf diese Weise gar nur 32*6* J., und nicht 32*7* J., heraus.

Dafs diese Vermuthung nicht ohne Grund ist, dafür zeugt der Umstand, dafs der Verfasser der *ἐκλογὴ ἱστοριῶν* bei der Bestimmung der Lebenszeit des Homer der Meinung des Diodor beitritt,[1] obwohl sie doch schon von Crates[2] vertreten worden war, im Uebrigen aber einen anderen Geschichtsschreiber nicht zu nennen pflegt.

Es geht daraus hervor, dafs dieser Fehler der Diodorischen Handschriften oder vielleicht gar des Diodor selbst die zweite verhängnifsvolle Folge gehabt hat, dafs die Späteren seit jener Zeit die spartanische und korinthische Königsliste mehr oder weniger eng mit einander verknüpften.

Africanus[3] giebt nämlich den korinthischen Königen 32*3* J.; sie beginnen im 2ten J. des Eurystheus und enden im 1*5*ten (richtiger 1*6*.) J. des Joatham. Hieronymus und Eusebius folgen ihm in der Summe der Jahre, jener sogar auch in dem Jahre des Eurystheus, während dieser schon mit dem 1ten J. desselben einsetzt. Bei allen diesen hören die Könige in Korinth ein bis zwei Jahre vor der ersten Olympiade auf.

Bei Syncellus fällt sowohl der Anfang als das Ende Beider in dasselbe Jahr, a. m. 4423 = 1079 a. Chr. und 4745 = Ol. 5, 4. Dies ergiebt zwar nur eine Dauer von je 32*3* J., allein es müfsten deren nach der Summe der einzelnen Regierungsjahre 32*5* sein, so dafs sie erst Ol. 6, 2 hätten aufhören müssen. Dieser seltsame Fehler kommt daher, dafs Syncellus sich beim 6ten K. Agelas scheinbar unabsichtlich im J. d. W. um drei Jahre irrt, und vom 8ten K. Aristomedes an stets zwei Jahre weniger verrechnet.[4] Dies geschieht in folgender Weise:

5. Bacchis	35	a. m.	4569
6. Agelas	30		460*1* statt 460*4*
7. Eudemus	25		463*1* » 463*4*

[1] l. c. p. 227, 26: *οὐ μὴν ἡμεῖς γε συγκατατιθέμεθα, καθὼς Διόδωρος ἀποδείκνυσι, τοῦτον* (sc. *Ὅμηρον*) *πρὸ τῆς Ἡρακλειδῶν καθόδου τετελευτηκότα.*

[2] Crates bei Sync. p. 180 D, wo Alfr. Schoene zu Euseb. chr. II, p. 58 *περικρατήσαντα* in *περὶ Κράτητα* schön emendirt, und zwar auf Grund der Parallelstelle des Eusebius zu a. A. 914, in der Crates genannt wird.

[3] Exc. lat. barb. tab. 42 b. 43 a.

[4] Sync. p. 180 C, 185 D. 186 E.

8. Aristomedes	35	4657	statt	4659
9. Agemon	16	4692	»	4694
u. s. w.				
12. Automenes	1	4745		4747

Dies Alles kann um so weniger Zufall sein, als Syncellus in der spartanischen Liste von demselben a. m. 4423 ausgeht, sich aber merkwürdiger Weise wiederum beim 6. König Agesilaus um 3 J. irrt,[1]) indem er ihm nur 41 J. verrechnet, obwohl er ihm nach den beiden Haupthandschriften, besonders aber B., 44 J. zuweist. Dieser Irrthum setzt sich dann in folgender Weise fort:

6. Agesilaus	44 J.	a. m.	4567		
7. Archelaus	60		4608	statt	4611
8. Teleclus	40		4670	»	4671
9. Alcamenes	37		4709	»	4711

Er schliefst damit, dafs in Sparta der erste Ephor eingesetzt wurde. Kurz darauf[2]) aber bemerkt er am Schlusse der korinthischen Liste, dafs die spartanischen und korinthischen Könige bis zur Begründung der Prytanie (und selbstverständlich der Ephorie) je 350 J. geherrscht haben.

Derselbe Widerspruch besteht bei Eusebius: Zu Ol. 1, 1 heifst es: «hucusque Lacedaemoniorum *l*eges dominatae sunt per annos CCCL», wobei leges offenbar mit *r*eges verwechselt sind. Trotzdem setzt er unter Ol. 5, 4 ausdrücklich die Entstehung der Ephorie an, und Hieronymus spricht gerade bei dieser Gelegenheit von 350 J. Dabei werden sonst bis zum Tode des Alcamenes 325 J. angegeben und im Canon so verrechnet, dafs Alcamenes Ol. 1, 1 aufhört.

Selbstverständlich haben Eusebius und Syncellus ihre seltsamen Widersprüche aus Africanus übernommen. Denn die Excerpta lat. barb. berichten in der That am Anfang, dafs die spartanischen Könige 325 J. bis zur ersten Olympiade regiert haben, schliefsen aber mit der Notiz, dafs das Königthum nach 350 J. aufgehört habe.

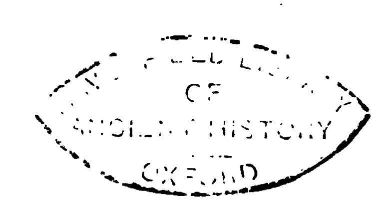
Joh. Brandis[3]) meint zwar, nach der Rechnung des Apollodor kämen bis zum Tode des Alcamenes 350 J. heraus. Indessen abgesehen davon, dafs hier von der Liste des Africanus die Rede ist,

---

1) Sync. p. 185 C.

2) Sync. p. 186 A: *οἱ Λακεδαιμονίων βασιλεῖς καὶ οἱ Κορινθίων ἕως τοῦδε τοῦ χρόνου διήρκεσαν ἔτη τν'. μεθ' οὓς ἐνιαύσιοι πρυτάνεις.* Er fügt hinzu: *ὡς μέν τινες, ἐπὶ Αἰσχύλου ἄρχοντος καὶ τῆς πρώτης ὀλυμπιάδος, ὡς δὲ ἕτεροι, μετὰ ταῦτα, ὡς πρόκειται.*

3) Brandis l. c. p. 30. Ihm folgt H. Gelzer l. c. p. 142.



mufste er vorher erst die 38 J. des Alcamenes in 32 verändern, um diese Zahl zu erhalten, was doch nicht angeht.

Kurz, es handelt sich hier um zwei verschiedene Fragen: erstens, woher kommt der Wirrwarr von 325 und 350 J.? Und zweitens, wie pafst das seltsame Jahr Ol. 5, 4 dazu, das Eusebius und Syncellus haben?

Um mit der Beantwortung der zweiten Frage zu beginnen, so ist bei Hieronymus[1]) Ol. 5, 4 das erste Jahr des K. Achaz, welches eben bei Africanus mit der ersten Olympiade zusammenfällt. Das Jahr Ol. 5, 4 = 757 ist demnach nur eine Uebertragung der ersten Olympiade des Africanus in das System des Eusebius. Syncellus hat jedoch dieses Jahr blindlings von Eusebius übernommen. Denn nicht a. m. 4745, sondern 4750 ist bei ihm[2]) das erste Jahr des Achaz.

Und wie verhält es sich nun mit der ersten Frage? Diese betrifft Africanus allein, und die Excerpta lat. barb. geben denn auch die Lösung. In ihrer spartanischen Königsliste, welche 325 J. bis auf Alcamenes zählt, fügen dieselben hinter diesen König noch den sonst völlig unbekannten König Automedus mit 25 J. an, mit dem Niemand was anzufangen weifs. Allein mit diesen 25 J. erreicht Africanus wirklich 350 J. So fällt denn dieser Automedus durchaus nicht den Excerpta lat. barb. zur Last, sondern er pafst trefflich zum System des Africanus. Woher er ihn genommen hat, wissen die Götter.

Was kann aber Africanus damit bezweckt haben? Automedus würde nach ihm 776—52 a. Chr. regieren. Das Jahr 752/1 oder Ol. 7, 1 ist aber bei Africanus das Jahr der Gründung Roms.[3]) Indem Africanus mit diesem Jahre zugleich den Ursprung der Ephorie verband, leitete ihn offenbar die nationale griechische Eitelkeit, den Beginn des Königthums in Rom und die Abschaffung desselben in Sparta mit einander zu verknüpfen. In demselben Jahre, da Roms erster König Rom erbaute, sollte das Königthum in Sparta aufhören.

---

[1]) Bei Euseb. ist es Ol. 6, 1.

[2]) Sync. p. 199 C.

[3]) Nach Lydus, de mag. I, 1 mufs Africanus die Gründung Roms Ol. 7, 11 setzen. Daselbst heifst es, dafs nach Africanus, Castor und Eusebius von der Ankunft des Aeneas bis zur Gründung Roms 417 J. verflossen sind. Nun setzt Eusebius nach dem Vorgange des Africanus die Eroberung Trojas 1181. Ferner ist bekannt, dafs Eusebius die Gründung Roms gleichfalls Ol. 7, 1 annimmt. Er rechnet auch chron. p. 291, 5 von Aeneas bis Romulus 427 J. nach der Hs. N., da er den Aeneas drei J. nach dem Falle Trojas in Latium landen läfst. Dies wird wohl auch Africanus gethan haben. Es ergeben sich somit für Africanus 427 J., welche Zahl denn auch bei Lydus herzustellen ist. (Die drei Jahre hat übrigens schon Diodor bei Euseb. chron. p. 283, 29 ff. und bei Sync. p. 194 C).

Das Verfahren des Africanus ist einer kurzen Besprechung werth. Er zuerst ist es wiederum, der von einer Abschaffung des Königthums und dessen Ersatz durch die Ephorie etwas weifs. Denn alle seine Vorgänger berichten nur, dafs das Königthum neben dieser Behörde noch weiter bestand, was auch den geschichtlichen Thatsachen entspricht. Einige sogar führen die Macht der Ephorie auf Chilon zurück. Jedenfalls steht fest, dafs sie noch unter König Kleomenes eine sehr untergeordnete Rolle spielte. Es soll hier ganz davon abgesehen werden, dafs Gewährsmänner wie Herodot[1]) und Xenophon[2]) ihren Ursprung von Lycurg herleiten, und dafs Aristoteles[3]) für Theopomp eintritt.

Africanus benutzt somit, um kurz das Resultat zusammenzufassen, einen Text- oder Schreibfehler des Diodor, um darauf eine spartanische Königsliste zu konstruiren, die seinen nationalen Hirngespinnsten am besten zu entsprechen schien. Dafs er die spartanische am passendsten für seine Zwecke hielt, lag an der grofsen Bedeutung, die ihr Eratosthenes und Apollodor für die Zeitrechnung vor den Olympiaden verliehen hatten.

---

1) Herod. I, 65.
2) Xenoph. de reg. Lac. 8, 1 ff.
3) Aristot. pol. viii (V), 9, 1 (1313ª 26).

VII.

LUDWIG JEEP

Zur Geschichte Constantin des Grossen.

An die berüchtigte Vision des Kaisers Constantinus, welche uns sein Biograph Eusebius Vit. Constant. I, 28 erzählt hat, glaubt heutzutage natürlich kein Mensch mehr, wenn selbiger Schriftsteller auch hinzufügt, dafs der Kaiser ihm die Geschichte selbst erzählt und sogar durch einen Eid bestätigt habe. Es mufs auch dem wunderseligsten Leser aller Glaube benommen werden, wenn er darauf hingewiesen wird, dafs Eusebius hist. eccl. IX, 9, wo er über dieselben geschichtlichen Ereignisse handelt, wie Vit. Const. l. c., nichts von einer derartigen Vision weifs. Nichts desto weniger ist jene Stelle von ihm insofern als authentisch anerkannt worden, als er ganze Theile derselben später wörtlich in der Vita Constantini l. c. wiederholt hat. Die Visionsgeschichte wurde aufserdem nach der Angabe des Eusebius ihm erst von Constantin erzählt *μακροῖς ὕστερον χρόνοις ὅτε ἠξιώθη τῆς αὐτοῦ γνώσεως τε καὶ ὁμιλίας.* Aufserdem kann von einem so wichtigen Ereignisse nichts bekannt gewesen sein; denn sonst hätte es Eusebius sicherlich gewufst, zumal er seit der Synode von Nicaea mit dem Hofe in Beziehung stand. Ja Lactantius de mortibus persecutt. cap. 44, welcher vor 314 schrieb, mithin den Ereignissen, welche sich unter Maxentius abspielten, zu welcher Zeit die Vision stattgefunden haben soll, von allen Quellen am nächsten steht, weifs von der ganzen Angelegenheit offenbar auch gar nichts, wiewohl er gerade speciell Constantins göttliche Mission hervorhebt. Er sagt 'Commonitus est in quiete Constantinus, ut coeleste signum dei notaret in scutis atque ita proelium committeret.' Das klingt ganz anders als Euseb. vit. Const. I, 28 *ἀμφὶ μεσημβρινὰς ἡλίου ὥρας ἤδη τῆς ἡμέρας ἀποκλινούσης αὐτοῖς ὀφθαλμοῖς ἰδεῖν ἔφη ἐν αὐτῷ οὐρανῷ ὑπερκείμενον τοῦ ἡλίου σταυροῦ τρόπαιον ἐκ φωτὸς συνιστάμενον γραφήν τε αὐτῷ συνῆφθαι λέγουσαν 'τούτῳ νίκα'. θάμβος δ' ἐπὶ τῷ θεάματι κρατῆσαι αὐτόν τε καὶ τὸ στρατιωτικὸν ἅπαν,*

ὃ δὴ στελλομένῳ ποι πορείαν, συνείπετο τε καὶ θεωρὸν ἐγίνετο θαύματος. Sehr auffallend ist es ferner, dafs diese Geschichte erst nach dem Tode Constantin des Grofsen an das Tageslicht kam; denn bekanntlich ist die Vita Constantini nach dem Tode dieses Kaisers abgefafst worden. Eusebius stand damals bereits Mitte der siebenziger Jahre und unmittelbar vor seinem Tode. Die ganze Schrift über das Leben Constantin des Grofsen ist von einem Geiste durchweht, der wenig geeignet ist, für die Glaubwürdigkeit neuer, nicht auch sonst bekannter Thatsachen Betreffs des Christenthums Constantin des Grofsen und der damit zusammenhängenden Dinge bei objectiv urtheilenden Lesern zu wirken. Eusebius ist so blind von der Inspiration seines Heiligen überzeugt, so vernarrt in die Anschauung, dafs Constantin von Anfang an auf göttliche Eingebung gehandelt habe, dafs es sehr wohl möglich ist, dafs dieser Schriftsteller in seinen schwächeren Jahren, ohne direct fälschen zu wollen, in der angegebenen Richtung Mittheilungen von Ereignissen machte, die eines vollkommen realen Hintergrundes entbehrten und nur in seiner Phantasie existirten. Wir brauchen da, meine ich, gar nicht an die geringe Verläfslichkeit Constantinischer Eide, wie Burckhardt wollte, zu denken, zumal man über diesen Punkt denn doch auch anders denken kann.

Die Nachrichten aber, welche nach Eusebius in alle, auch die spätesten Quellen, über die Vision des Constantin übergegangen sind, stammen alle aus Eusebius selbst, wie ich genauer in meinen Quellenuntersuchungen zu den Griechischen Kirchenhistorikern, Leipzig 1884, p. 140 ff. (vgl. dazu ibid. p. 86 ff.) ausgeführt habe. Diese späteren Zeugnisse haben also gar keinen selbständigen Werth.

Wenn nun auch aus Gründen des gesunden Menschenverstandes, wie aus Gründen historischer Kritik die Vision des Constantin als beseitigt zu erachten ist, so hängen mit der Ueberlieferung derselben doch einige Nachrichten zusammen, die bis jetzt nicht vollkommen aufgeklärt worden sind.

Die erste hierher gehörende Nachricht findet sich zuerst gleichfalls Euseb. hist. eccles. IX, 9. Es wird daselbst erzählt, dafs Constantin nach seinem Siege über Maxentius und nach seinem Einzuge in Rom befohlen habe *αὐτίκα τοῦ σωτηρίου τρόπαιον πάθους ὑπὸ χεῖρα ἰδίας εἰκόνος ἀνατεθῆναι.* Dann fügt der Schriftsteller noch hinzu *καὶ δὴ τὸ σωτήριον τοῦ σταυροῦ σημεῖον ἐπὶ τῇ δεξιᾷ κατέχοντα αὐτὸν ἐν τῷ μάλιστα τῶν ἐπὶ Ῥώμης δεδημοσιουμένῳ τόπῳ στήσαντες αὐτὴν δὴ ταύτην ὑπογραφὴν ἐντάξαι ῥήμασιν αὐτοῖς τῇ Ῥωμαίων ἐγκελεύεται φωνῇ·*

Τούτῳ τῷ σωτηριώδει σημείῳ τῷ ἀληθινῷ ἐλέγχῳ τῆς ἀνδρίας τὴν πόλιν

ὑμῶν ἀπὸ ζυγοῦ τοῦ τυράννου διασωθεῖσαν ἠλευθέρωσα· ἔτι μὲν καὶ τὴν σύγκλητον καὶ τὸν δῆμον Ῥωμαίων τῇ ἀρχαίᾳ ἐπιφανείᾳ καὶ τῇ λαμπρότητι [ἐλευθερώσας][1]) ἀποκατέστησα.

Diese Stelle findet sich Euseb. Vit. Constant. I, 40 so gut wie wörtlich wieder. Die Erwähnung des Kreuzes aber in der angeführten Stelle der Historia eccles. des Eusebius hat auf Brieger, Constantin der Grofse als Religionspolitiker, Gotha 1880, p. 46—47, eine so verwirrende Wirkung erzielt, dafs er auf die überraschende Idee gekommen ist, den hierher gehörenden Passus in der Kirchengeschichte des Euseb. für interpolirt zu halten. Natürlich könnte diese Stelle doch nur aus der Vita Constantini interpolirt sein. Weshalb aber gerade diese? Es sind ja noch eine Menge andere Stellen vorhanden, die wörtlich oder fast wörtlich in beiden Schriften des Eusebius übereinstimmen; man sehe nur die Zusammenstellung von Brieger selbst ibid. p. 46, Anm. 1. Alle diese Stellen könnten mit demselben Rechte nicht aus der Historia ecclesiastica in die Vita, sondern umgekehrt aus der Vita in die Historia übertragen erscheinen. Und doch wird das kein vernünftiger Mensch behaupten können! Also weshalb ist gerade die in Frage stehende Stelle aus der Vita in die Historia eingeschmuggelt? Dafür giebt es keinen stichhaltigen Grund.

Ich glaube nicht, dafs man an eine offenbar unrichtige Uebersetzung aus dem Lateinischen mit Burckhardt, Zeit Const. d. Gr. 1880 (2. Aufl.), p. 351, Anm. 1, zu denken braucht, um den ganzen Schwindel, welchen hier Eusebius — vielleicht ohne es recht zu merken — mit dem christlichen Symbole getrieben hat, zu erkennen.

Sehen wir zunächst die Inschrift genauer an, so müssen wir zugeben, dafs auch in der griechischen Fassung nicht ein Sterbenswörtlein von einem σταυροῦ σημεῖον steht. Es steht nur darin, dafs Constantin «unter dem heilbringenden Banner wahrer Tapferkeit» gekämpft und gesiegt habe. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, dafs jenes Zeichen, was die Statue Constantins in der Hand hielt, das sogenannte Labarum war, jenes Feldzeichen, welches sich Constantinus vor dem Feldzuge gegen Maxentius construiren liefs und welches Eusebius Vit. Constant. I, 31, mit folgenden Worten beschreibt: ὑψηλὸν δόρυ χρυσῷ κατημφιεσμένον κέρας εἶχεν ἐγκάρσιον σταυροῦ σχήματι πεποιημένον. Es ist klar, dafs Eusebius sich durch diese Gestalt bestimmen liefs.[2]) Er

[1]) Das eingeklammerte Wort halte ich für interpolirt.

[2]) Es kann auch möglicher Weise an die oben angebrachte Chiffre gedacht werden. Siehe l. c. weiter unten ὑπὸ τῷ τοῦ σταυροῦ τροπαίῳ.

konnte ja auch, wenn er sonst wollte, in der Zeit, in welcher er das neunte Buch der Historia ecclesiastica schrieb, d. i. 324—325, der Gestalt jenes Feldzeichens eine heilige Idee im christlichen Sinne unterlegen. In dieser Zeit nämlich hatte des Constantin Wandel zum Christenthum bereits öffentlich stattgefunden und es gestattete seine ganze Staatsregierung, auf christlicher Basis reorganisirt, einen freien Rückschlufs auf seine früheren Gesinnungen, ja, es wurde ein derartiger Rückschlufs an höchster Stelle sicherlich gern gesehen und gefördert; denn zu allen Zeiten haben die Regenten gern gesehen, dafs man ihre Entschlüsse, welche einen hervorragenden Erfolg erzielten, als Früchte weit zurückgreifender Ueberlegung früherer Zeiten auffafste.

Man könnte versucht sein, dieser Erklärung der vorliegenden Stelle deswegen zu widersprechen, weil das Symbol des Kreuzes, wie de Rossi gezeigt hat, im christlichen Sinne erst späterer Zeit anzugehören scheint. Doch geht dieses Vorkommen des Kreuzes als christliches Symbol nicht vollkommen Hand in Hand mit der allgemeinen Werthschätzung desselben Seitens der Christen. Denn nur so erklärt sich die von Heiden und Christen bezeugte Abschaffung der Kreuzesstrafe bereits durch Constantinus. Vgl. Aurel. Vict. Caes. 41, 3 und Sozom. I, 8. Wir dürfen also ohne allen Zweifel eine Auffassung der Fahne des Constantin Seitens des Eusebius in dem angenommenen Sinne voraussetzen und haben nicht den geringsten Grund, die Richtigkeit des Berichtes über jene Statue des Constantinus in Rom entweder überhaupt zu leugnen oder mit Gibbon sie einem späteren Besuche des Kaisers anzureihen. Das speciell Christliche, was mit dieser Errichtung verbunden zu sein schien, ist eben nur fromme Phantasie des Berichterstatters.

Diese fromme Täuschung zeigt sich auch bei der Besprechung des Labarum. Eusebius Vit. Const. I, 31 erkennt in dem an diesem Feldzeichen befestigten graphischen Symbole die beiden Anfangsbuchstaben des Namens Christi, und diese Auffassung wird unterstützt durch Lact. de mort. persecut. 44, wo dasselbe Zeichen als auf die Schilde der Soldaten des Constantin gesetzt angegeben und in demselben Sinne wie von Eusebius erklärt wird.

Da Lactantius wie Eusebius die erste Anwendung des genannten Zeichens bereits in die Zeit kurz vor den Kampf des Constantinus mit Maxentius setzt, so ist an eine christliche Bedeutung dieses Zeichens gar nicht zu denken. Ganz abgesehen davon, dafs die Vision des Constantinus, die von den christlichen Autoren mit diesem Zeichen in Verbindung gebracht wird, sich leicht als Schwindel erwiesen hat, so

documentirt sich die Verkehrtheit der christlichen Deutung desselben einfach schon durch den Umstand, dafs in jener Zeit Constantinus noch gar keine christliche Politik getrieben hat. Ich will jetzt nicht auf die ganze Frage von Neuem eingehen, obgleich sich leicht Exacteres zum Beweis der Wahrheit dieses Umstandes beibringen liefse, als bisher geschehen ist. Ich will nur auf Panegyricus VII, 21 (ed. Bährens) hinweisen, wo noch nach dem Tode des Herculius, also nach 310, die eifrige Verehrung des Apollo durch Constantinus gepriesen wird mit den Worten: 'vidisti enim, credo, Constantine, Apollinem tuum comitante Victoria coronas tibi laureas offerentem' und 'merito igitur augustissima illa delubra tantis donariis honestasti, ut iam vetera non quaerant, iam omnia te vocare ad se templa videntur praecipueque Apollo noster'. Das war aber in einer Zeit, in der bereits Constantinus sich zum Zuge nach Italien gegen Maxentius rüsten mufste. Wie pafst dazu die Annahme von christlichen Chiffren und Zeichen, wie sie die Kirchenschriftsteller uns aufbinden wollen? Selbst der Umstand kann an diesem Urtheil nichts ändern, dafs de Rossi gegenüber früherer Annahme, die auch merkwürdiger Weise Burckhardt noch festhält, den Glauben an eine Rasur in der Inschrift des berühmten Triumphbogens Constantinus des Grofsen oder an die spätere Beseitigung des Namens 'Juppiter' als irrig erwiesen hat. Es hat zwar sicherlich darin von Anfang an das noch jetzt gelesene 'instinctu divinitatis' gestanden, aber auch dieser Ausdruck erlaubt durchaus nicht, etwas für die christliche Gesinnung Constantin des Grofsen zur Zeit der Besiegung des Maxentius zu folgern; denn jener Ausdruck ist mit de Rossi nur als eine geschickt gewählte Form zu betrachten, mit welcher Christen wie Heiden zufrieden sein konnten. Von irgend einer confessionellen Deutung ist daher hier vollkommen abzusehen. Wir können dabei dem Lactantius ruhig glauben, dafs Constantinus 'in quiete' irgend etwas gesehen, was ihn nachher beschäftigt, ja was ihn sogar bewogen habe, sich ein Feldzeichen zu construiren. Aberglauben dieser Art war in dem Zeitalter Constantins zu Hause.

Vor allen Dingen steht aber, was man bisher stets übersehen hat, die Beschreibung des Zeichens, welches die Anfangsbuchstaben des Namens Christi bezeichnen soll, nicht im Einklang mit der Erklärung, welche Lactantius von diesem Zeichen giebt. Lactantius sagt nämlich a. a. O. cap. 44: commonitus est in quiete Constantinus, ut coeleste signum dei notaret in scutis atque ita proelium committeret. Fecit, ut iussus est, et transversa X littera, summo capite circumflexo, Christum in scutis notat. Es ist ganz klar, dafs die Worte 'transversa X

littera' nur bezeichnen können, dafs der Chiffre ein umgekehrtes oder verschobenes *X* (Chi) zu Grunde gelegen habe, also nicht ein X (das wäre ja ein wirkliches Chi), sondern ein +, welche Form allein ein verkehrtes Chi genannt werden kann. Denkt man sich an diesem Zeichen noch die Veränderung hinzu, welche Lactantius mit den Worten 'summo capite circumflexo' bezeichnet, hinzu, so haben wir das Zeichen ⳨, nicht das Zeichen ☧, welches allerdings *XP* bezeichnen könnte.

Aus diesem Factum, welches man bei kritischer Lectüre der berühmten Stelle des Lactantius wohl schon eher hätte erkennen sollen, geht besser wie aus allen andern unwiderruflich hervor, dafs Constantinus anfangs nie daran gedacht haben kann, sein Wunderzeichen, sei es an Schilden der Soldaten, sei es am Labarum befestigt zu denken, auf Christus zu beziehen. Wer in aller Welt wird denn ein Zeichen ⳨ machen, wenn er wünscht, dafs es *XP* gelesen werden soll? Es ist eben nur allzuklar, dafs Lactantius, der fanatische und in seiner Verranntheit gerechter Beurtheilung der Kaiser absolut unzugängliche Autor, der alles, was nicht christlich unter ihnen ist, verdonnert und in unwürdigster, ungerechtester Weise beschimpft, alles aber, was sich auf Constantinus und seinen Vater bezieht, in den Himmel erhebt und mit dem Nimbus der Heiligkeit zu umgeben strebt, — es ist, sage ich, nur allzu klar, dafs Lactantius die heidnische Bedeutung des in Frage stehenden Zeichens nicht hat anerkennen wollen. Ob Lactantius der erste war, der eine Verdrehung der Bedeutung des Zeichens im Anschlufs an die Verdrehung zu ☧ herbeizuführen suchte oder ob andere vor und neben ihm dasselbe gethan, thut nichts zur Sache. Es bleibt der Thatbestand bestehen, dafs das betreffende Zeichen ⳨ lautete. Das numismatische und epigraphische Material, was vorhanden ist, widerspricht dem durchaus nicht. Dieses lehrt uns, dafs die Form ⳨ zur Zeit Constantin des Grofsen vorkommt, dafs aber die Form ☧ häufiger zu finden ist. Das letztere erklärt sich sehr einfach dadurch, dafs nach vollständiger Christianisirung des Reiches selbstverständlich auch der Kaiser, wie schon oben berührt wurde, die christliche Deutung des Symbols entgegennahm und gern zur Unterstützung derselben eine kleine Wendung eintreten liefs, die übrigens vielleicht von Anfang an bei einer im cursiven Stil gemachten Anfertigung im gewöhnlichen Leben vorgekommen sein mochte.

Es mufs sogar als sehr zweifelhaft bezeichnet werden, ob Eusebius Vit. Const. I, 31 bei der Beschreibung des Labarum wirklich das

Zeichen ☧ oder ⳩ oder nicht doch vielmehr ⳨ vor Augen gehabt habe.

Eusebius beschreibt augenscheinlich das ursprüngliche Labarum, nicht das Labarum oder die Labara, die in späteren Zeiten gemacht wurden und die, wie auch die Münzen bezeugen, das christliche Zeichen ☧ hatten. Dafs Eusebius in der That das Prototyp des Labarum beschreiben will, sagt er deutlich ibid. I, 30. Nur unter dieser Annahme hat es einen Sinn, wenn Eusebius von diesem Feldzeichen sagt, *καὶ ἡμᾶς ὀφθαλμοῖς ποτε συνέβη παραλαβεῖν;* denn andere Feldzeichen der Art zu sehen konnte doch wahrhaftig nicht zu den besonderen Ereignissen gerechnet werden. In dieser Beschreibung jenes Urlabarums sagt aber Eusebius l. c., dafs das fahnenartige Tuch, welches an dem Querholze des Labarum angebracht war, gewesen sei *ἄνω μετέωρον ὑπὸ τῷ τοῦ σταυροῦ τροπαίῳ.* Dieses kann aber nur das Monogramm bezeichnen, und es ist gar nicht anzunehmen, dafs mit *σταυρός* an dieser Stelle ein dem Chi gleichendes Kreuz gemeint sei, zumal doch in diesem Ausdruck eine Beziehung auf das Kreuz Christi zu sehen ist. Dieser Erwägung widerspricht keineswegs nothwendiger Weise das weiter oben in demselben Capitel des Eusebius über das Monogramm Gesagte; denn das *χιαζομένου τοῦ ρ κατὰ τὸ μεσαίτατον* kann möglicher sehr wohl von einer einfachen kreuzähnlichen Durchstreichung des *ρ* verstanden werden, wie sich eine solche in dem Zeichen ⳨ findet. Wenn Eusebius an derselben Stelle die *δύο στοιχεῖα τὸ Χριστοῦ παραδηλοῦντα ὄνομα* in dem Zeichen findet, so steht er auf demselben Standpunkte, wie Lactantius. Nur würde die Lesung des Eusebius auch unter Annahme des Zeichens ⳨ verständlicher sein, als man zur Zeit der Abfassung der Vita Constantini das Monogramm allseitig selbstverständlich für christlich gehalten hat. Es ist die Möglichkeit einer Auffassung dieser Stelle des Eusebius in dem angegebenen Sinne um so weniger auffallend, als man auch noch viel später das Zeichen ⳨ anwendete statt des ☧, in einer Zeit, wo es sicherlich keinem Menschen mehr eingefallen ist, das Zeichen anders als *XP* zu interpretiren, mag auch bei dem Wiederauftauchen jener Form das Gefallen an dem Kreuze Christi mitgewirkt haben.

Ich will auf die eben gegebene Interpretation der Eusebiusstelle nicht zu viel Gewicht legen. Sie soll nur zeigen, wie die landläufige Auffassung derselben weit davon entfernt ist, absolute Sicherheit beanspruchen zu können, und sie in Folge dessen durchaus nicht geeignet ist, eine feste Unterlage für die Form ☧ als die Urform des Monogramms zu geben.

Die Lösung dieses Zeichens ist bisher nicht gefunden worden. Aus unserer obigen Besprechung geht zunächst das eine mit Sicherheit hervor, dafs wir die christliche Erklärung ganz fallen lassen müssen als eine den ursprünglichen Verhältnissen des Monogramms keineswegs entsprechende. Zweitens mufs beim Versuche, eine Lösung zu finden, von der Form ☧ ausgegangen werden, da sie selbst der ältesten christlichen Beschreibung zu Grunde gelegen hat.

Der wunderliche Versuch, das Monogramm mit Zeichen auf attischen Tetradrachmen oder Ptolemäischen Kupfermünzen zusammenzubringen, ist trotz der ironischen Abmahnung Eckhel's doctrina num. VIII, p. 89, nichts desto weniger von theologischen Gelehrten gemacht, die wohl den Sinn der betreffenden Stelle nicht ganz erfafst hatten. Dieser Versuch ist vollkommen mifsglückt; denn die Zeichen sind überhaupt gar nicht identisch. Vgl. Lenormant (Mél. Archéol. III, p. 197). Ebenso wenig ist daran zu denken, wie derselbe Gelehrte zeigt, dafs Zeichen auf Münzen des Tigranes oder des Mithridates mit unserm Monogramm zusammenhängen. Was sonst noch mit baktrischen und indoskythischen Münzen versucht ist von Rapp, das Labarum und der Sonnencultus in den Jahrb. d. V. d. Altertfr. im Rheinl. No. 39 und 40, p. 116 ff., hat Brieger a. a. O. p. 40 mit der richtigen Bemerkung zurückgewiesen, dafs irgend eine Verbindung der auf solchen Münzen vorkommenden Zeichen mit dem Monogramm des Constantinus, zumal bei einer Zeittrennung von 500 Jahren, absolut nicht zu erweisen sei.

Was kann nun aber das in Frage stehende Monogramm sonst bedeutet haben?

Zunächst steht es fest, dafs es ein Zeichen gewesen sein mufs, welches nach dem damaligen, nicht christlichen Glauben ein Glück verheifsendes Zeichen war. Es liegt sehr nahe in der damaligen Zeit, an astrologische Zeichen und eine Deutung im astrologischen Sinne zu denken. Die Astrologie, die seit alten Zeiten, wie auch die Litteratur beweist, eifrig gepflegt wurde, blühte besonders zur Zeit Constantinus d. Gr. Ein beredtes Zeugnifs bietet Firmicus Maternus mit seinen Büchern Matheseos. In der Astrologie aber spielen bekanntlich die Planeten und ihre Stellung eine Hauptrolle. Die Spenderin des Glückes ist vornehmlich die Venus. Es giebt nämlich sogenannte vier cardines für die Astrologie. Den wichtigsten Platz besitzt die Venus, wie Manilius II, 918, sagt, 'in arce coeli'. Hier, fügt er weiter hinzu, v. 927 'Nomen erit Fortuna loco'; es ist das *μεσουράνια* der

griechischen Astrologen.[1]) Dieser Platz wird genauer in seinem Verhältnifs zur Venus von Firmicus III, 7 unter X bestimmt mit den Worten: In decimo loco ♀ *(i. e. Venus)* ab horosc. constituta, id est in medio coeli, faciet claros et coronatos et quibus grandis gloria et fortuna maxima conferatur. Ich bezweifele nicht, dafs wir in diesem Zeichen des Glückes das Vorbild des Constantinischen Monogramms haben. Das Zeichen der Venus ist bekanntlich aus *φ* entstanden (= *φωσφόρος*).[2]) In der Gestalt ☧ und ⳩ kann ich nur den Uebergang zur cursiven Schreibung und zur Schreibung in einem Ductus erblicken. Diese Form wurde von den Christen wegen der bekannten Lesung natürlich festgehalten.

Da ich einmal einen viel besprochenen Gegenstand aus dem Leben Constantins berührt habe, will ich auch einen bisher zu wenig behandelten Punkt einer Untersuchung unterziehen, welcher für dasselbe von grofser Wichtigkeit ist. Es ist dies eine nie genau untersuchte Stelle über das Leben des Constantin, welche sich im späten Kirchenhistoriker Nicephorus VII, 17 ff. findet. Der Anfang lautet:

Διοκλητιανὸς εἴκοσιν ἔτη τὰ πάντα ἡγεμονεύσας, τῷ τετάρτῳ τῆς ἀρχῆς ἔτει Μαξιμιανὸν τὸν Ἑρκούλλιον συμβασιλεύειν αἱρεῖται· τούτων ὁ μὲν Διοκλητιανὸς γαμβρὸν ἐπὶ θυγατρὶ Γαλλερίᾳ Μαξιμῖνον, ὃς καὶ Γαλλέριος ἐπεκλήθη, λαμβάνει· ὁ δὲ αὖ Μαξιμιανὸς ὁ Ἑρκούλλιος ἐπὶ Θεοδώρᾳ τῇ ἰδίᾳ θυγατρὶ Κώνσταντα ἔσχεν, ᾧ Πανύπερτος καὶ Χλωρὸς ἐπίκλησις ἦν· τὴν ἀξίαν τηνικαῦτα τοῦ τριβουνίου διέποντα· ἀνεψιὸς δὲ Κλαυδίου ὁ Κώνστας ἐτύγχανεν ὢν τοῦ πρὸ Αὐρηλιανοῦ καὶ Διοκλητιανοῦ βασιλεύσαντος. εἰδέναι μέντοι χρεών, ὡς καὶ ἄμφω γαμετὰς ἔχοντες τῇ πρὸς τοὺς βασιλεῖς στοργῇ ταύτας ἀπέλιπον· τῇ δὲ Θεοδώρᾳ Μαξέντιος ἦν ἀδελφὸς ὁ κατὰ τὴν Φουλβίαν γέφυραν, ὡς ἑξῆς ἐροῦμεν, διαφθαρείς· ἐξ ἧς Θεοδώρας δύο ἔσχεν ὁ Κώνστας υἱούς· Κωνστάντιον, ὃς Ἰουλιανοῦ τοῦ δυσσεβοῦς καὶ Γάλλου πατὴρ ἦν· καὶ Ἀναβαλῖνον τὸν καὶ Δαλμάτιον πατέρα Δαλματίου τοῦ νεοῦ· καὶ θυγατέρα Κωνσταντίαν, ἣν Λικίνιος ἔγημε, Καῖσαρ ὕστερον ἀναγορευθείς. Γαλλέριος δὲ Μαξιμῖνος ὁ Διοκλητιανοῦ γαμβρὸς καὶ αὐτὸς δύο ἔσχεν υἱούς. Μαξιμῖνον τὸν κατὰ τὴν ἕω . . . .

---

[1]) Firmic. II, 22 Decimus locus, in X ab horosc. signo constituitur, quia a 270 p. initium accipiens usque ad 300 p. extenditur et illic desinit; sed hic locus principalis est et omnium cardinum potestate sublimior. Hic locus a nobis M C, a Graecis vero *μεσουράνια* appellatur, est enim in media parte totius mundi constitutus. In hoc loco vitam, spiritus, actus etiam omnes, patriam, domicilium totamque conversationem invenimus, artes etiam et quicquid nobis suffragio confertur.

[2]) Ueber das vorchristliche Kreuz vgl. Zöckler, Das Kreuz Christi, p. 21 ff.

καὶ Σευῆρον ἕτερον κατὰ τὴν Ῥώμην Καίσαρα ἀναγορευθέντα. οὗ τελευτήσαντος Λικινίῳ τὸν ἐκείνου τόπον Ῥωμαῖοι ἀπένειμαν, χαριζόμενοι Κωνσταντίνῳ τῷ τῆς γαμετῆς ἀδελφῷ, τηνικαῦτα ἐν Γαλλίαις καὶ Βρεταννίαις δὴ βασιλεύοντι. ὁ δὲ εἰρημένος Κώνστας ὁ Χλωρὸς καὶ ἕτερον παῖδα ἐκ τῆς μακαρίας Ἑλένης τὸν Κωνσταντῖνον γεννᾷ. ᾧ καὶ τὸ κράτος τῆς ἀρχῆς προσῆκεν, ὡς τὰ Χριστιανῶν καλῶς ἑλομένῳ· παρωσάμενος τοὺς ἐκ τῶν γνησίων σπερμάτων τῆς Θεοδώρας γεγενημένους αὐτῷ.

Die oben angeführte Stelle zeigt eine nahe Verwandtschaft mit dem Texte der Chronik des Theophanes. Zunächst tritt sie Theoph. p. 8, 10 ff.[1]) hervor. Nachdem hier die Ernennung der Cäsaren Constantius und Galerius angegeben ist, heifst es weiter p. 8, 15 mit wörtlichem Anklang an Nicephorus *καίτοι γε ἑκατέρων γαμετὰς ἐχόντων, ἃς ἀπώσαντο διὰ τὴν πρὸς τοὺς βασιλέας στοργήν.* Sehr auffallend ist es aber, dafs wir Theoph. p. 14, 12 denselben Fehler haben wie bei Nicephorus betreffs der Söhne des Constantins und der Theodora. Nicephoros giebt an *Κωνστάντιον . . . . καὶ Ἀναβαλῖνον τὸν καὶ Δαλμάτιον* und bezeichnet sie exprefs als *δύο υἱούς,* so dafs wir es nicht mit einem Schreibfehler zu thun haben können, und Theoph. p. 14, 10 ff. sagt *περιόντων καὶ τῶν λοιπῶν αὐτοῦ παίδων τῶν ὁμοπατρίων Κωνσταντίνῳ, Κωνσταντίου, φημί, καὶ Ἀναβαλλίνου τοῦ καὶ Δαλματίου.*[2]) An derselben Stelle setzt auch Theoph. (p. 14, 14) hinzu, wie Nicephorus, Constantius sei gewesen *θυγατριδῆς Κλαυδίου τοῦ βασιλέως.* Auch die unrichtige Angabe des Nicephorus (vgl. ibid. VII, 20 D), dafs Maximinus und Severus die Söhne des Galerius gewesen seien, spiegelt sich in etwas wieder in Theoph. p. 14, 18 *καὶ ἐπέστησε Μαξιμῖνον μὲν τὸν ἴδιον υἱὸν κατὰ τὴν ἑῴαν, Σευῆρον δὲ κατὰ τὴν Ἰταλίαν.* Noch auffallender ist es, dafs Theoph. p. 16, 14 ff.,[3]) wiederum mit wörtlichen Anklängen an Nicephorus, sagt *τότε καὶ Λικίνιον καίσαρα Ῥωμαῖοι ἀνηγόρευσαν, χαριζόμενοι Κωνσταντίνῳ γαμβρῷ αὐτοῦ ὄντι εἰς ἀδελφὴν Κωνσταντίαν . . . . Σευήρου δηλαδὴ τελευτήσαντος.*

Nicephorus hat aber aus Theophanes nicht geschöpft. Mag man auch bei Zusätzen, wie *τοῦ πρὸ Αὐρηλιανοῦ καὶ Διοκλητιανοῦ βασιλεύσαντος,* wie *τῇ δὲ Θεοδώρᾳ — διαφθαρείς* an eigene Zusätze Seitens des Nicephorus denken können; bei Zusätzen wie *ᾧ Πανύπερτος — διέποντα* zum Namen des Constantius ist dies natürlich unmöglich anzunehmen. Das mufs Nicephorus in seiner Quelle gefunden haben.

---

[1]) Ich citire noch nach der ed. Bonn., weil sie augenblicklich noch die verbreitetste ist, ohne mich deswegen der Ausgabe von de Boor verlustig zu machen.

[2]) Im Chron. Pasch. p. 516, 16 richtig.

[3]) Im Chron. Pasch. p. 517 richtig.

Dasselbe Verhältnifs zeigt sich zwischen Theophanes und Nicephorus, wenn man die Stelle über Constantinus bei Nicephorus weiter liest. Besonders tritt hervor Niceph. VII, 20, wo wir dieselben Autoren, Eusebius und Gelasius, citirt finden, wie bei Theoph. p. 15, 8, und zwar für dieselben Dinge in derselben Reihenfolge.

Nicephorus:	Theophanes:
Διοκλητιανὸς συνάμα τῷ τὴν κοινὴν συνδιοικοῦντι ἀρχὴν τῷ Ἑρκουλλίῳ φημὶ Μαξιμιανῷ	*Εὐσέβιος δὲ ὁ Καισαρεύς φησι, ὅτι Διοκλητιανὸς παράφρων γενόμενος καὶ σὺν τῷ Ἑρκουλίῳ τὴν βασιλείαν ἀποθέμενος ἰδιωτικὸν βίον ἀνέλαβε*
ἰδιωτικὴν ἐσθῆτα περιεβάλλοντο· ὡς μὲν ὁ Παλαιστινός φησιν Εὐσέβιος, ἐκεῖ νόσου ἐπισκηψάσης παραφρονήσαντες καὶ τοῦ προσήκοντος λογισμοῦ ἐκτραπέντες	
Γελάσιος δ' ὁ τῆς Καππαδοκῶν Καισαρείας ἐπίσκοπος μετὰ τὴν τῆς βασιλείας ἀπόθεσιν ἐς ὕστερον μεταμέλῳ χρήσασθαι ἱστορεῖ· καὶ τὴν ἀρχὴν ἀναλαμβάνειν αὖθις πειρᾶσθαι· κοινῇ δὲ τῆς σὐγκλήτου ψήφῳ καὶ ἄμφω ἀναιρεθῆναι	*Γελάσιος δὲ ὁ Καισαρείας τῆς αὐτῆς ἐπίσκοπός φησιν, ὅτι μεταμεληθέντες καὶ πάλιν βασιλεῦσαι θελήσαντες ψήφῳ κοινῇ τῆς συγκλήτου ἀναιροῦνται*

Man achte also ferner in demselben Capitel des Nicephorus auf die chronologische Bestimmung nach Perserkönig und Bischof von Rom, was an Theoph. p. 8 ed. de Boor erinnert. Auch der Bericht über den Tod des Maximinus ist zu vergleichen mit Theoph. p. 20, 11 und der über die Beseitigung des Herculius mit Theophanes p. 15, 1.

Nicephorus VII, 14 zeigt Verwandtschaft mit Theophanes p. 10, 7 ff. u. p. 12, 4 ff.

Nicephorus:	Theophanes p. 10, 7:
ἀμέλει τοι καὶ ἐν Ἀλεξανδρείᾳ μὲν Διοκλητιανὸς καίπερ γενναίας ἔργα χειρὸς δράσαντα ἐν τῇ κατὰ τὸν Ἀχιλλέα τῆς Αἰγύπτου ἐπαναστάσει τὸν Κωνσταντῖνον ἀνελεῖν ἐπεχείρει. Γαλλέριος δὲ ἐν Παλαιστίνῃ τῆς ἐπιβουλῆς ἥπτετο. τὸν γοῦν λεληθότα δόλον τῶν κρατούντων διεγνωκώς, θεοῦ δὲ	*Διοκλητιανὸς δὲ ἐν Ἀλεξανδρείᾳ τὸν Ἀχιλλέα καθεῖλε. συνῆν δὲ αὐτῷ καὶ Κωνσταντῖνος ὁ υἱὸς Κωνσταντίου, κομιδῇ νέος ὑπάρχων, ἀριστεύων ἐν τοῖς πολέμοις, ὃν ὁρῶν ὁ Διοκλητιανὸς φθόνῳ κινηθεὶς δόλῳ ἀνελεῖν ἐσπούδαζε. θεὸς δὲ τοῦτον παραδόξως διέσωσε καὶ τῷ πατρὶ ἀπέδωκε*

ἄρα τοῦ πάντα σὺν λόγῳ διέποντος, ἄρας ἐκ τῆς Νικομηδείας ἐπὶ τὰς Γαλλίας πρὸς τὸν πατέρα μετέβαινεν

ibid. p. 12, 4:
Κωνσταντῖνον δὲ τὸν υἱὸν Κωνσταντίου ἐν τῇ ἀνατολῇ καὶ Παλαιστίνῃ διάγοντα . . . . ὁρῶν τοῦτον ὁ Γαλλέριος Μαξιμιανὸς . . . . δόλῳ θανατῶσαι τοῦτον ἐσκέψατο· θείᾳ δὲ προμηθείᾳ τὸν δόλον μαθὼν ὡς Δαβὶδ φυγῇ τὴν σωτηρίαν πορίζεται καὶ πρὸς τὸν ἴδιον πατέρα διασώζεται

Zu Anfang des Capitels steht aufserdem einiges über das Streben des jungen Constantinus im christlichen Sinne, was sehr an dasjenige erinnert, was in den von mir unter Theoph. p. 12, 4 ausgelassenen Worten mitgetheilt wird.

Wenn man nun bedenkt, dafs einige Notizen entschieden auf Eutropius zurückgehen, anderes, was sich eng mit Theophanes berührt, in verschiedenen anderen Quellen, wie die Randbemerkungen de Boor's in seiner Theophanes-Ausgabe lehren, sich wiederfindet, endlich Schlufs von Niceph. VII, 20 zum Theil entschieden wieder auf Eusebius hist. eccl. VIII, 13 (Ende) führt, so könnte man auf die Vermuthung kommen, Nicephoros habe sich hier aus diesem, aus Theophanes und noch einigen anderen Büchern, die wir nicht mehr haben, seinen Stoff selbstständig zusammengetragen, zumal Nicephorus vorn seine Quellen nachweislich nicht genau angegeben hat. Es widerstrebt eine solche Annahme aber vollkommen der sonstigen Arbeitsart des Nicephorus, der sich auf mühselige Detailarbeit, wie sie dann hier vorliegen würde, keineswegs eingelassen hat. Vergl. meine Quellenuntersuchungen u. s. w. p. 98 ff.

Das siebente Buch des Nicephorus ist fast ganz, mit Ausnahme einiger Capitel, dem Eusebius entnommen, sowohl der Historica ecclesiastica, als der Vita Constantini, endlich ist noch einiges am Schlufs aus dem Sozomenus. Es wird demnach bestätigt, was ich eben im Allgemeinen über die Quellen des Nicephorus angegeben habe. Infolge dessen kann es keinem zweifelhaft erscheinen, dafs auch Niceph. VII, 17 und was sich daran schliefst oder damit im innern Zusammenhange steht, aus einer Quelle entnommen ist, mag man auch in dem betreffenden Stücke noch allerlei Anklänge an andere erhaltene Autoren entdecken können.

Ohne mich jetzt auf die anderen Capitel des Buches einzulassen — es würde das augenblicklich zu viel Platz erfordern — wollen wir wegen der Wichtigkeit des Inhalts, den die fast ganz vergessene Stelle

bietet, nach jener Quelle forschen, um dann ihre gröfsere oder geringere Glaubwürdigkeit beurtheilen zu können.

Erstens steht fest, dafs dieselbe nach Gelasius[1]), also nach Ende des fünften Jahrhunderts post Christum (vergl. Phot. cod. 88) und vor Theophanes oder vor 813, wo die Chronik des letzteren schliefst.

Ferner mufs als sicher angenommen werden, dafs dem Theophanes ebenso, wie es für den späteren Theil desselben erwiesen ist[2]), auch im Anfange eine Epitome zu Grunde gelegen hat, welche aus einem oder mehreren kirchlichen Schriftstellern gemacht wurde. So nur erklärt sich, dafs die Cramerschen Anecdota auch in dieser Partie mit Theophanes übereinstimmen. Nicephorus aber zeigt, da er an dieser Stelle trotz der nahen Beziehung zum Theophanes, wie wir sie eben gezeigt haben, weit über denselben hinausgeht, dafs er hier nicht aus einer derartigen Epitome geschöpft hat, sondern vielmehr aus derselben Quelle, aus der diese Epitome genommen wurde oder aus einer sehr gleichartigen. Durch diese Erwägung gewinnt unsere Stelle bei Nicephorus natürlich beträchtlich an Werth.

Dieselbe Ueberlieferung, wie sie bei Nicephorus überliefert wird, lag auch ohne Frage dem Suidas vor. Niceph. VII, 18 erzählt nämlich, dafs Constantius auf einer Reise nach dem Orient mit der Tochter seines Wirthes in Drepanum[3]) den Constantinus erzeugt habe. Dem Mädchen habe er als Lohn der Liebe ein kostbares Purpurgewand geschenkt. Dieses sei später die Legitimation der Helena gewesen, als sie sich veranlafst sah, den Vater ihres Kindes zu nennen. Suidas, s. o. *Κωνσταντῖνος ὁ μέγας* kennt die niedrige Abkunft, wenn er auch zufällig die Helena nicht nennt oder näher bezeichnet. Aufserdem läfst er den Constantinus erkannt werden vom Vater *κατά τινας γνωρίμους τρόπους*, also an gewissen Zeichen, eine Angabe, die sonnenklar auf die Darstellung, wie sie Nicephorus hat, hinweist. Dann, fährt Suidas fort, sei Constantinus, als er Lust empfunden habe, *κατα τινα τύχην . . . τοὺς τόπους καταλιπεῖν, ἐν οἷς διέτριβεν*, gegangen *πρὸς τὸν πατέρα Κωνστάντιον ἐν τοῖς ὑπὲρ τὰς Ἄλπεις ἔθνεσιν ὄντα καὶ Βρετανίᾳ συνεχέστερον ἐνδημοῦντα.* Diese Fortführung der Erzählung des Suidas ist nur zu verstehen, wenn man die Erzählung in ihrem Verlaufe bei Nicephorus verfolgt. Es ist nämlich auch aus anderen Autoren bekannt, dafs Constantinus als Jüngling in Nicomedia am Hofe des

---

[1]) Vergl. oben p. 91.

[2]) Vergl. Sarrazin in den Comment. Jenensia Vol. I.

[3]) Cf. auch Procop. de aedif. V, 2.

Diocletianus weilte und dann wie auf einer Flucht nach dem Westen zu seinem Vater eilte, welcher bald nach seiner Ankunft starb. Es ist keine Frage, dafs auch Suidas allein diese fluchtartige Uebersiedlung im Auge hat. Da er aber auch augenscheinlich die Geburt des Constantinus las, wie sie Nicephoros bietet, so mufs er auch natürlich die Stelle gelesen haben, an der, wie bei Niceph. VII, 18 (Ende), die Uebersiedlung des Constantinus nach Nicomedia berichtet wurde. Also auch hier treffen wir auf Uebereinstimmung der Quellen des Suidas und des Nicephorus.

Die Quelle des Suidas können wir mit Sicherheit als Joannes Antiochenus bezeichnen. Dafs dieser Autor die Quelle des Suidas für die Nachrichten war, die sich auf die Kirche und ihre Entwicklung bezogen, wozu natürlich auch die Geschichte Constantin d. Gr. gehört, hat längst Bernhardy erkannt. Wir können hier an dieser Stelle diese Annahme besonders noch dadurch wahrscheinlich machen, dafs ein unter dem Namen des Joannes überliefertes Stück über Diocletianus auch im Suidas steht. Die Geschichte des Diocletianus ist ja aber auch ein Theil der Kirchengeschichte und eng, wie im Nicephorus, so auch bei anderen kirchlichen Autoren, mit der Geschichte Constantins verbunden.

Wenn wir nun bedenken, dafs die Quelle des Nicephorus wegen des Citats aus Gelasius nicht vor Ende des 5. Jahrhunderts geschrieben sein kann, so darf man bei der Verwandtschaft mit Suidas als sicher ansehen, dafs auch unsere Stelle des Nicephoros zu derjenigen Tradition gehört, welche im Joannes Antiochenus ihren Mittelpunkt und Sammelplatz fand. Diese Ueberlieferung ist bekanntlich eine gute, sehr beachtenswerthe. Unsere Stelle trägt auch vollkommen das Gepräge, was wir in den sonst erhaltenen Stücken jener Tradition vorfinden. Es leuchtet zunächst als ursprüngliche Quelle Eutropius hervor. Nicephor. VII, 17 (Anfang) geht, wie die betreffende Stelle bei Theophanes auf Eutrop. IX, 22 zurück; auch die Verwandtschaft des Constantius mit Claudius findet sich in Eutrop. IX, 22: Constantius per filium nepos Claudii traditur. Ebenso ist ohne Frage die Stelle über die Ernennung der Caesares durch Maximianus Galerius ursprünglich aus Eutropius X, 2 entnommen. Aufserdem läfst sich eine Verwandtschaft von Niceph. VII, 19 mit Eusebius vita Constant. I, 12 ff. und hist. eccles. VIII, 13 nicht verkennen. Von Eusebius wissen wir aber, dafs er dem Joannes von Antiochia gleichfalls als Quelle gedient hat. Vgl. Müller Frg. hist. gr. II, p. 540, N. 2. Auch Suidas s. v. *Διοκλητιανὸς* zu Anfang ist sicherlich aus derselben Quelle, wie der folgende Abschnitt, den wir schon erwähnten. Letzterer

ist aber, wie gesagt, bezeugter Masen aus Joannes von Antiochia. Vgl. Müller Frgm. 165. In dem ersten Abschnitte haben wir bei Suidas Anklänge an Theophanes.[1]) So sagt Suidas *ἐπὶ τούτου* (i. e. Diocletiano) *καὶ Μαξιμιανοῦ γαμβροῦ αὐτοῦ διωγμὸς κατὰ Χριστιανῶν ἐκινήθη φρικωδέστατος* und Theophanes p. 9, 3 . . . *Διοκλητιανὸς καὶ Μαξιμιανὸς ὁ Ἑρκούλιος διωγμὸν μέγαν καὶ φρικωδέστατον κατὰ Χριστιανῶν ἀνήγειραν.* Dann heifst es bei Suidas am Ende des Abschnittes *οὓς ἡ θεία δίκη ἐνδίκως μετελθοῦσα δικαίως ἐξέκοψε. καὶ ὁ μὲν ἐσφάγη ὑπὸ τῆς συγκλήτου, ὁ δὲ ἀπήγξατο,* eine Stelle, die ganz deutlich an die Stelle bei Theoph. p. 15, 8 ff. erinnert, von der wir oben p. 91 gesprochen haben. Suidas hat hier nur eine ganz thörichte Combination der eben angegebenen Stellen gemacht, wie ein Blick in den Text des Nicephorus und Theophanes lehrt. (Vgl. übrigens Malal. p. 310, 3 *Ὁ δὲ αὐτὸς Διοκλητιανὸς βασιλεὺς ἐποίησε διωγμὸν χριστιανῶν.*) Also auch durch diese Vergleichung kommen wir für Nicephorus auf dieselbe Tradition zurück, wie oben. Vermittels der Stelle des Suidas sehen wir, dafs wir es im Theophanes, resp. Nicephorus, mit einer Ueberlieferung zu thun haben, die der des Joannes von Antiochia verwandt ist.

Wie weit man berechtigt ist, die betreffenden Stellen bei Nicephorus dem Joannes selbst wirklich beizulegen, mag dahin gestellt bleiben. Mir lag es daran, auf die Bedeutung der vergessenen Stelle hingewiesen zu haben. Die Tradition ist gut; das ist erwiesen trotz der augenfälligen Fehler, welche mich bewegen, eher an eine indirecte Benutzung der Hauptquelle zu glauben. Den Inhalt der vorliegenden Stelle an der Hand der sonstigen Tradition über Constantin zu prüfen, mufs einer andern Zeit vorbehalten werden, um so mehr, da bei der Abweichung des Nicephorus von andern Quellen eine solche Explication nicht in der erforderlichen Kürze gemacht werden kann. Nur möge das eine hier hervorgehoben werden, dafs die Frage nach dem Geburtsorte des Constantin und der Stellung seiner Mutter zu Constantius durch Herbeiziehung unserer Stelle eine andere Beantwortung finden mufs, als bisher zu geschehen pflegte.

---

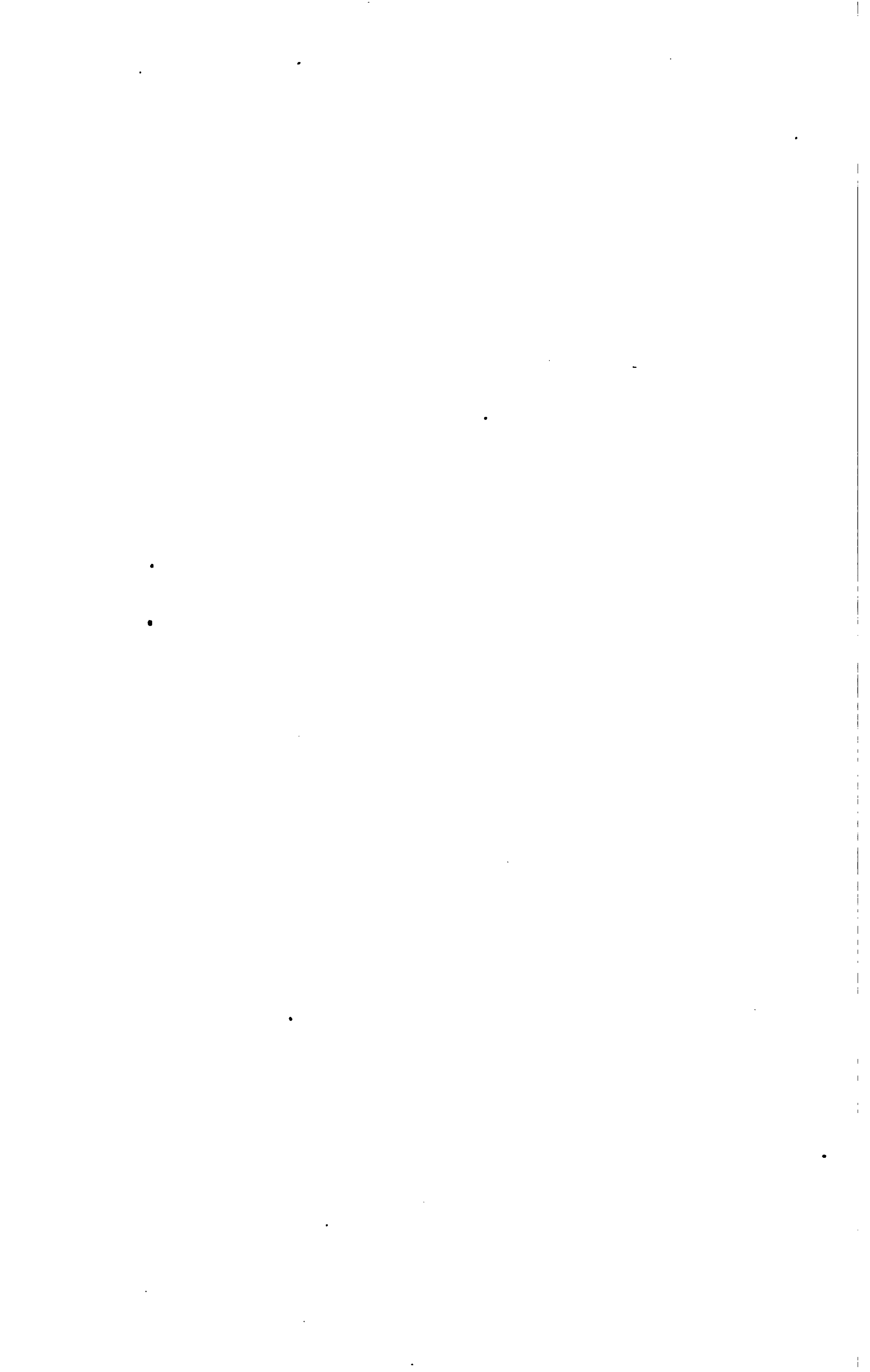
[1]) Vgl. hier die Quellennotizen am Rande des Theoph. von de Boor.

VIII.

ALEXANDER CONZE

Das Berliner Medearelief.

Hierzu Tafel II.



Seit dem Jahre 1838 befindet sich in den königl. Museen eine auf Taf. II, n. 2 nach dem Originale abgebildete Wiederholung des lateranensischen Medeareliefs (Benndorf und Schöne n. 92. Unsre Taf II, n. 1[1]). Waagen erwarb sie bei dem Kunsthändler Giov. Maldura in Rom als angeblich aus Palazzo Niccolini in Florenz stammend. Sie verdient in eingehenderer Weise kritisch beleuchtet zu werden, als in dem neuen Kataloge der Originalskulpturen (n. 926) geschehen konnte; denn in der Literatur steht sie bis jetzt mit einem Makel da, indem Friederichs in brieflicher Mittheilung an die Verfasser des lateranensischen Katalogs (a. a. O.) sie für modern, und zwar für eine Fälschung dieses Jahrhunderts erklärt hat. Dem gegenüber steht aufser der durch den Ankauf dokumentirten günstigeren Ansicht Waagens, wie nachher zu erwähnen, ein handschriftliches Echtheitszeugnifs gleicher Art von Joh. Martin Wagner, und in den Vorarbeiten zu dem neuen Kataloge finde ich die Echtheit des Reliefs von Herrn Furtwängler ausdrücklich betont.

Auffallend für ein antikes Relief ist der äufsere Zustand insofern, als seine Oberfläche frei von aller Verwitterung ist und keinerlei Beschädigung, auch nicht einzelner hervorragender Theile, zeigt. Nur ein der Schichtung des pentelischen Marmors folgend schräg abgesplittertes Stück des unteren Randes mit den Füfsen der Figur links, der Klaue links des Dreifufses und der Fufsspitze der mittleren Figur fehlt und ist durch eine unzweideutig moderne Ergänzung in Marmor ersetzt. Aufserdem zieht sich ein Rifs, wiederum im Zusammenhange mit der Marmorschichtung, quer über den Dreifufskessel durch das

[1]) Die Photographie, welche der Abbildung zu Grunde liegt, giebt leider die Ränder des Reliefs nicht vollständig; die Maafse sind nach Benndorf-Schöne gegeben.

ganze Relief; auch weiter oben ist ein Ansatz zu einem ähnlichen Risse zu bemerken. Dem gröfseren ist aber in moderner Zeit mit dem Meifsel stark nachgeholfen und kleinere Spuren einer solchen Nachhülfe glaubt man auch an dem oberen kleineren Risse zu erkennen.

Hiermit sind die Erscheinungen bezeichnet, welche auf die Annahme modernen Ursprungs, ja einer Fälschung führen könnten. Am gravirendsten ist auf den ersten Blick, dafs der Rifs künstlich verstärkt wurde, wie um das Relief alt erscheinen zu lassen. Dafs der frische Zustand der Oberfläche etwa durch gründliche Ueberarbeitung hergestellt sei, also eine partielle Fälschung vorliege, ist durchaus nicht ersichtlich. Es hat keine Verkleinerung hervorragender Theile stattgefunden, wie sie doch bei Ueberarbeitungen zum Zwecke der Herstellung einer frischen anstatt einer verwitterten Form nicht ausbleiben kann. Höchstens geputzt wird das Ganze sein und über eine Einzelheit, den Zweig in der Hand der von Brunn kürzlich für Medea erklärten Gestalt (Sitzungsber. der k. baier. Ak. d. Wiss. 1881, S. 95 ff.), wird noch besonders zu reden sein. Sonst müssen wir das Ganze entweder als antik oder als modern hinnehmen. Und hier mag gleich ein Umstand angeführt werden, der eine Erklärung für den bei einem antiken Werke auffallend intakten Zustand der Marmoroberfläche an die Hand giebt. Es sind auf dem Relief mehrfach Spuren einer Sinterdecke zu sehen, die, bis sie beseitigt wurde, den Marmor geschützt haben könnte. Dafs sie von einer hierzu hinreichenden Dicke und Art gewesen sein kann, läfst sich aus Folgendem schliefsen. Bei der kürzlich vorgenommenen genauen Prüfung des Reliefs fand sich der Daumen der am Kästchen liegenden linken Hand der gewöhnlich sogenannten Medea mit einer braunen Masse bedeckt, so dafs wir erst vermutheten, diese Masse rühre von einer modernen Ergänzung des Daumens her. Als sie aber mit dem Meifsel angegriffen wurde, sprang sie leicht ab und zeigte den Daumen unter ihr wohlerhalten. Herr Roth hatte die Güte ein abgesprungenes Stückchen zu untersuchen und fand, dafs es «Sinter sei, wie er sich durch Einwirkung des Regenwassers auf Marmor zu bilden pflegt, nicht etwa Mörtel oder dergleichen.» War nun das ganze Relief früher einmal mit einer solchen Kruste überzogen, so erklärt sich, dafs nach deren Entfernung der Marmor in seiner jetzigen, dann also nicht mehr auffallenden, intakten Gestalt hervortrat.

Gegen die Annahme modernen Ursprungs spricht etwas, was schwerer wiegt, als ein, wie wir sehen, nicht einmal sehr zwingender,

auf den äufseren Zustand des Reliefs gegründeter Verdacht, nämlich die Echtheit attischer Formenbildung aus dem 4. Jahrh. v. Chr., wie sie der Vergleich mit den zahlreichen sicheren Arbeiten jener Zeit, zumal in einzelnen Partien unseres Reliefs, wie dem Munde, den leise gebrochenen Faltenzügen, ergiebt. Eine so eingehende Kenntnifs der Art jener Zeit könnten wir allerhöchstens etwa einem Marmorarbeiter unseres Jahrhunderts zutrauen; denn früher war jene attische Weise allzuwenig bekannt. Ferner wissen wir, wollen wir nicht zu sehr unsicheren Möglichkeiten unsere Zuflucht nehmen, von keinem doch nothwendiger Weise vorauszusetzenden Vorbilde vor dem Jahre 1814, wo das lateranensische Exemplar unter dem älten Pflaster der früheren französischen Akademie am Corso in Rom gefunden worden ist. Dem entsprechend hat ja auch Friederichs von einer Fälschung in unserem Jahrhundert gesprochen.

Unser Relief existirte aber schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Den Beweis hierfür liefert eine Zeichnung in einem Sammelbande von Zeichnungen nach der Antike im kgl. Kupferstichkabinet zu Berlin. Mich hat darauf, glaube ich, zuerst Herr Puchstein aufmerksam gemacht. Die Zeichnung ist, photographisch verkleinert, auf Taf. II, n. 2b wiedergegeben. Dafs sie etwa wie angegeben zu datiren ist, bezeugen die Herren Kollegen vom Kupferstichkabinet. Genaueres hat Herr Schreiber ermittelt und mir in eingehender Darlegung zur Verfügung gestellt. Danach sind jene Zeichnungen, zu welchen die nach dem Medearelief gehört, von dem Genovesen Girolamo Ferrari unter Gregor XIII. (1572—85) in Rom angefertigt. An der Identität des von Ferrari gezeichneten mit dem Berliner Relief kann vornehmlich deshalb kein Zweifel sein, weil die Zeichnung dasselbe Stück unten nach links zu schräg abgesprungen und fehlend zeigt, welches an B durch moderne Ergänzung ersetzt ist. Aufserdem bietet Ferraris Zeichnung den Zweig, wie B ihn hat, anstatt des Schwertes auf L, und die linke Hand am Kästchen, welche B hat, die aber auf L fehlt. Auch entspricht das Gröfsenverhältnifs der beiden stehenden Figuren auf der Zeichnung mehr dem auf B, als dem auf L.

Jene linke Hand am Kästchen ist wiederum vorhanden auf der nachlässigen kleinen Abbildung eines gleichen Medeareliefs, welches sich bei Spon findet (misc. erud. antiq. p. 118): «ex manuscripto D. de Bagarris, qui — Romae in palatio Strozzi dilineaverat ex antiquo toreumate», wo dagegen die Hand, welche auf L das Schwert, auf B und bei Ferrari den Zweig hält, leer ist. Aber auch eine Schwertscheide in der anderen Hand, wie auf L, ist bei Spon nicht vorhanden. Dafs die Zeich-

nung Ferraris und die des Sieur de Bagarris et du Bourget (1567—1620 Stark, Handb. der Arch. d. K., S. 130) nach einem und demselben Originale gemacht wurden, wird auch dadurch weiter wahrscheinlich, dafs, wie Herr Schreiber gefunden hat, unter den Zeichnungen Ferraris noch andere als im Palazzo Strozzi, wo Bagarris Original sich befand, angefertigt in ihren Unterschriften bezeugt sind. Bagarris Zeichnung ist nach Spons Stich auf Taf. II, n. 2a wiedergegeben.

Somit befand sich unser Berliner Relief in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Palazzo Strozzi in Rom und wurde dort von Ferrari und Bagarris gezeichnet; dann verschwindet es aus der Kunde, die sich litterarisch nur in der Wiederholung der Sponschen Abbildung bei Montfaucon und in Gronovs und Graevius Thesaurus fortsetzt.

Erst im Jahre 1828 kam es wieder zum Vorschein, worauf ich durch eine Anmerkung in Urlichs Glyptothek, S. 104, aufmerksam geworden bin. Herr Urlichs hat mir sodann aus den Wagnerschen Papieren den genauen Wortlaut des Briefes an König Ludwig mitgetheilt. Wagner schreibt d. d. 27. März 1828: «Auch ist ein Bassorilievo in griechischem Stil zu verkaufen von etwa 3 Palm in der Breite und 4 Palm in der Höhe. Es ist bis auf einige wenig bedeutende Ergänzungen ziemlich gut erhalten und stellte drei weibliche bekleidete Figuren vor; die eine setzt einen Dreifufs, die andere hält einen Zweig und die dritte eine Art Eimer.» Wagner führt sodann die lateranensische, damals «im Hofe des Palastes des Luigi Bonaparte» befindliche Wiederholung, sowie die Erklärung auf Medea und die Peliaden an, und fährt fort: «Man verlangt dafür 300 Scudi. Im Falle man für die der griechischen Skulptur gewidmeten Sääle ein Bassorilievo nöthig hätte, würde es dazu sehr schicklich zu verwenden sein.» Der König ging auf den Kauf nicht ein.

Es kann dann nur wieder dasselbe Relief sein, welches endlich Waagen 1838 bei Maldura in Rom für die Berliner Museen erwarb. Die Angabe des Händlers, es stamme aus Palazzo Niccolini in Florenz, kann dagegen nicht ins Gewicht fallen. Es mifst 1,165 m in der Höhe und 0,89/0,97 m in der Breite, also, da ein Palm = 0,224 m ist, etwas mehr, als Wagners übrigens nur ganz obenhin, wohl aus der Erinnerung gegebene Schätzung beträgt. Aus dieser Differenz kann kein Gegengrund gegen die Identificirung hergenommen werden.

Unser Relief B stimmt also durch den Bruch, die Hand und den Zweig mit Ferraris Zeichnung, durch die Hand mit der in offenbar nachlässiger Form uns vorliegenden Bagarrisschen Zeichnung, durch den Zweig und annähernd die Mafse mit dem Wagnerschen Exem-

plare überein, unterscheidet sich aber von L durch die Hand und den Zweig, an dessen Statt jenes das Schwert zeigt. Mit dem Fehlen des Schwertes hängt dann das Fehlen auch der Schwertscheide in der andern Hand zusammen. Der Zweig ist ein Olivenzweig mit Beeren. Er war schon vorhanden, als Ferrari zeichnete. Sein Fehlen auf der Zeichnung des Bagarris wird am wahrscheinlichsten nur der Nachlässigkeit des Zeichners oder der Wiedergabe bei Spon zuzuschreiben sein. Gar kritische Bedenken gegen die Echtheit dieser Einzelheit, wie sie heute entstehen können, möchte ich weder Bagarris noch Spon zutrauen. Dagegen müssen wir uns allerdings mit solchen Bedenken abfinden.

Dafs ursprünglich auf dem Berliner Exemplare, wie auf dem lateranensischen ein Schwert in der Hand dargestellt gewesen und erst durch Ueberarbeitung ein Zweig daraus geworden sei, wird vor Allem dadurch nahe gelegt, dafs unter der rechten Hand auch auf B eine dicke Masse, dem Schwertknaufe auf L entsprechend, vorhanden ist, welche bei dem Zweige in der That sinnlos erscheint. Auch ist von dem Zweige selbst nur so viel erhaben ausgeführt, als etwa Marmorkörper von der Form des Schwertes, wenn dieses zuerst da war, vorhanden gewesen sein müfste; die übrigen Theile des Zweiges sind nur im Umrifs in den flachen Grund der Platte gezeichnet. Diese im Gegensatz gegen die übrige Konturenbehandlung des Reliefs stehende Ausführung des Zweiges würde ihrer ganzen Art nach dem 16. Jahrhundert wohl zuzutrauen sein. Dann müfste aber auch die Schwertscheide, welche, wenn das Schwert ursprünglich da war, doch wohl auch nicht gefehlt hätte, getilgt sein, und eine solche Procedur, welche an der Stelle der Schwertscheide jedesfalls auch nicht die geringste Spur gelassen hätte, ist doch für das 16. Jahrhundert allzu minutiös und also unglaublich.

Eher würde ich für wahrscheinlich halten, dafs bei Ausführung einer antiken Kopie das in der Composition ursprüngliche Schwert mit dem Zweige vertauscht und die Scheide weggelassen sei. Der von dem übrigen Relief abweichende Stil des Zweiges würde auch bei dieser Annahme eine Erklärung finden und der hellenistisch-römischen Art entspricht die Art der Ausführung des Zweiges sehr wohl. Ebenfalls einen Zweig hält, wie ich von Herrn Furtwängler angemerkt finde, die für Medea zu haltende Figur beim Peliasopfer eines pompejanischen Wandgemäldes (Helbig, n. 1261b, Atlas, Taf. XIX).

So weit dessen starke Zerstörung urtheilen läfst, würde das lateranensische Exemplar überhaupt den gröfseren Anspruch haben, das attische Original zu sein oder ihm näher stehen, als das Berliner, welches letztere zwar, wie Anfangs betont, echt im Detail der Form

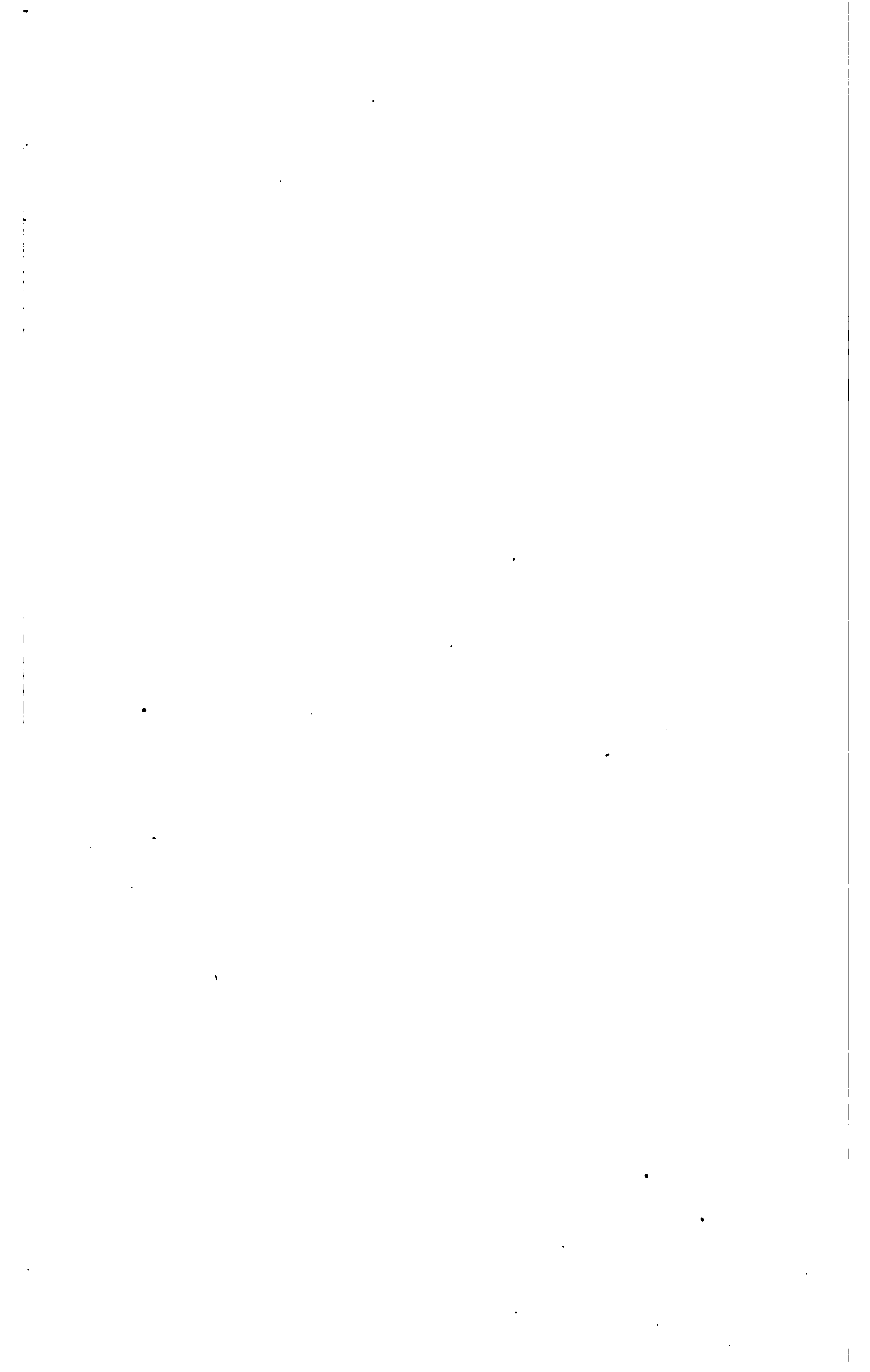
erscheint, wenn man dem gegenüber moderne Formengebung sich zu vergegenwärtigen hat, aber doch durch Glätte und Leerheit, an der modernes Putzen schwerlich allein Schuld sein kann, gegen das lateranensische Exemplar absticht. Das ehedem Strozzische, jetzt Berliner Exemplar wäre also eine Arbeit von der Art der Münchener, Vatikanischen und Florentiner, allerdings in freierer Nachbildung sich bewegenden Wiederholungen der Niken von der attischen Balustrade (Kekulé, Reliefs an der Balustr. der Athena Nike, S. 5. 9. 18 f. Friederichs-Wolters nn. 808. 809).

Nach Art sorgfältiger mechanischer Kopien genau ist die Uebereinstimmung allerdings auch zwischen den beiden Exemplaren des Medeareliefs nicht. Die Platte von B ist stärker verjüngt und aufserdem um etwa 0,08 m höher, als die von L; die Figuren aber sind umgekehrt auf L etwas gröfser, als auf B, und auch die Verhältnisse, namentlich in der Höhe der beiden aufrechtstehenden Figuren, sind auf beiden Exemplaren nicht dieselben. Die stehende Figur links (ohne die auf L nicht sehr deutliche Erhöhung der Kopfbedeckung) mifst auf L 1,039 m, auf B nur 1,036, die stehende Figur rechts auf L 1,055 oder ursprünglich noch etwas mehr, auf B 1,04.

IX.

ADOLF MICHAELIS

Zur Zeitbestimmung Silanions.



Ueber die Zeit des attischen Bildhauers Silanion liegt nur das eine Zeugnifs des Plinius vor, der in seiner chronologischen Tabelle der Erzgiefser ihn am Ende einer mit Lysippos beginnenden Reihe aufzählt und demgemäfs in Ol. 113, *cum et Alexander Magnus*, ansetzt[1]). Dafs das Datum sich direct nur auf den erstgenannten Lysippos bezieht, kann heutzutage wohl als ausgemacht gelten. Für Silanion ergiebt sich aus der Zusammenstellung nur, dafs Plinius ihn aus einem für uns nicht mehr ersichtlichen Grunde für einen ungefähren Zeitgenossen Lysipps hielt und daher lieber unter Ol. 113 unterbrachte, als entweder unter Ol. 104 neben Praxiteles und Euphranor (denn die 107. Olympiade mit Aetion und Therimachos bleibt besser aus dem Spiel) oder unter Ol. 121 bei Eutychides und den anderen Künstlern der Diadochenzeit. Brunn[2]) hat bereits bemerkt, dafs Silanion schon früher thätig gewesen sein mochte, da er selbst eine Statue Platons (gest. 347), sein Schüler Zeuxiades eine des Hypereides (gest. 322) gemacht habe, und man ist ihm allgemein darin gefolgt. Ich möchte versuchen wahrscheinlich zu machen, dafs Plinius den Künstler getrost um etwa zehn Olympiaden früher hätte ansetzen dürfen und dafs kein Grund vorliegt, ihn überhaupt bis in die Zeit Alexanders hinabreichen zu lassen.

Leider ist bisher keine Inschrift zum Vorschein gekommen, deren paläographischer Charakter oder sonstige Merkmale eine Fixirung Silanions gestatteten. Die Namen der von ihm dargestellten olympischen

---

[1]) Plinius 34, 51 *CXIII Lysippus fuit, cum et Alexander Magnus, item Lysistratus frater eius, Sthenis, Euphron, Eucles, Sostratus, Ion, Silanion (in hoc mirabile quod nullo doctore nobilis fuit, ipse discipulum habuit Zeuxiaden).* Ueber Ol. 113 als Mitte der Regierungszeit Alexanders s. Löwy Untersuchungen S. 63.

[2]) Gesch. der griech. Künstler I S. 391.

Sieger, unter denen zwei junge Messenier sind[1]), bieten nur insofern eine ganz allgemeine Zeitbestimmung, als nach einer Bemerkung des Pausanias (6, 2, 10f.) den Messeniern erst seit ihrer Rückkehr aus der Diaspora (369) das Siegesglück in Olympia wieder lächelte. Gleich im folgenden Jahre (Ol. 103) siegte der zwölfjährige Knabe Damiskos im Knabenwettlauf. Die beiden von Silanion dargestellten Knaben waren beide Sieger im Faustkampf; sie gehörten also verschiedenen Olympiaden an, und zwar vermuthlich nicht der eben genannten 103. Genaueres läſst sich aber über die Zeit ihrer Siege nicht ermitteln.

Einen etwas festeren Anhalt bietet dagegen diejenige Statue, die unter den uns bekannten Werken Silanions neben der sterbenden Iokaste unser Interesse zumeist in Anspruch nimmt, das Portrait des Bildhauers Apollodoros, in dem Silanion das Charakterbild einer leidenschaftlichen, bis zur Tollheit gesteigerten Selbstkritik geschaffen haben sollte[2]). Denn nach den Darlegungen von M. Hertz[3]) läſst sich nicht füglich daran zweifeln, daſs dieser Bildhauer Apollodoros, *insanus cognominatus*, von jenem anhänglichen Schüler des Sokrates nicht verschieden ist, der nach Platons anschaulicher Schilderung[4]) genau wegen der gleichen Eigenschaft, der gegen sich und andere gerichteten rücksichtslosen Kritik, den Beinamen μανικὸς führte. Nun war dieser Apollodoros nach der von Platon ihm in den Mund gelegten Angabe[5]) im Jahre 416, als Agathon seinen ersten Sieg errang, noch ein Knabe. Mag man darunter mit Jahn ein Alter von etwa acht oder mit Hertz eines von 15—16 Jahren verstehen, immer fällt die Zeit von Apollodoros Geburt in die ersten Jahre des peloponnesischen Krieges, etwa zwischen 430 und 425. Gewähren wir nun auch dem leidenschaftlichen Selbstquäler eine Lebensdauer von ungefähr siebzig Jahren, gewiſs ein reichliches Ausmaſs, so ist sein Tod etwa um 360 oder bald nachher anzusetzen, sicher nicht später, während einem selbst erheblich früheren

1) Paus. 6, 4, 5 (Satyros von Elis). 14, 4 (Telestes von Messene). 14, 11 (Damaretos von Messene).

2) Plinius 34, 81 *Silanion Apollodorum fudit, fictorem et ipsum, sed inter cunctos diligentissimum artis et iniquom sui iudicem, crebro perfecta signa frangentem, dum satiari cupiditate artis non quit, ideoque insanum cognominatum; hoc in eo expressit, nec hominem ex aere fecit sed iracundiam.*

3) Arch. Anzeiger 1858 S. 243* ff., wiederholt und gegen einige Bedenken O. Jahns (Abh. der sächs. Ges. der Wiss. VIII S. 718 Anm. 50) vertheidigt in dem Breslauer Programm *de Apollodoro statuario ac philosopho*, 1867. Vgl. Brunn in Meyers allg. Künstler-Lex. II, 176 f.

4) Symposion 1 p. 173 C—E. Eine kritische Zusammenstellung der auf ihn bezüglichen Stellen giebt Hertz S. 6 f.

5) Plat. Symp. 1 p. 173 A παίδων ὄντων ἡμῶν ἔτι.

Ansatz nichts im Wege steht. Ohne Zweifel ist es bei dem höchst individuellen Charakter der Persönlichkeit und des Portraits am wahrscheinlichsten, dafs Silanions Statue noch bei Apollodoros Lebzeiten gefertigt ward. Sollte dies aber auch nicht zutreffen, so werden wir doch nicht viel tiefer hinabgehen dürfen, denn schwerlich hat sich das Interesse für den seltsamen Kauz, der zwar anhänglich in seiner Verehrung und eigenartig in seinem Wesen, aber geistig nicht eben bedeutend war[1]), noch lange nach seinem Tode so lebendig erhalten, dafs Silanion sich hätte veranlafst sehen sollen sein Bildnifs zu schaffen. Somit fällt diese Statue mit ziemlicher Sicherheit noch vor die Mitte des Jahrhunderts, wahrscheinlich aber nicht unbedeutend früher.

Ebendahin scheint auch die Statue Platons zu weisen, die Silanion im Auftrage des Persers Mithradates für das Musenheiligthum in der Akademie anfertigte[2]). Dafür kommt nicht sowohl die Lebenszeit Platons in Betracht (denn das Bildnifs könnte ja sehr wohl erst nach seinem Tode gewidmet worden sein), wie die Persönlichkeit des Stifters der Statue — wenn es nämlich gestattet ist diesen mit einem anderweitig bekannten Zeitgenossen Platons zu identificiren[3]). Der Perser Mithradates ist jedenfalls unter den Verehrern des Philosophen eine so auffällige Erscheinung, dafs der Versuch einer Erklärung gerechtfertigt sein wird. Nun stammten die Könige von Pontos, bei denen

---

1) Xen. Apol. 28 *ἐπιθυμητὴς μὲν ἰσχυρῶς αὐτοῦ, ἄλλως δ' εὐήθης.* — Apollodors künstlerische Thätigkeit setzt Jahn in die nachsokratische, Hertz in die vorsokratische Periode seines Lebens. Dafs die Jugendzeit hierfür ausreichenden Raum gewährt haben könne, mag man Hertz zugeben; ja man könnte aus der voreuklidischen Inschrift eines Künstlers [*Ἀ*]*πολλόδωρος* (CIA. I, 404) ein Argument für diese Ansicht entnehmen. Allein Apollodors eigene Schilderung seiner Jugend (*περιτρέχων ὅπῃ τύχοιμι καὶ οἰόμενός τι ποιεῖν* Plat. Symp. 1 p. 173 A) pafst doch durchaus nicht zu Plinius Zeugnifs über die Art seiner künstlerischen Thätigkeit; letzteres scheint vielmehr vorauszusetzen, dafs Silanion Apollodor als selbstquälerischen Künstler persönlich gekannt und daher seine Charakteristik entnommen habe. Auch die von Apollodor angeführten Portraitstatuen (*philosophi* Plin. 34, 86 passen besser zum vierten als zum fünften Jahrhundert, wo Portraitstatuen noch zu den Seltenheiten gehörten. Dafs übrigens Apollodor als Künstler Bedeutendes geleistet habe, wie Jahn als nothwendig voraussetzt, läfst sich aus Plinius kurzer Erwähnung nicht schliefsen; Anlafs zu dieser mag eben die von Plinius an der anderen Stelle angeführte Charaktereigenthümlichkeit geboten haben.

2) Diog. Laert. 3, 25 *ἐν δὲ τῷ πρώτῳ τῶν ἀπομνημονευμάτων Φαβωρίνου φέρεται ὅτι Μιθριδάτης ὁ Πέρσης ἀνδριάντα Πλάτωνος ἀνέθετο εἰς τὴν Ἀκαδημίαν καὶ ἐπέγραψε Μιθριδάτης ὁ Ῥοδοβάτου* (vgl. S. 111 Anm. 2) *Πέρσης Μούσαις εἰκόνα ἀνέθετο Πλάτωνος, ἣν Σιλανίων ἐποίησε*'.

3) Dies ist bereits geschehen von Vaillant *Achaemenidarum imperium* S. 12 ff., doch mit Beimischung von anderen Angaben, deren Zugehörigkeit gröfseren Zweifeln unterworfen ist, vgl. S. 110 Anm. 5.

jener Name besonders häufig auftritt und deren authentische Reihe um 302 mit Mithradates Ktistes beginnt, von einem Geschlechte ab, von dem wir im vierten Jahrhundert drei auf einander folgende Vertreter kennen, einen älteren Mithradates (gest. 363), Ariobarzanes (gest. 337) und Mithradates den Jüngeren (gest. 302), den Vater des Ktistes [1]. Ed. Meyer [2] hat überzeugend nachgewiesen, dafs erst eine spätere Geschichtsfälschung auch diese Männer zu pontischen Königen gemacht hat, während sie in Wirklichkeit mit dem Pontos nichts zu thun hatten und überhaupt ein pontisches Reich vor Mithradates Ktistes gar nicht existirte. Vielmehr waren jene drei an der mysischen Küste der Propontis ansässig. Der jüngere Mithradates wird ausdrücklich als erblicher Herrscher von Kios bezeichnet [3]. Sein Vater Ariobarzanes mischte sich als Satrap von Phrygien vielfach in die griechische Politik und stand zeitweilig so gut mit Athen, dafs er mit seinen drei Söhnen das dortige Bürgerrecht empfing [4]. Endlich ist kein Grund zu bezweifeln, dafs auch Ariobarzanes Vorgänger, der ältere Mithradates, bereits ebendort ansässig war; ja eine indirecte Bestätigung dafür ergiebt sich aus den Erzählungen von Klearchos, dem Herakleoten vom Pontos. Dieser, einst ein Zuhörer Platons, hatte eine Zeitlang als Verbannter in eines Mithradates Diensten gestanden, bis er in seine Heimat zurückberufen ward. Später von dort vertrieben, hatte er sich der Hilfe eben desselben Mithradates, der den Herakleoten feindlich gesinnt war, bedient, um sich der Stadt wieder zu bemächtigen, dann aber treulos seinen Genossen gefangen genommen und erst gegen grofses Lösegeld entlassen. Das geschah um 365, also gegen das Ende der Lebenszeit des älteren Mithradates von Kios. Die nicht gar weite Entfernung von dem pontischen Herakleia macht die angedeuteten Verhältnisse am leichtesten erklärlich, wenn wir unter dem dort genannten Mithradates eben den Herrn von Kios verstehen [5].

---

1) Diod. 15, 90. 16, 90. 20, 111.

2) Geschichte des Königreichs Pontos S. 31 ff.

3) Diod. 20, 111 *Μιθριδάτης . . . ἀνῃρέθη περὶ Κίον τῆς Μυσίας, ἄρξας αὐτῆς καὶ Ἀρρίνης ἔτη τριάκοντα πέντε· τὴν δὲ δυναστείαν διαδεξάμενος Μιθριδάτης ὁ υἱὸς αὐτοῦ κτλ.* Statt des völlig unbekannten *Ἀρρίνης* vermuthet Jak. Gronov *Καρίνης*, d. h. Karene, an der mysischen Küste Lesbos gegenüber zwischen Atarneus und Thebe gelegen.

4) Demosth. 23, 141. 202. Wenn er 336 starb, kann er schwerlich mit dem bei Xenophon Hell. 1, 4, 7 genannten Ariobarzanes identisch sein, der 405 die athenischen Gesandten im Auftrage des Pharnabazos nach Kios geleitet (Meyer S. 35 Anm. 1). Sollte dies ein älteres Mitglied derselben Familie sein?

5) Suidas *Κλέαρχος* (vgl. Memnon bei Phot. *cod.* 224). Justin. 16, 4. Meyer a. a. O. S. 34 Anm. 1 stellt die Identität der beiden Mithradate als unerweislich hin; eine grofse Wahrscheinlichkeit dafür ist aber doch vorhanden. Dagegen mögen der in Xenophons

Diesem Dynastengeschlechte kommt aber auch die Bezeichnung «Perser» zu; wenigstens rühmten sich ihre Nachkommen, die Könige von Pontos, ihrer Abstammung von einem der sieben Perser, die einst unter Führung des Dareios den falschen Smerdis getödtet hatten[1]). Wie Dareios in der Inschrift von Bisitun bei jedem der Verschworenen aufser dem Vaternamen auch noch hinzufügt, dafs er ein Perser sei, so würde sich auch *Μιθραδάτης ὁ Ῥοδοβάτου Πέρσης* auf der zur Platonstatue gehörigen Inschrift dieser Abkunft rühmen[2]). Jedenfalls scheint mir ein Perser in Kios als Verehrer Platons weit natürlicher als ein orientalischer Barbar. Kios, das Lokal der Hylassage, eine alte Gründung der Milesier, hatte dem delisch-attischen Seebunde angehört; und wenn wir auch die Stadt unter den Theilnehmern des neuen Bundes nicht nachweisen können, so scheint doch ein Inschriftfragment aus dem Jahre 377/76 dafür zu sprechen, dafs auch damals freundliche Beziehungen zwischen ihr und Athen obwalteten[3]). Ueberhaupt aber ist unter den Schülern Platons kaum eine Landschaft stärker vertreten als die Umgebung der Propontis. Seit langer Zeit mit Athen durch Interessen verschiedenster Art verknüpft, zeigt sie sich auch damals stark unter dem Einflufs der geistigen Einwirkungen, welche von der Philosophie des europäischen Griechenland und nicht am wenigsten von der Akademie ausgingen. So erhält der aus persischer Familie stammende Herr von Kios seinen natürlichen Platz neben Timolaos von Kyzikos und Euäon von Lampsakos, neben Leon von Byzanz und den Herakleoten Klearchos Chion und Leonidas, lauter Männern, die an den politischen Verhältnissen ihrer Heimath lebhaften Antheil nahmen, zum Theil solchen, welche mit gröfserem oder geringerem Erfolg nach einer Art von Herschaft strebten, wie sie Mithradates in seiner Stadt wirklich ausübte[4]).

Anabasis wiederholt erwähnte Freund des jüngeren Kyros und der ebenda 7, 8, 25 als Statthalter von Lykaonien und Kappadokien genannte Mithradates, welche Vaillant ebenfalls für identisch hält, allerdings besser aus dem Spiele bleiben.

1) Polyb. 5, 43, 2. Sallust. hist. 2 Fr. 53 Kr. (Ampel. 30, 5). Florus 1, 39 (40 = 3, 5, 1).

2) Ob der Name des Vaters richtig überliefert ist, scheint zweifelhaft. Marres *de Favorini vita* S. 102 vermuthet *Μιθρ. Ὀροντοβάτου*, mit Berufung auf Arrian (1, 23. 2, 5, 7). Sallust und Florus nennen Artabazes als Stammvater des Geschlechtes; sollte dieser Name darin stecken?

3) Die *Κιανοὶ* zahlen im alten Bunde stets den gleichen Betrag von 1000 Drachmen. Vgl. dazu CIA. II, 22 = Schöne griech. Reliefs Tf. 9, 53 S. 27 f. Schöne ist freilich geneigter *Ἴκιος* zu lesen und die Inschrift auf den Beitritt von Ikos zum neuen Seebunde (CIA. II, 17 *A* Z. 84), der in der That in jenem Jahr erfolgte, zu beziehen; der Ikier müfste dann also seine weibliche Heimathsinsel Ikos vertreten. Köhler läfst die Lesung unentschieden, mir schien das vermeintliche *I* nur ein Bruch im Stein zu sein.

4) Vgl. die Belege bei Zeller Philos. der Griechen II, 1[a] S. 365 Anm. 2.

Wenn hiernach wahrscheinlich (denn mehr wird man kaum behaupten dürfen) der ältere Mithradates von Kios der Besteller der Platonstatue war, so ist für dies Werk Silanions eine Zeitgrenze einmal durch den Beginn von Platons Thätigkeit in der Akademie (etwa 387) und andrerseits durch den Tod des Mithradates im Jahre 363 gegeben. Die ungefähre Uebereinstimmung des letztgenannten äufsersten Termins mit dem oben für das Bildnifs Apollodors gewonnenen Resultat kann dazu dienen, die Vermuthung über Mithradates zu stützen. Silanion gehört danach nicht sowohl zu den Künstlern der Zeit Philipps und Alexanders, Praxiteles Euphranor Lysippos, in deren Gefolge er seinen Platz in den Darstellungen der Kunstgeschichte zu erhalten pflegt; zeitlich tritt er vielmehr der älteren Gruppe von Künstlern des vierten Jahrhunderts, Skopas Kephisodotos Damophon, näher. In den ohne Zweifel auf freier Phantasie beruhenden Portraits der Sappho und Korinna berührt er sich mit dem etwas älteren Argeier Naukydes, der ein Bild Erinnas geschaffen hatte, wie später Lysippos und die folgenden Generationen dergleichen litterarische Portraits mit Vorliebe behandeln. Von der Auffassungsweise der Bildnisse durch Silanion erfahren wir nichts als was von der scharfen Charakteristik selbstquälerischer Leidenschaft in der Statue Apollodors gesagt wird[1]. Dies genügt aber, um den Künstler in einen deutlichen Gegensatz gegen die ideale Portraitbildnerei des fünften Jahrhunderts zu setzen, als deren Hauptrepräsentanten wir Kresilas zu betrachten pflegen und deren allgemeiner Charakter uns aus einer Reihe erhaltener Köpfe anschaulich entgegentritt. In eben diesem Gegensatz ist der nächste Genosse Silanions sein attischer Landsmann, der ἀνθρωποποιός Demetrios von Alopeke, dessen Zeit sich bekanntlich neuerdings durch mehrfache Inschriftfunde ebenfalls auf die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts hat bestimmen lassen[2]. Nicht als ob beide Künstler einander ganz gleich zu stellen wären. Der starke Naturalismus jenes antiken Denner, der nach rücksichtsloser Wiedergabe der äufseren Erscheinung in allen ihren Einzelheiten strebte, ist aus Lucians Beschreibung seiner Statue des Pellichos bekannt, und es ist schwerlich

[1]) Die bekannte Statuette Platons (*Mon. ined. d. Inst.* III, 7. Schuster Portr. d. griech. Philos. Taf. 2, 2. *Platonis Symposium ed. O. Jahn,* Titelbl.) würde als Nachbildung grade der Statue Silanions auch dann nicht mit Bestimmtheit gelten können, wenn Heydemanns Zweifel, dafs der Philosoph Platon gemeint sei (Jen. Literaturz. 1876 No. 419), weniger Gewicht hätten, als ihnen in der That zukommt. Sonst würde das Bild wohl geeignet sein, die obige Ausführung zu bestätigen.

[2]) Schöne Hermes V S. 309. Hirschfeld arch. Ztg. 1872 S. 20 Taf. 60, 5. — Köhler athen. Mitth. 1880 S. 318. — Benndorf ebenda 1882 S. 47.

ein Zufall, daſs ein anderes Werk des Künstlers die hochbetagte Lysimache darstellte, die 64 Jahre lang das Priesterthum der Polias verwaltet und vier Generationen von Nachkommen um sich hatte erblühen sehen[1]: ein dankbarer Vorwurf für diesen *κατατηξίτεχνος*. Wie weit in diesen Werken auch eine innere Charakteristik, wie wir sie Silanion zuschreiben dürfen, der äuſseren Charakterisirung entsprach, wissen wir nicht. Andrerseits läſst sich die erstere, gerade in der Richtung wie Silanion sie übte, schwer ohne ein gewisses Maſs realistischer Durchführung denken; und eben dahin weist ja auch, was wir von desselben Künstlers Iokaste hören. Vergleicht man damit den sonstigen Charakter der attischen Kunst jener Zeit, die im Ganzen den idealen Zug der älteren Kunst, wenn auch in etwas anderer Richtung, fortsetzt, so ist die abweichende Tendenz jener beiden Künstler auffällig genug. Sicherlich genügt es zu ihrer Erklärung nicht, auf die Verschiedenheit von Bildniſsstatuen und Idealbildern im Allgemeinen hinzuweisen, da jene ja einer idealeren Behandlung sehr wohl fähig sind.

Die Lösung dieser Schwierigkeit ist meines Erachtens in der für die Kunstgeschichte bisher nicht genügend verwertheten Thatsache gegeben, daſs eben um diese Zeit in Athen die Sitte aufkommt lebenden Männern Standbilder zu errichten, während in älterer Zeit eine solche Auszeichnung nur Verstorbenen zukam. Konon, dem sein knidischer Sieg vom Jahre 394 zuerst diese Ehre eingetragen hatte, folgten in den siebziger Jahren sein Sohn Timotheos, ferner Chabrias und Iphikrates; Konons Freunde Euagoras von Kypros schlossen sich bald andere auswärtige Herscher, wirkliche oder vermeintliche Wohlthäter des Staates, an; hinter den Männern des Krieges und der Politik blieben auch die litterarischen Gröſsen nicht zurück, wie denn z. B. auſser Platon auch Isokrates noch bei Lebzeiten sein Standbild erhielt, von Leochares gearbeitet, von Timotheos — doch wohl vor seiner Verbannung im Jahre 354 — in Eleusis gewidmet. Es leuchtet ein, daſs die Darstellung einer lebenden Persönlichkeit zu einer mehr der Wirklichkeit sich anschlieſsenden Wiedergabe einladet, ja gradezu nöthigt, da sowohl die unmittelbare Benutzung des Modells wie der von selbst sich darbietende Vergleich des Abbildes mit dem Urbilde hierauf führen müssen; womit natürlich nicht gesagt sein soll, daſs nun sogleich der äuſserste Naturalismus nothwendig wäre. Diesen mochten

[1]) So nach der von Benndorf (S. 112 Anm. 2) scharfsinnig erkannten Inschrift der Basis, deren Schluſs etwa so gelautet haben mag: . . . *ἐξεπέρα[σ]εν ἔτη [Ἀγνῶς· ἑξήκ]οντα δ' ἔτη καὶ τέσσαρ' Ἀθάνᾳ [Δουλεύσασα γένη] τέσσαρ' ἐπεῖδε τέκνων.*

einzelne Künstler wie Demetrios vorwegnehmen, während die übrigen erst allmählich nachfolgten. Der oben versuchte Nachweis, dafs Silanion, ebenso wie sein Freund und Fachgenosse Apollodoros, im Wesentlichen derselben Zeit angehörte wie Demetrios, kann vielleicht grade dadurch einiges Interesse beanspruchen, dafs nunmehr Demetrios nicht mehr als eine ganz vereinzelte Erscheinung dasteht, sondern dafs wir einen Umschwung in der Portraitbildung eben für jene Zeit in gröfserem Umfange constatiren und zugleich nach seiner Ursache verstehen können. Möglich, dafs auch noch ein anderes Moment dabei mitgewirkt hat. In die Zwischenzeit zwischen der alten Idealkunst des fünften Jahrhunderts und diesen neuen Bildnissen fällt nicht nur die scharfe Scheide des grofsen Krieges mit seinem Hervordrängen der einzelnen Individuen, sondern auch die völlige Umwälzung auf dem Gebiete der Malerei durch Apollodoros Zeuxis Parrasios und ihre Genossen. Welche Anregungen von hier aus auf die Plastik ausgeübt worden sind, verdiente wohl eine eingehende Untersuchung; wie sich mir denn überhaupt immer mehr die Ueberzeugung aufdrängt, dafs durch den gröfsten Theil der griechischen Kunstentwickelung hindurch die Malerei der Plastik vorangegangen und ihr gewissermafsen den Weg gewiesen hat, so zu sagen die führende Kunst gewesen ist. Es erscheint nicht undenkbar, dafs die *argutiae voltus* eines Parrasios, die feine psychologische Charakterisirung eines Timanthes auch auf die Auffassungs- und Darstellungsweise der plastischen Portraitbildnerei eingewirkt haben. Doch wird dieses Moment wohl nur in zweiter Linie in Betracht kommen dürfen; die hauptsächliche Ursache des bezeichneten Umschwunges in der Portraitkunst wird immer in dem Uebergange vom Gedächtnifsmale des Todten zum Ehrendenkmal für den Lebenden zu suchen sein.

X.

RUDOLF SCHÖLL

Griechische Künstlerinschriften.

Aus dem Boden Olympia's ist der antiken Kunstgeschichte mit der ansehnlichen Aehrenlese neuer Thatsachen und neuer Probleme unmittelbar die weitergreifende Forderung erwachsen, ihr Arbeitsfeld gründlich umzupflügen, ganze Strecken neu zu bestellen und von eingewurzelten Vorstellungen zu reinigen, ja wieder von vorn bei den Grundfragen der Quellenkritik einzusetzen. Die lebhafte Diskussion gegensätzlicher Meinungen, die dem Fernerstehenden leicht den unbehaglichen Eindruck einer Alles in Frage stellenden Auflösung hinterläfst, hat doch bereits begonnen, einleuchtende Ergebnisse auszuscheiden und sie von blendenden Combinationen und von luftigen Einfällen zu unterscheiden. Wenn ich hier diese Diskussion an einem peripherischen Punkte berühre, so bestimmt mich der Wunsch, mit meinen anspruchslosen epigraphischen Bemerkungen einen Tribut der Dankbarkeit dem verehrten Mann darzubringen, der uns mit der wiedererweckten Weihestätte hellenischer Festsitte und Kunstthätigkeit auch jene Fundgrube der sich neu verjüngenden Forschung erschlossen hat.

«Eine merkwürdige Urkunde peloponnesischer Künstlergeschichte» nennt Ernst Curtius mit Recht die bekannte argivische Inschrift vom Weihgeschenk des Praxiteles in Olympia *Ἄτωτος ἐποίϝηἑ Ἀργεῖος | κἀργειάδας ἀγελάιδα τἀργείω*. Einen förmlichen Künstlerroman sogar hat der jüngste Herausgeber aus den wenigen Worten herausgelesen. Röhl übersetzt «Fecit Atotus, Argivus et Argeades, filius Agelaidae Argivi.» Nach ihm war der Bildhauer Ageladas ein Makedonier aus dem alten königlichen Geschlecht der Argeaden, er wanderte aus nach Argos, der fabelhaften Wiege seines Geschlechts, und gewann sich dort Ansässigkeit und Bürgerrecht. So begreife sich, dafs sein Sohn Atotos, der Erbe der Firma, Werth darauf legt, sich selbst sowohl als den Vater

als Argiver zu legitimiren, und gleichzeitig Titel und Rechte seines Heimathadels zu wahren.

Eine phantasievolle Erklärung, die auch ihre Gläubigen gefunden hat. Indessen — um den Makedonier Ageladas den Archäologen, und den von Argos bestätigten Anspruch der Argeaden den Historikern zu überlassen — ein kundiger Epigraphiker wie Röhl durfte sich nicht dabei beruhigen, eine Schwierigkeit der Interpretation durch zwei neue zu beseitigen. Um die ungewöhnliche Stellung des *ἐποίησε* zu rechtfertigen, wird uns eine viel unerhörtere Umstellung des Vaternamens hinter Heimaths- und Geschlechtsbezeichnung zugemuthet. Und so auffallend es wäre, das Ethnikon dem Vaternamen anzuschliefsen, so mangelhaft motivirt ist die umständliche Wiederholung des Ethnikon bei Sohn und Vater. Vollends bedenklich, ja nicht zu verstehen ist die Verbindung *Ἀργεῖος καὶ Ἀργειάδας*, bei welcher die einfache Partikel nicht gleichartige Begriffe, wie etwa in dem *Συρακόσιος καὶ Καμαριναῖος* der metrischen Inschrift desselben Denkmals, sondern die durchaus ungleichartigen der Orts- und Geschlechtsangehörigkeit zusammenfassen soll. Die letztere könnte dem Sprachgebrauch gemäfs nur durch *ὁ ἐξ Ἀργεαδῶν* oder *τοῦ Ἀργεαδῶν γένους* ausgedrückt sein.

Die nächstliegende Auffassung behält also Recht, dafs Argeiadas der Name des Sohnes von Ageladas ist, der als zweiter neben Atotos an dem Denkmal gearbeitet hat. Dafs das Verbum sich im Singular dem ersten Namen anschliefst, ist freilich ungewöhnlich, aber ohne eigentlichen Anstofs. Es erklärt sich aus dem herrschenden und gerade bei argivischen Künstlern beliebten Gebrauch, dem *ἐποίησε* die Stelle zwischen Namen und Ethnikon zu geben, und weiter, wie dieser Gebrauch selbst, aus der Nachwirkung älterer metrischer Formen von Künstlerinschriften nach Art der später zu erwähnenden delischen, in welchen die Voranstellung nicht auffällt. Uebrigens ist die Struktur auch der Inschriftenprosa nicht unbekannt: in der vielbehandelten Urkunde von Halikarnass z. B. wiederholt sie sich: *ἐπὶ Λέοντος πρυταν[εύον]το[ς τ]οῦ Ὀασσάσσιος κα[ὶ] Σα[ρυσσώ]λλ[ου τ]οῦ Θεκυιλώνε[ω]* und *τοῖς μνήμ[οσ]ιν ἐπὶ Ἀπολλωνίδεω τοῦ Λυ[γδά]μιος μνημον[ε]ύοντος καὶ [Παν]αμύω τοῦ Κασβώλλιος καὶ Σ[αλμ]ακιτέων μνημονευόντω[ν Μ]εγαβάτεω τοῦ Ἀφυάσιος καὶ [Φο]ρμίωνος τοῦ Π[α]νυάσσιος.*

Um so schwerer fällt das andere Bedenken ins Gewicht: *τἀργείω* als Ethnikon zum Vatersnamen gezogen ist weder zu belegen noch irgend zu entschuldigen. Das olympische Epigramm IGA 12 *Θρασυμάχου παῖδες τοῦ Μαλίου — — — | Τῶι Δὶ Δάιαλκος καὶ [— — ἀνέθεν]* läfst sich nicht vergleichen: hier war *τοῦ Μαλίου* nicht blos durch die

poetische Fassung und die Voranstellung des Vaters veranlafst, sondern die nicht-melische Schrift gibt einen unverkennbaren Fingerzeig, dafs die Söhne und Stifter des Denkmals Grund hatten, sich selbst nicht, oder nicht mehr, als Melier zu bezeichnen: und für die ähnlich gefafste delphische Inschrift *Τοὶ Χαροπίνου παῖδες ἀνέθεσαν τοῦ Παρίου* (Bull. de corr. hell. VI 445) beweist Alphabet und Dialekt dasselbe. Nur Genitiv aber kann *τἀργείω* sein. Wilamowitz nahm den Dualis *τὼ Ἀργείὼ* und Ausfall eines zweiten Namens vor *κἀργειάδας* an; aber seine Ergänzung [*Ὁ δεῖνα τοῦ δεῖνος*] *κἀργειάδας ἀγελάιδα τἀργείω* | [*τῶι Διϝὶ ἀνεθέταν*], die den Argeiadas zum Weihenden macht und damit den Künstler Ageladas beseitigt, ist nicht mehr zu halten, seitdem die Voraussetzung, dafs eine links angrenzende Platte fehle, durch den Augenschein der genau aneinanderschliefsenden Bathronblöcke hinfällig geworden ist. Auch formell würde *τὼ Ἀργείω* Anstofs geben: nicht der Dualis an sich, von dem im Argivischen so gut wie im Lakonischen, Elischen, Arkadischen, Böotischen Spuren geblieben sein können, vielleicht sogar erhalten sind, falls I G A 43a (= Newton Ancient greek inscriptions in the British Museum II 138) wirklich nach Argos gehört —: wohl aber der Artikel. Im poetischen Epigramm heifst es wohl *Ἀλξήνωρ ἐποίησεν ὁ Νάξιος* oder *Μικκιάδης — ἐποίησε καὶ υἱὸς Ἄρχερμος — οἱ Χῖοι:* in der prosaischen Nomenklatur ist der Artikel vor dem Ethnikon unerhört. Abgesehen natürlich vom Genitiv, dessen eigenartiger Gebrauch auch hier die Abweichung duldet, ja begünstigt: *Φανοδίκου εἰμὶ τοῦ Ἑρμοκράτους τοῦ Προκοννησίου*, oder *Γλευκίτα τόδε σᾶμα τοῦ Κυπρίου τοῦ Σαλαμινίου* u. a.

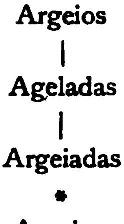
Es bleibt für *τἀργείω* (*τἀργείου*) nur eine Möglichkeit der Erklärung: Argeios hiefs der Vater des Ageladas, Grofsvater des Argeiadas. Bei dieser Annahme ist die Fassung tadellos, der Artikel unentbehrlich. Und auf einen Namen *Ἀργεῖος* weist doch eben die patronymische Bildung *Ἀργειάδας* zurück. Das Verhältnifs ist das gleiche wie bei Strombichides Enkel des Strombichos, der Wechsel häufig in *Δαμοκρατίδας Δαμοκράτεος* und Aehnlichem.

Argeios als Name eines Künstlers der argivischen Schule ist übrigens eine längst bekannte, wenngleich allgemein verkannte Gröfse. Plinius nennt ihn an der Spitze seiner Liste der Schüler Polyklets: *Ex his Polyclitus discipulos habuit Argium, Asopodorum, Alexim, Aristidem, Phrynonem, Athenodorum, Demean Clitorium.* Man hat sich nach dem Vorgang von Thiersch gewöhnt, *Argium Asopodorum* als zusammengehörig zu fassen, entsprechend dem *Demean Clitorium* und dem vorhergehenden *Gorgias Lacon*: so noch zuletzt Löwy in seinen um-

sichtigen Untersuchungen zur griechischen Künstlergeschichte. Das ist durchaus unstatthaft: denn dafs Plinius an ein Ethnikon nicht dachte, zeigt die Stellung der Namen. Aber dieselbe Stellung läfst auch für ein Mifsverständnifs des Plinius, wie es ihm gleich darauf mit Kresilas und Kydon passirt ist, keine passende Erklärung zu.

Dagegen hat Klein (Studien zur griechischen Künstlergeschichte, in den Archäologisch-Epigraphischen Mittheilungen aus Oesterreich VII 63) den Schüler Polyklets in unserm Argeiadas wiederzufinden vermeint. Es scheint ihm 'nur mehr fraglich, ob diese Latinisirung des Namens Argeiadas Plinius, seiner Quelle, oder irgend einem Abschreiber zur Last fällt. Der Sohn des Ageladas war also nicht blos Genosse der Schüler Polyklets, sondern selbst dessen Schüler und seines Vaters Enkelschüler'. Mit dieser letzteren Gleichung widerlegt die Combination sich selbst. Einer Widerlegung bedarf auch die Namensgleichung nicht, von der sie ausgeht. Der paläographische Charakter unserer Inschrift vereinigt sich mit den scharfsichtigen und unwiderlegten Beobachtungen Furtwänglers über das zeitliche Verhältnifs des Praxitelesbathron zum olympischen Tempelbau, und mit den Zeugnissen der besseren kunstgeschichtlichen Tradition zu dem Ergebnifs, dafs der Sohn des Ageladas, welcher gegen die Mitte des Jahrhunderts an jenem Denkmal thätig war, der ältere Kunstgenosse, Polyklet der jüngere war. Auch Athanodoros der Achäer und Asopodoros von Argos, welche die andere gleichzeitige Inschrift des Bathron nennt, sind nicht die von Plinius aufgeführten Schüler Polyklets, sondern ältere Meister, durch nahezu zwei Generationen getrennt von dem jüngeren Athenodoros, der nach 404 an dem lakedämonischen Siegesmonument zu Delphi gemeinsam mit Demeas von Kleitor arbeitete, neben welchem er auch in Plinius Verzeichnifs steht (Pausanias bezeichnet beide als Kleitorier). Für Asopodoros mufs es dahingestellt bleiben, ob der Name sich gleichfalls bei einem Epigonen wiederholt hat oder nur irrthümlich in die Schule Polyklets gerathen ist.

In dem Argius des Plinius haben wir ohne Zweifel einen jüngeren Träger des Namens zu erkennen, der im Hause des Ageladas erblich war. Als Jünger Polyklets würde dieser jüngere Argeios der zweiten Generation nach Argeiadas angehören. Es ergibt sich eine regelrechte *διαδοχή* der Künstlerfamilie:



Argeios.

Dafs in der Unterschrift eines Kunstwerks ein Künstler aufser dem Vater auch den Grofsvater namhaft macht — während bei seinem Genossen jeder derartige Zusatz fehlt —, rechtfertigt sich aus der Bedeutung solcher Abstammungsangaben als Kennzeichen der altbewährten Firma, und bestätigt zugleich diese Bedeutung, die ein anderes argivisches Künstlerepigramm verständlich umschreibt: *Εὐτελίδας καὶ Χρυσόθεμις τάδε ἔργα τέλεσσαν Ἀργεῖοι, τέχναν εἰδότες ἐκ πατέρων* (nach der glücklichen Verbesserung des überlieferten *προτέρων*).

Die drei Namen vereinigt auch die Künstler-Genealogie der delischen Basis, in welcher uns das unschätzbare Denkmal der ältesten Marmorbildnerschule bewahrt ist. Auch nach dem neuerlichen Fund eines zweiten angrenzenden Stücks bietet die Inschrift der Herstellung und Erklärung noch Schwierigkeiten. Sie lautete wohl:

Μικκι[*άδης τόδ' ἄγαλ*]*μα καλὸν* [*ποίησε καὶ υἱὸς*]
[*Ἄ*]*ρχερμος . . . εισιν ἑκηβό*[*λου Ἀπόλλωνος* (oder *Ἰοχεαίρης*)]
οἱ Χῖοι Μέλα[*ν*]*ος πατρώιον ἄσ*[*τυ λιπόντες*].[1])

---

[1]) Homolle im Bull. de corresp. hell. VII 254, mit den Ergänzungen Kirchhoffs (bei Röhl, Jahresbericht über die Fortschritte der klass. Alterthumswiss. 1883 S. 14; dazu Furtwängler Archäol. Zeitung 1883 S. 91), die ich an dem Gipsabgufs unseres kunstarchäologischen Instituts prüfen konnte. Kirchhoffs Lesung des ersten Verses *Μικκι*[*άδης με ἄ*]*μα καλὸν* [*ἄγαλμ' ἐπόησε καὶ υἱὸς*] entspricht nicht der Gröfse der Lücke und würde die Zeile übermäfsig verlängern. Was V. 2 stand, weifs ich nicht: gegen Röhls [*βουλ*]*ῆισιν* sprechen aufser dem *E* und dem Raum die erhaltenen Züge: der erste Buchstabe ist nicht das schmale Halbrund eines *(*, sondern der Anfang eines *O*, *Θ* oder *Φ*, vor *E* scheint nur *I* oder *T* gelesen werden zu können. Am Anfang des 3. Verses ist vor *OI* für einen Buchstaben Platz; aber eine Spur nicht erkennbar: [*T*]*ῶι Χίωι* würde durch das Alphabet empfohlen, aber in Blafs' Vorschlag (Deutsche Lit. Zeitung 1883 S. 1728) — — *ἵν' ἑκηβό*[*λος Ἰοχέαιρα τ*]*ῶι Χίωι Μέλα*[*ν*]*ος πατρώιον ἄσ*[*τυ κομίσσηι*] ist der Dativ ohne verständliche Beziehung, der Ausdruck überhaupt schief. Wäre es gestattet (woran ich vorübergehend gedacht habe), in Melas den mythischen Mitgründer von Chios und eponymen Schutzpatron des Chierweins zu erkennen, der lediglich durch Interpretationsfehler für den Vater des Künstlers genommen worden wäre, so liefse sich die Wendung *τῶι Χίωι Μέλανος πατρώιον ἄσ*[*τυ σαώσηι*] verstehen, *τῷ Χίῳ* collektiv wie das mit (Unrecht angefochtene) *τῷ Λακεδαιμονίῳ* des olympischen Weihgeschenks. Indefs kann diese Hypothese, von anderen Bedenken zu schweigen, Angesichts der im Text gegebenen Erwägungen nicht bestehen. Durch dieselben wird auch Röhls Ergänzung des Schlufsworts *νέμοντες* (wie Cauers *κλέοντες*) widerlegt.

Μέλανος ist natürlich mit *πατρώιον ἄστυ* zu verbinden: in dieser Verbindung erscheint das Hereinziehen des Ahnen und Schulstifters noch bedeutsamer. Die Schrift des Epigramms ist entschieden nicht diejenige der Heimath des Künstlerpaars: sie hat für *β* die dem Kykladen-Alphabet eigenthümliche Form C und folgt in der Bezeichnung des kurzen und langen O-Vokals, wiewohl ohne Consequenz, dem System von Paros und Siphnos (*ΠΑΤΡΟΙΩΝ, ΑΡΧΕΡΜΩΣ, ΗΚΗC Ω ——*, daneben freilich *ΚΑΛΟΝ, ΜΕΛΑ[Ν]ΟΣ, ΟΙ ΧΙΟΙ*). Mir ist nicht zweifelhaft, dafs die Schrift dem Fundort und Aufstellungsort des Denkmals angehört: dafs Archermos, wie späterhin seine Söhne, besonders für Delos thätig gewesen, war ja auch dem Alterthum wohlbekannt. Wir hätten damit das bisher vermifste Beispiel für das epichorische Alphabet von Delos, zugleich den erwünschten Beleg, dafs dasselbe mit demjenigen der Nachbarinseln, besonders Paros, übereinstimmte. Die erwähnten Inconsequenzen werden auf Rechnung der Verfertiger des Denkmals zu setzen sein, welche die ihnen ungewohnte Schriftart anwandten. Diese auffallende Aneignung eines fremden Alphabets findet ihre Erklärung durch den richtig ergänzten Schlufs des Epigramms *πατρώιον ἄστυ λιπόντες*. Die Chier Mikkiades und Archermos waren ausgewandert und lebten als Metöken in Delos. Dafs von Schutzbürgern in Weih- und Grabinschriften zwar der Dialekt ihres Heimathorts, aber die Schrift ihres Wohnorts angewandt wird, bildet geradezu die Norm. So in der Weihurkunde eines gleichfalls berühmten Chiers, des Dichters Ion, auf der attischen Burg, und ebendort in der Stiftung eines anderen Ioniers *Ἡγέλοχος· μεγάλη(ν) δὲ φιλοξενίης ἀρετῆς τε πάσης μοῖραν ἔχων τήνδε πόλιν νέμεται*, in den Grabschriften der Ionierin Lampito zu Athen (*γῆς ἀπὸ πατρωίης*) und des Atheners Antistates zu Aigina *Χαίρετε οἱ παριόντες, ἐγὼ δὲ Ἀντιστάτης υἱὸς Ἀτάρβου κεῖμαι τῆιδε θανών, πατρίδα γῆν προλιπών*. Auch die oben angeführten Inschriften von Olympia und Delphi gehören hierher. In der letzteren ist merkwürdigerweise auch der heimische Dialekt gegen den fremden vertauscht: ein, so viel ich sehe, ganz alleinstehender Fall.

Ob die argivische Künstlerfamilie, von welcher wir ausgegangen sind, ursprünglich aus Argos stammt, darf wohl gefragt werden. Namen wie Argeios, Argeiadas sehen nicht aus wie auf argivischem Boden gewachsen. Dafs ein Athener seinen Sohn Lakedaimonios oder Thettalos, ein Spartiate den seinen Athanaios tauft — oder, um im Bereich der Kunstgeschichte zu bleiben, dafs ein Parier Lokros, ein Korinther Amyklaios, ein Herakleote Makedon heifst, hat nichts befremdliches: dagegen wird man einen Athenaios am letzten in Athen,

oder einen Lakedaimonios in Sparta suchen. Indefs die Wege oder Umwege, auf welchen der Künstler Argeios zu seinem Namen, und der Name nach Argos gekommen ist, entziehen sich der Vermuthung. Jedenfalls aber liegt in dieser Namensform selbst ein Grund dafür, dafs unsere Inschrift das bereits dem ersten Künstler beigefügte Ethnikon bei dem zweiten nicht wiederholt: was bei dem Sohne des Ageladas unbedenklich war.

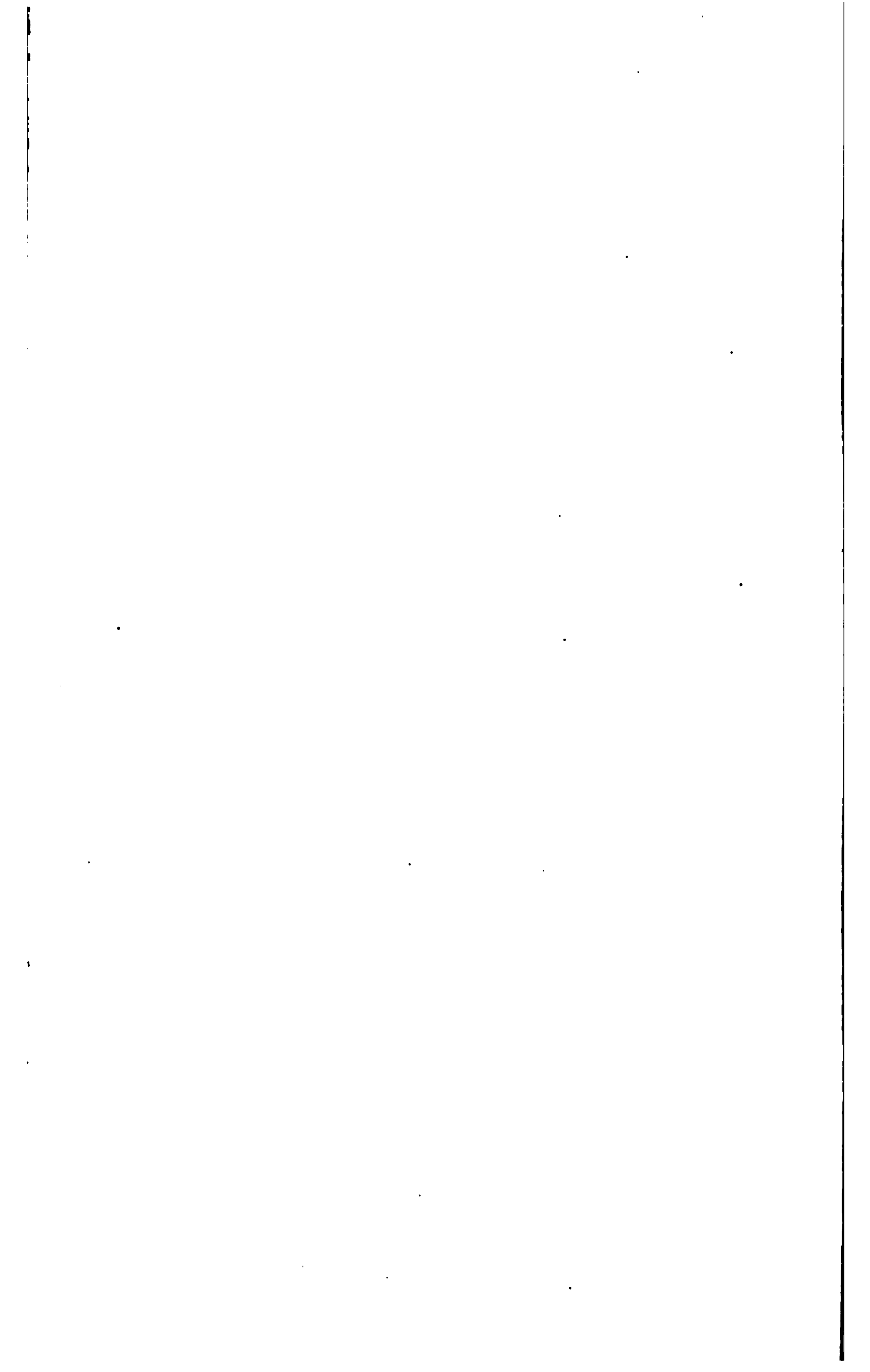
Ueber diesen Namen noch ein Wort. In *ΗΑΓΕΛΑΙΔΑ* nimmt man Krasis an = ὁ Ἀγελάιδα. Das ist möglich: der Artikel ὁ vor dem Genitiv des Vaters läfst sich in der Namensbezeichnung älterer, auch argivischer Urkunden nachweisen; einzelne Beispiele liefern auch die Künstlerinschriften, namentlich von Vasenmalern. Aber das Fehlen des Artikels bildet doch durchaus die Regel, und insbesondere bei einer vollständigen Nomenklatur wie die vorliegende finde ich keine Abweichung von der stehenden Form, die uns vielfach bezeugt ist: *Δημήτριος Μητρᾶ τοῦ Βουλαγόρου, Ἀρτεμίδωρος Νικάνορος τοῦ Ἀρτεμιδώρου, Διόδωρος Διοδώρου τοῦ Ἀθηναγόρου, Χαρίξενος Μητροδώρου τοῦ Χάρητος* u. Aehnl. Das fällt ins Gewicht gegen die behauptete Krasis, für eine ursprüngliche Form Hagelaidas. Und warum nicht Hagelaos wie Hegeleos, wie Hegelochos Hegestratos? Die herkömmliche, auf die nichts beweisende Ueberlieferung unserer Texte gegründete Auffassung, dafs der dorische Dialekt in ἁγέομαι und seinen Ableitungen die Aspiration von Haus aus verschmähe, ist durch authentische und gerade die ältesten Zeugnisse widerlegt: speziell als argivisch ist die Form *Ἁγησικράτης*, wie lakonisch *Ἁγήσιστρατος, Ἁγησίλαος*, böotisch *Ἁγήσανδρος* bezeugt. Uebrigens hat mit der inschriftlichen Ueberlieferung die literarische, soweit sie beweiskräftig ist, das ist in diesem Fall die der lateinischen Texte, die echte Namensform gemein. Bei Plinius geben an den drei Stellen, wo der Künstler vorkommt, die guten Handschriften übereinstimmend Hagelades und Hageladae. So wenig wie bisher die Herausgeber des Plinius, werden sich künftig unsere Archäologen weigern dürfen, den peloponnesischen Meister bei seinem wahren Namen Hagela(i)das zu nennen.

XI.

RUDOLF WEIL

Olympische Miscellen.

Hierzu Tafel III.



Der Kopf des Apollo im Westgiebel des Zeustempels.

Die manchfachen, einander widersprechenden Ergebnisse, welche die Untersuchungen über die Urheberschaft der Sculpturen des Zeustempels in Olympia geliefert haben, zwingen dazu, in andern Denkmälergebieten nach gleichzeitigen oder doch verwandten Gestalten zu suchen, welche sowohl zur Prüfung der bei Pausanias vorliegenden Ueberlieferung als auch zur Vergleichung mit dem, was die Ausgrabungen geliefert haben, dienen können.

Für die Metopen ist gleich zu Anfang bei der Herausgabe des Atlasreliefs mit Bezug auf die Hesperide der nöthige Hinweis gegeben worden. «Unverkennbar ist in ihrem Kopfe eine grofse Aehnlichkeit mit dem nymphenartigen Kopfe, welchen wir auf der Rückseite der arkadischen Landesmünzen finden.» (E. Curtius, Mittheilungen des d. archäol. Instit. I (1876) S. 210). Es handelt sich dabei um den Kopf der Despoina, wie ihn die der Mitte des 5. Jahrhunderts angehörigen Triobolenstücke tragen (v. Sallets Zeitschr. f. Numismatik III Taf. 8 n. 7 und n. 6, IX Taf. 2 n. 3). Dem Kopf der jetzt in Paris befindlichen Ortsgottheit aus der Metope, welche den Kampf gegen die stymphalischen Vögel enthielt, kommen andere Münzen derselben Serie nicht weniger nahe, der Athena der Augeias-Metope der Athenakopf mit dem hohen nach hinten weit herabreichenden Bügel auf den älteren Silbermünzen von Kleitor. Befremden kann freilich diese Erscheinung nicht, sobald man sich erinnert, dafs auf elischen Didrachmen aus der Frühzeit des 5. Jahrhunderts der in Arkadien althergebrachte Typus des auf felsiger Höhe thronenden Zeus, der seinen Adler entsendet, bis in die Einzelheiten entsprechend wiederkehrt (Gardner, Num.

Chronicle N. S. 19 (1879) Taf. 11 n. 3; Types of greek coins Taf. 3 n. 41). Einen Unterschied der Kunstübung der Eleer und der arkadischen Cantone gibt es für jene Zeit nicht und konnte es naturgemäfs nicht geben.

In eine andere Richtung wird man gewiesen, wenn es sich darum handelt, für die Giebelgruppe der Westseite des Zeustempels Vergleichungsobjekte zu gewinnen. Zwei Silbermünzen der Insel Siphnos, ein Didrachmon und ein Triobol (im Berl. Münzk., abgeb. Taf. III n. 1 u. 2), beide mit gleicher Rückseite: dem fliegenden Raben, der ein Blatt im Schnabel trägt und der Aufschrift ΣΙΦ, bieten auf der Hauptseite einen Apollokopf. Der breite, mächtige Nacken, auf den der Kopf aufsetzt, die Gesichtslinie, die noch etwas strenge Falte um den Mund, die Anordnung des Haares, wie die Locken in der Profilansicht gegen die Stirne fallen, die Lockenpartie, welche das Auge und das Obertheil der Wange umrahmt, und die gewellten umgewickelten Haare im Nacken,[1]) mit dem über den ganzen Kopf laufenden Haarband, Alles entspricht bis ins Einzelne dem Kopf der Apollofigur des Westgiebels in Olympia. In einer etwas jüngeren Bildung kehrt der eben beschriebene Apollokopf wieder, mit geringen Aenderungen in dem die Stirn umrahmenden Lockenkranz und mit einem Lorbeerkranz geschmückt, auf kleinen Silbermünzen von Kolophon (Friedlaender-Sallet, Das Königl. Münzkab. n. 77; abg. Taf. III n. 3) und diesen nahe verwandt ist der Apollokopf der Silbermünze von Mitylene (Imhoof-Blumer, Monnaies grecques E. n. 29), nur dafs hier die Haarpartie am Hinterhaupt etwas gelockert erscheint. Den gleichen Apollotypus bringt ein seltenes Didrachmon von Side im Britischen Museum, diesmal aber in ganzer Figur, die Chlamys über die Schulter geworfen, und vor einem Altar opfernd, den Bogen in der gesenkten Linken, den Lorbeerzweig in der Rechten, zur Seite den Raben (Gardner Types Taf. 10 n. 6; abg. Taf. III n. 4). Die Kopfbildung des Apollo und die Haartracht entspricht hier genau den siphnischen Münzen. Side hat diesen Typus von Westen her empfangen unter dem Einflufs des attischen Seebunds, für den ja grade an den Vorposten der griechischen Cultur Städte, wie das Side benachbarte Phaselis eifrig eingetreten sind, weil sie in der attischen Seemacht Schutz gegen die Barbaren-Elemente fanden. In

---

[1]) Der Marmorkopf ist, um die Vergleichung mit den Münzbildern zu erleichtern, auf Tafel III von der rechten Seite dargestellt worden, welche bei der Aufstellung im Giebelfeld dem Beschauer abgekehrt war. Dadurch hat aber zugleich auf eine Wiedergabe der Haarpartie über dem Nacken, die auf der linken im Giebel nach vorn gekehrte Seite so sorgfältig ausgearbeitet, hier dagegen nur angelegt ist, verzichtet werden müssen.

einer etwas späteren Zeit, zu Anfang des vierten Jahrhunderts erscheint auf cilicischen Silbermünzen jene neuerdings mehrfach behandelte Copie der Parthenos des Phidias (Gardner Types 10 n. 28) und der um die Zeit des Euagoras anzusetzende merkwürdige Stater in Cypern, den Six auf die Nemesis des Agorakritos zu Rhamnus bezieht (Num. Chron. III ser. 2 Taf. 5, Rev. Num. 1883 S. 287). Dem Apollotypus der Münze von Side nahe verwandt ist derjenige auf dem Stater des Themistokles, den Waddington für Magnesia in Anspruch genommen hat (Rev. Num. 1856 Taf. 3 n. 2. Luynes Choix Taf. 9 n. 7).

Die hier zusammengestellten Münzbilder ergeben, dafs es sich dabei um eine bestimmte Gestaltung des Apollo-Ideals handelt, welche in der Mitte des fünften Jahrhunderts auf den Inseln des aegeischen Meeres, wie an der kleinasiatischen Küste weite Verbreitung gefunden hat, in ionischen Städten so gut wie bei dorischer und aeolischer Bevölkerung. Es gilt hier, was Kekulé jüngst ausgeführt hat, dafs «die Grenzen der Stammesgenossenschaft mit den Grenzen der Kunstschulen und Kunstübung so wenig zusammenfallen, wie mit denjenigen des Alphabetes; geographische Lage, Nachbarschaft und Verkehr üben hier ihre Wirkung.» (Archäol. Zeitung 41 (1883) S. 243). Freilich wäre es von Wichtigkeit, wenn sich auch in Athen der gleiche Apollo-Typus nachweisen liefse, doch hat es mir wenigstens nicht gelingen wollen, ihn aus den dortigen Denkmälern zu belegen; dafs aber allein unter dem regen Handelsverkehr, welchen die attische Seeherrschaft in's Leben gerufen hat, seine weite Verbreitung sich erklären läfst, bleibt darum nicht minder gewifs.

Während aber in den sicilischen Städten im Verlaufe des fünften Jahrhunderts auch in der Kleinkunst, wie sie uns durch die Münzbilder vor Augen geführt wird, sich das Bestreben zeigt, unaufhaltsam Neues zu schaffen und zu gestalten, was sie auch ungleich rascher den Höhepunkt ihrer Kunstentwickelung erreichen läfst als das Mutterland, zeigen sich die Ostgriechen weit conservativer. Neben dem Apollo-Typus, welchen der olympische Westgiebel aufzuweisen hat und die ihm hier verglichene Münzreihe, liegt ein jüngerer mit ausgebildet vor, wie ihn Phidias seiner Göttergruppe an dem Ostfries des Parthenon eingefügt hat, «ein jugendschönes Haupt mit breitem Lorbeerkranz im krausen Haar», derselbe Typus, welcher, aber erst viel später, in den Erzeugnissen der Kleinkunst, auf den Münzen von Amphipolis und vor Allem der Chalkidier sichtbar wird. Zeitlich sind beide Typen, wenn auch vielleicht an verschiedenen Orten, nach einander ausgebildet worden. Wie grofs oder klein aber auch der zeitliche Abstand zwischen beiden

sein mag, die Kleinkunst nimmt auf das Neue zunächst noch keine Rücksicht und bewahrt die für sie vorhandene Tradition.

Die Münzen von Kolophon, die uns für das fünfte Jahrhundert in grofser Vollständigkeit vorliegen, halten an dem beschriebenen Apollo-Ideal zähe fest, nur langsam dasselbe mildernd in den kurzhaarigen Kopf.

Was aus dem Apollo-Typus, von dem wir hier auszugehen hatten, am Beginn des vierten Jahrhunderts geworden ist, beweist die neuerdings von Imhoof bekannt gemachte Silbermünze von Iasos aus der durch Konon zu Stand gebrachten Symmachie des Jahres 394 (monnaies grecques F. n. 6), der Apollokopf mit dem einfachen gewellten Haar, ganz ohne den Schmuck der wallenden Locken, nur nach vorn geziert mit dem Lorbeerkranz, und ein verwandter, in der Ausführung freilich viel roherer Kopf des Didrachmon von Zakynthos im Berliner Kabinet (Imhoof S. 170).

Zur Nike des Paeonios.

Dank der regen Betheiligung, welche die sicilischen und unteritalischen Städte im sechsten und fünften Jahrhundert an der Festfeier zu Olympia nahmen, und der glanzvollen Entfaltung, welche sie auch den Festen ihrer Heimath verliehen, begegnet uns auf ihren Münzen keine Gestalt häufiger als die Nike. Bald eilt sie wie in Katana mit Binde und Kranz dem als Mannstier gebildeten Flufsgott entgegen, bald, und dies ist ja das Gewöhnliche, hat sie das siegreiche Gespann, vereinzelt auch das Rennpferd zu bekränzen. In der älteren Zeit, wo das Gespann langsam schreitend im Abfahren begriffen ist, wird sie proleptisch ihm beigesellt, in der gleichen Richtung über ihm schwebend und schon die Rosse bekränzend, in der späteren Zeit, wo das Gespann in vollem Jagen dargestellt wird, fliegt sie ihm stets entgegen, um den Wagenlenker zu kränzen. Seltener wird die Scene dadurch vereinfacht, dafs Nike selbst zur Lenkerin des Gespannes wird, welche dasselbe zum Siege führt. In diesen Darstellungen aber herrscht wieder eine unendliche Manchfaltigkeit der Auffassung, indem die Göttin bald ganz wagrecht, bald nur nach vorn sich neigend, bald aufrecht, mit Tänie, Guirlande oder Kranz, wohl auch mit Kerykeion und Kranz heranschwebt. Für die kunsthistorische Entwickelung der Figur bietet sich auf keinem andern Denkmälergebiet eine gleiche vollständige Reihe, die nur dadurch in ihrem Werth eingeschränkt wird, dafs bei der Kleinheit der Darstellung auf den meist mehr oder weniger un-

vollkommen erhaltenen, nicht selten schon beim Ausprägen nicht vollkommen gelungenen Stücken das Erkennen dieser mit gemmenähnlicher Feinheit behandelten accessorischen Theile erschwert und oft unmöglich gemacht wird.

Typisch für alle hier vorkommenden Auffassungen der Nike-Gestalt ist, dafs ihre Adlerschwingen, mögen dieselben mehr der Rückenlinie folgen, oder mögen sie mehr erhoben sein, immer so gestellt werden, dafs die Stelle, in welcher Innen- und Aufsenflügel zusammenstofsen, nämlich der vom Eckflügel bedeckte Carpus den höchsten Punkt des Flügels bildet, typisch aber auch das für die eilige Götterbotin so charakteristische Motiv des festgeschürzten Gewands. Das letztere erleidet nur einmal eine Ausnahme, auf einigen syrakusanischen Dekadrachmen und Tetradrachmen des Kimon, wo das dem Beschauer zugekehrte Bein der nach rechts fliegenden Nike in seiner ganzen Länge entblöfst wird, der lange Chiton, der das andere Bein verhüllt, in mächtigen Falten gegen die Schwungfedern des Adlerflügels zurückwallt, der breite Gewandumschlag aber, der unterhalb des Gürtels zum Vorschein kommt, nach hinten gegen die Mitte des Flügels zurückfliegt (abgeb. n. 5). Die Münzbilder Kimons, die etwa um das Jahr 400 entstanden sind, bieten somit die Nike ganz in der Auffassung, die wir bei der Statue des Paeonios wiederfinden, allerdings mit der Vertauschung des entblöfsten Beines, welche durch die Richtung, in der die Nike auf dem Münzbilde fliegt, nothwendig wurde.

Der Zeuskopf des Phidias.

Vaillant beschreibt in seinen Numismata imperatorum a populis Romanae ditionis graece loquentibus percussa (Amstelod. 1700) S. 82 unter Septimius Severus eine Bronzemünze: *ΗΛΕΙΩΝ in Peloponneso. Caput Jovis Olympii*, die sich in seinem Besitze befand. Eckhel Doctr. Num. II 264 kennt dieselbe Münze, wenn er sagt: *Jovis Olympii in Elide cultus notissimus, cujus item caput in certo Eleorum numo Severi cernitur*, und auf die gleiche Münze kann sich auch nur S. 268, wo er die Typen der elischen Münzen aufzählt, sein *caput Jovis Olympii* beziehen, da er von der Hadriansmünze der Pariser Sammlung mit dem Zeuskopf noch nichts weifs. Da Näheres über das Verbleiben der Münze nicht bekannt geworden war, und sie für verschollen gelten mufste, kann es nicht Wunder nehmen, dafs neuerdings Zweifel in die Richtigkeit der alten Beschreibung gesetzt worden sind.

Die Münze, welche in Eckhels Catalogus Musei Caesarei Vindobonensis noch nicht vorkommt, befindet sich gegenwärtig in der Wiener Sammlung. Julius Friedlaender, der sich so sehr angelegen sein liefs, das Material der elischen Münzen mit Zeusköpfen zu sammeln, brachte vor einigen Jahren einen Abdruck an das Königliche Münzkabinet, in der Absicht, dieselbe gelegentlich zu veröffentlichen, was ihm nicht mehr vergönnt gewesen ist.

Ein anderes Exemplar, das Herr Fröhner die Güte gehabt hat, für mich zu untersuchen, wahrscheinlich das ehemals Vaillant'sche, ist im Besitz des Pariser Cabinets und bereits von Mionnet Supplément IV, 180, n. 58, beschrieben, nur dafs der Zeuskopf dort irrig für einen epheubekränzten Dionysoskopf (‚Bacchus Indien') erklärt wird, bei dem etwas verschliffenen Zustand des Stücks ein sehr verzeihlicher Irrthum, der zugleich beweist, dafs Mionnet das Eigenartige des dargestellten Kopfes nicht entgangen war (abgeb. n. 6).

Der Gesichtscontour des Zeuskopfes auf der Severus-Münze ist der gleiche wie der auf der bekannten, neuerdings so oft abgebildeten Hadrians-Münze, ebenso der Lorbeerkranz, die Anordnung der Haare, die in einzelne Lockenstrählen aufgelöst in den Nacken herabfallen. Dagegen ist der Kinnbart etwas kürzer gehalten.

Bedürfte es noch neuer Beweisgründe für die Ansicht, dafs uns der Kopf des Phidiasbildes in dem Zeuskopf der Hadriansmünze vorliegt, so wäre gewifs geltend zu machen, dafs auf der Severusmünze der völlig gleich gestaltete und von allen sonstigen Zeusköpfen auf Münzen dieser Zeit durchaus abweichende Zeuskopf der Hadriansmünze wiederkehrt. Doch lehrt schon die einfache Vergleichung dieses Kopfes mit dem des Poseidon, wie er im Ostfries des Parthenon dargestellt wird — denn auf diesen Kopf mufs wegen der Beschädigung, die der Zeuskopf des Frieses erlitten hat, zurückgegangen werden —, dafs nur der Zeuskopf der Hadriansmünze und derjenige der Severusmünze von dem Kunstcharakter des Phidias abhängig ist, die auf den elischen Autonom-Münzen befindlichen Zeusköpfe hingegen alle mehr oder minder selbständig den Zeus-Typus weiterbilden.

Bemerkenswerth bleibt aber die enge Anlehnung des Zeuskopfes der Severusmünze an den der Hadriansmünze, um so mehr, als auf den elischen Münzen mit dem thronenden Zeus, wie die Olympiafunde ergeben haben, bereits unter Hadrian (v. Sallets Zeitschr. f. Num. VII 110 n. 2) eine derartige Umwandlung der Figur vorgenommen wird, dafs von einer Copie des Tempelbildes kaum mehr die Rede sein kann, ja dafs man auf die Vermuthung kommen mag, hier habe nicht

mehr des Phidias Zeusbild, sondern vielmehr die von Hadrian für das Olympieion zu Athen angefertigte Statue den Ausgangspunkt gebildet.

Bei der Reconstruction des Phidias'schen Zeus kommen mithin allein in Betracht: die von Vaillant bereits erwähnte, in Sestini's Descr. di alcune medaglie del museo Fontana I 58 s. Taf. VI n. 1 zuerst abgebildete Florentiner Münze mit der Darstellung des sitzenden Zeus linkshin, neuerdings so vielfach wiederholt, und nach Friedlaenders Ansicht verschieden von dem Exemplar, das der Sammlung der Königin Christine angehört hat und von Havercamp in seinem Nummophylacium Reginae Christinae S. 377 Taf. 56 n. 1 veröffentlicht, seitdem aber spurlos verschwunden ist, wogegen Sestini allerdings das Florentiner Exemplar mit demjenigen bei Havercamp für identisch hält; ferner die Münze mit dem sitzenden Zeus rechtshin im Berliner Kabinet (Friedlaender-Sallet[2] n. 862) und in der Olympia-Sammlung (Zeitschr. f. Num. VII 110 n. 1), aufserdem, wiewohl schon freier das Gewand umgestaltend, die Münze mit dem sitzenden Zeus von vorn (Friedlaender-Sallet[2] n. 863); für den Kopf der Statue endlich die bekannte Pariser Münze (Mionnet II 201 n. 1), zuerst abgebildet von Friedlaender (Zeitschr. f. Münzkde. III Taf. 30 n. 2) und die hier abgebildete, in Wien und Paris befindliche Münze, somit alle, die zuletzt genannte allein ausgenommen, der Regierungszeit des Hadrian angehörig.

Während uns die Thätigkeit des Herodes Atticus in Olympia durch die Ausgrabungen in unerwarteter Ausführlichkeit vor Augen gestellt worden ist, und sogar die Neronischen Anlagen sich wiedergefunden haben, ist die Hadrianische Zeit so gut wie ganz im Dunkel geblieben. Die Marmorstatue des Hadrian in der Exedra des Herodes Atticus, mit dem eigenthümlichen Panzerschmuck der Athene, welcher die Lupa beigesellt ist, die im Zeustempel einst vorhandene Statue, welche die Achäer dort aufgestellt hatten, die umfangreiche Urkunde der Panhellenen über die dem Hadrian zu erweisenden Ehren geben uns doch keinen direkten Anhalt für seine Thätigkeit, sondern beweisen nur für das erneute Ansehen der Feststätte in jener Zeit. Unter diesen Umständen gewinnen die zahlreichen unter Hadrian geprägten Münzen der Eleer eine ungleich gröfsere Bedeutung. Der, wie es scheint, bei des Kaisers erster Anwesenheit zu Athen in Angriff genommene Ausbau des Olympieion, das mit einem Sitzbild des Gottes in der aufser Gebrauch gekommenen Goldelfenbein-Technik ausgestattet werden sollte, war es offenbar, was Hadrians Aufmerk-

samkeit vorzugsweise Olympia zuwandte, und was die Eleer dann veranlafste, die Statue und ihren Kopf in so manchfacher Weise zum Münztypus zu machen. Dafs Hadrian dabei etwaige Restaurationsarbeiten, welche für die verarmten hellenischen Gemeinden kostspielig waren, ausführen lassen konnte, ist damit keineswegs ausgeschlossen. Auch den Festspielen hat Hadrians Philhellenismus neues Ansehen verliehen, wiewohl er ihnen in den für Athen gestifteten Panhellenien eine Concurrenz bereitete. Vornehme Römer, wie der Praetor L. Minicius Natalis (Dittenberger, Arch. Zeit. 36 S. 39) bewerben sich wieder um den Kotinos-Kranz am Alpheios, und da inschriftlich für bezeugt gelten kann, dafs Hadrian zweimal den Peloponnes bereist hat, wird man die auf unserer Tafel unter n. 7 nach einem Exemplar der Olympia-Sammlung wiedergegebene Münze der Eleer[1]) schwerlich anders, als auf die Anwesenheit des Kaisers bei der Olympienfeier des Jahres 129 zu deuten haben.

Die Aphrodite Pandemos des Skopas.

In Elis lagen hinter dem Markte nur durch die Korkyräische Halle von diesem getrennt die beiden Aphrodite-Heiligthümer. Für den Tempel der Aphrodite Urania hatte Phidias das Goldelfenbeinbild gearbeitet, und die Göttin dargestellt, wie sie mit einem Fufs auf eine Schildkröte trat. In dem mit einem Gitter umschlossenen Temenos der Pandemos stand im Freien auf einem Postament das Erzbild einer auf dem Ziegenbock reitenden Aphrodite, ein Werk des Skopas. (Paus. VI 25, 1).[2]) Diese ist uns erhalten in dem Münzbild einer unter Severus geprägten Münze der Eleer, welche hier nach einem Exemplar der Münzdubletten aus den Ausgrabungen von Olympia unter n. 8 abgebildet ist.

Weit ausgreifend in vollem Rennen dargestellt ist das stattliche, mit mächtigen Hörnern geschmückte Thier, welches die Göttin trägt. Die Aphrodite sitzt seitwärts, schleierartig ist das Gewand über den Hinterkopf gezogen, von wo es seitlich aufgebläht, das Untertheil der Figur bedeckt. Ueber der Stirn der Göttin wird ein Diadem oder ein

---

[1]) Ein anderes Exemplar dieser Münze, welches den Flufsgott mehr gelagert wiedergibt mit der vollen Aufschrift ΗΛΕΙΩΝ, Vs. Hadriansk. r. ΑΥΤΟΚΡΑΤΩΡ ΑΔΡΙΑΝΟϹ ϹΕΒ, in der Wiener Sammlung: Eckhel Catal. Mus. I. 118 n. 2; abgeb. bei Froehlich IV Tentamina p. 180 Mionnet Suppl. IV 180 n. 49.

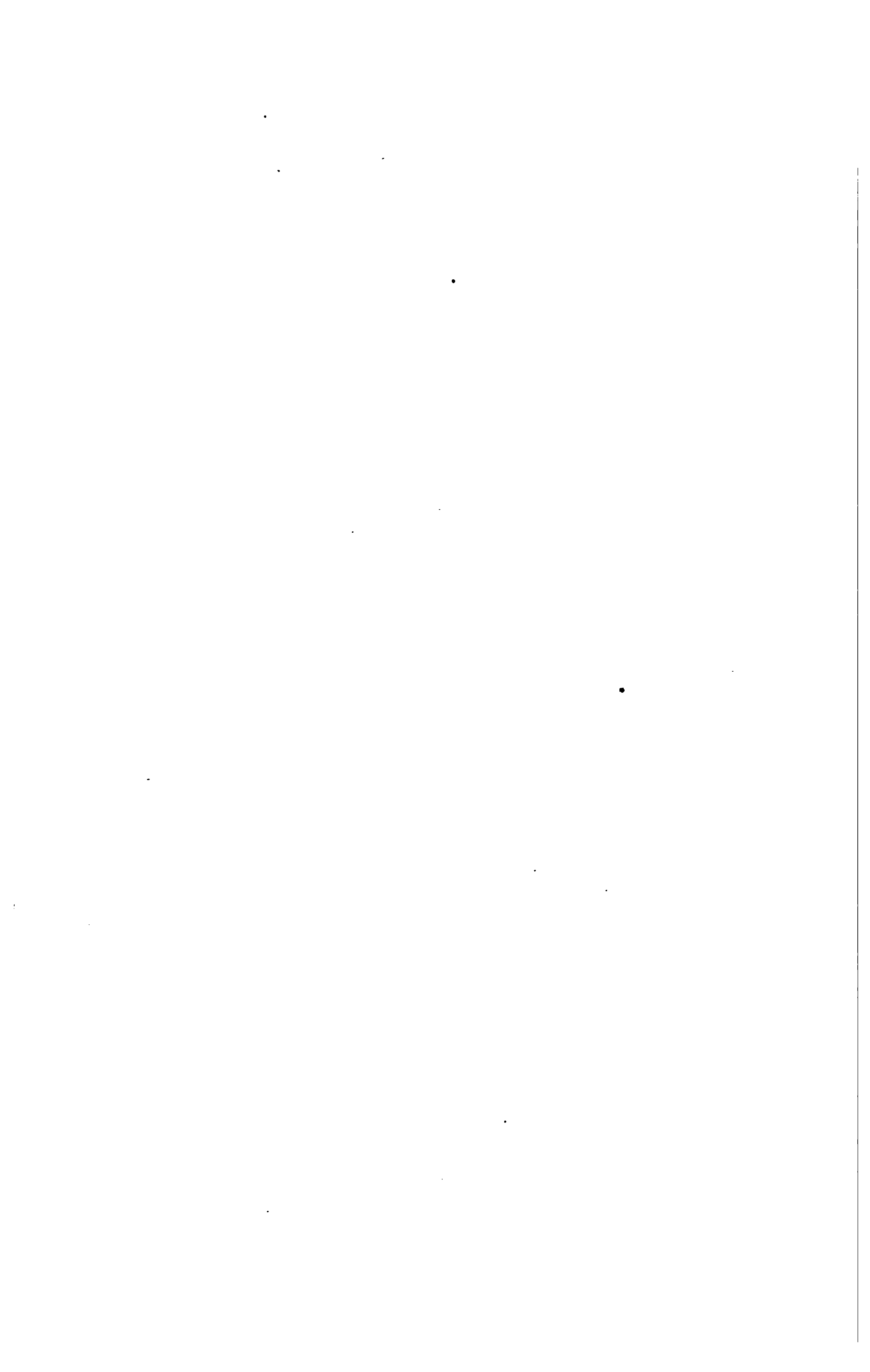
[2]) *Περιέχεται μὲν τὸ τέμενος θριγκῷ, κρηπὶς δὲ ἐντὸς τοῦ τεμένους πεποίηται, καὶ ἐπὶ τῇ κρηπῖδι ἄγαλμα Ἀφροδίτης χαλκοῦν ἐπὶ τράγῳ κάθηται χαλκῷ· Σκόπα τοῦτο ἔργον, Ἀφροδίτην δὲ Πάνδημον ὀνομάζουσι.*

schleifenartiger Kopfschmuck sichtbar. Die linke Hand ist an den Hals des Thieres gelehnt, die rechte gegen die Brust erhoben. Brust und Leib der Göttin erscheint mit einem feingefältelten Untergewand bedeckt; es ist der lange Chiton, dessen Falten um die Füsse der Figur wieder zum Vorschein kommen. Hierin unterscheidet sich das Münzbild von der Darstellung der Aphrodite Epitragia auf der schönen rothfigurigen Hydria, welche aus der Sammlung Castellani jüngst für das Antiquarium des Berliner Museums erworben worden ist (Fröhner, Catalogue de la collection Castellani Rome 1884, n. 68. Furtwängler, Katal. der Vasensammlung des Berl. Museums n. 2635). Dagegen ist auf einem bei Sparta gefundenen Marmorrelief, welches zuerst Gust. Hirschfeld (Bullet. d. Inst. 1873 S. 183), später Dressel und Milchhöfer in dem Verzeichnifs der spartanischen Alterthümer (Mittheil. des d. archäol. Inst. 2, S. 420) beschrieben haben, die auf dem Bock reitende Göttin in ein hochgegürtetes Untergewand gehüllt; künstlerisch ohne höheren Werth, ist dies kleine Denkmal doch darum von Bedeutung, weil es als Votivbild gedient haben zu scheint. Einen langen bis auf die Füfse reichenden Aermelchiton, und ein Obergewand, das Schofs und Beine bedeckt, dann schleierartig über den Rücken zum Hinterkopf gezogen ist, trägt auch die kleine Terracottenfigur der Aphrodite Epitragia aus Myrina (Bullet. de corresp. hellén. VII (1883) S. 91 Taf. 8). Und die gleiche Gewandung wird auf der Darstellung des Münzbildes sichtbar.

Wie nun aber auch die Anordnung des Einzelnen bei der Statue des Skopas gewesen sein mag, der Gesammteindruck, welchen das offenbar für eine relativ hohe Aufstellung bestimmte Werk auf den Beschauer machte, läfst sich aus dem Münzbilde wiedergewinnen, das deutlich zeigt, wie der Künstler seine Aufgabe zu lösen verstanden hat. Die stürmische Eile, die in solcher Weise und bei solchem Aufbau der Gruppe[1]) nur im Erzbild darzustellen war, bringt die über Länder und Meere dahinziehende Wandergöttin in schärfsten Gegensatz zu der Auffassung, die Phidias seiner Urania gegeben hatte, der Schützerin ruhiger Häuslichkeit.

---

[1]) Die zweimalige Erwähnung der κρηπίς in der angeführten Stelle des Pausanias läfst darauf schliefsen, dafs die Statue sich auf einem nach Form und Höhe eigenthümlich gestalteten Unterbau erhob, welcher auf der Münze, die hierin ohne Zweifel das Original getreu wiedergibt, nur unter den Hinterbeinen des Bocks sichtbar wird.



XII.

WILHELM DÖRPFELD

Der antike Ziegelbau und sein Einfluss auf den dorischen Stil.

Es ist eine beachtenswerthe Thatsache, dafs die ältesten dorischen Tempelbauten aus Stein, wie z. B. die Tempel von Korinth, Syrakus und Selinus, schon den fast vollkommen entwickelten dorischen Stil zeigen. Wir finden bei ihnen ungefähr dieselben Kunstformen, wie sie bei den Bauten der späteren Jahrhunderte vorkommen. Nur in Details und Proportionen weichen die ältesten Bauten von den späteren ab, das künstlerische Schema ist schon im Wesentlichen dasselbe. Wie ist diese Erscheinung zu erklären?

Soll man annehmen, dafs die ältesten Tempel, welche wir bisher kennen, zugleich auch die ersten Bauwerke des dorischen Stiles sind, und dafs mithin die dorischen Kunstformen von den griechischen Architekten direkt für den Steinbau erfunden wurden? Oder soll man glauben, dafs die ältesten dorischen Bauten sämmtlich untergegangen sind, weil sie aus einem leicht vergänglichen Materiale bestanden, und dafs mithin die erhaltenen Steinbauten erst die Endpunkte einer langen Entwicklungsreihe sind?

Beide Ansichten haben eifrige Vertreter gefunden. Für die erstere sind Klenze, Bötticher und manche Andere eingetreten. Sie nehmen an, dafs die dorischen Kunstformen für Stein gezeichnet, und dafs die ersten Bauwerke dorischen Stiles ganz in Stein ausgeführt worden sind. Nach ihrer Meinung müssen die ältesten erhaltenen dorischen Steindenkmäler auch zugleich zu den ältesten dorischen Bauten überhaupt zählen.

Der Hauptvertreter der zweiten Ansicht ist bekanntlich Vitruv; auch manche neuere Gelehrte sind auf seine Seite getreten. Nach Vitruv ist der dorische Stil an Holzbauten entstanden. Die Details

der Holzkonstruktion haben die Elemente zur Ausbildung der einzelnen Kunstformen geliefert, und der so entwickelte Stil ist als ein schon ziemlich festes Schema auf den Steinbau übertragen worden.

Der Haupteinwand, den die Vertreter des Steinbaues gegen diese Hypothesen Vitruvs und seiner Nachfolger erheben, scheint allerdings sehr berechtigt zu sein. Bestanden nämlich, so sagt man, die ältesten dorischen Bauten aus Holz, so mufsten es schlanke und luftige Gebäude sein, weil die Natur des Holzes keine gedrückten und schweren Proportionen begünstigt. Wenn man nun später dazu überging, solche Holzbauten in Stein nachzuahmen, so konnte man zwar die Proportionen, dem neuen Materiale entsprechend, etwas schwerer machen, aber es ist kaum begreiflich, dafs man nun plötzlich so überaus gedrückte Verhältnisse wählte, wie sie gerade die ältesten dorischen Bauten zeigen. Mit vollem Rechte wiesen die Anhänger des Steinbaues als Analogon auf den jonischen Stil hin. Die ältesten jonischen Bauten bestanden, wie fast allgemein angenommen wird, aus Holz. Als man anfing, diese in Stein auszuführen, wurden die schlanken Verhältnisse des Holzbaues beibehalten, und nur solche Veränderungen vorgenommen, welche das neue Material unbedingt vorschrieb. Es ist in der That auffallend, dafs bei den ersten dorischen Bauten nicht in derselben Weise verfahren wurde. Wenn sich nun in dem einen Falle aus dem Holzbau ein leichter, gefälliger Stil entwickelt, wie kann dann in dem andern Falle aus demselben Holzbau eine schwerfällige, fast plumpe Bauweise hervorgehen?

Eine solche Frage mufs man in dieser Form allerdings verneinen. Aus demselben oder aus zwei ähnlichen Holzstilen können sich niemals zwei so verschiedene Bauweisen entwickeln. Aber wissen wir denn, dafs der alte dorische Holzbau dem alten jonischen ähnlich war? Sind nicht Verhältnisse denkbar, welche die Dorer veranlafsten, schon ihre hölzernen Bauten in gedrungenen, schweren Proportionen zu errichten?

Solche Verhältnisse haben in der That existirt. Die alten dorischen Bauwerke waren keine einfachen Holzbauten, sondern bestanden nachweisbar meistens aus Lehmziegeln, die an der Luft getrocknet waren, in Verbindung mit Holz. Und diese Ziegel[1]) sind es gewesen, welche zu den schweren Verhältnissen geführt haben, wie wir sie an mehreren der ältesten dorischen Steintempel finden.

[1]) Die an der Luft getrockneten Lehmziegel werden wir im Folgenden «Luftziegel», «Lehmziegel» oder einfach «Ziegel» nennen, während wir für die gebrannten Ziegel den Namen «Backsteine» gebrauchen werden.

Bevor wir untersuchen, wie ein derartiger Einflufs des Ziegelmaterials auf die Proportionen der Gebäude stattfinden konnte, haben wir noch nachzuweisen, dafs wirklich die Gebäude jener Zeit vielfach aus Ziegeln bestanden, und dafs überhaupt der Lehmziegelbau im alten Griechenland eine sehr grofse Rolle spielte.

Es ist eine vielverbreitete Annahme, dafs nur solche Mauern aus griechischer Zeit stammen, welche aus regelmäfsigen Quadern oder wenigstens aus grofsen Steinen ohne Mörtel bestehen. Wenn daher irgendwo in Griechenland Mauern zu Tage liegen oder bei Ausgrabungen ans Licht kommen, welche aus kleinen unregelmäfsigen Steinen oder aus Lehmziegeln bestehen, so werden sie gewöhnlich als «späte Mauern» bezeichnet, gar nicht beachtet und oft absichtlich zerstört.

Und doch sind fast alle griechischen Wohnhäuser und selbst viele öffentlichen Gebäude in solcher Weise erbaut worden. Da die Griechen bei ihren Mauern den Kalk nicht als Mörtel, sondern nur als äufseren Putz verwendeten, so mufsten sie bei Errichtung dünner, vertikaler Mauern entweder grofse, gut bearbeitete Quadern nehmen, die ohne Mörtel zusammenhielten, oder sie benutzten kleinere Bruchsteine und Ziegel und bedienten sich dann des Lehms als Bindemittel für dieselben. Die erstere Bauart ist hauptsächlich aus finanziellen Gründen bei gewöhnlichen Bauten gewifs nur selten zur Anwendung gekommen, denn eine Quadermauer ist ganz bedeutend theuerer als eine Wand aus kleinen Bruchsteinen oder Lehmziegeln. Ob von den beiden letzteren Materialien die Bruchsteine oder die Ziegel eine umfangreichere Verwendung gefunden haben, läfst sich schwer entscheiden. In gebirgigen Gegenden werden Bruchsteine, in den Ebenen die Ziegel häufiger gebraucht worden sein.

Aus einer ganzen Reihe von Gründen können wir aber schliefsen, dafs die Lehmziegel in der That in Griechenland ein sehr viel angewendetes Baumaterial waren.

Zunächst ist beachtenswerth, welche weite Verbreitung der Ziegelbau in den übrigen Ländern des Alterthums gehabt hat. In Mesopotamien waren die meisten Städte ganz oder wenigstens zum grofsen Theil aus Ziegeln erbaut. Dieselben Lehmziegel finden wir auch in Aegypten wieder, wo die grofsen Umfassungsmauern der Tempelbezirke aus ihnen erbaut waren. Auch mufsten ja bekanntlich nach der Bibel die Kinder Israel während ihres Aufenthaltes in Aegypten für die Pharaonen Ziegel streichen. Ferner waren, wie die neuesten Ausgrabungen in Hissarlik gelehrt haben, die sämmtlichen Mauern auf

der Pergamos von Ilion aus Lehmziegeln erbaut, und zwar sowohl die Wände der Häuser, als die starken Festungsmauern. Schliefslich wissen wir aus antiken Schriftstellern, dafs manches Bauwerk in Asien aus Ziegeln erbaut war, so nennt z. B. Vitruv (II, 8, 9) als wichtige Ziegelbauten die Residenz der attalischen Könige in Tralles, den Palast des Krösus in Sardes und den Palast des Mausolos in Halikarnafs.

Aber nicht nur im Orient und Aegypten, sondern auch in Griechenland selbst lieferte der Luftziegel ein sehr praktisches und daher oft gebrauchtes Baumaterial. Aus Herodot, Thukydides, Pausanias, Vitruv und anderen Schriftstellern lassen sich Stellen beibringen, wo von Luftziegeln und ihrer Verwendung zu Mauern die Rede ist; auch Inschriften berichten von Ziegelmauern. So wissen wir z. B., dafs ein Theil der Stadtmauern Athens und die zum Piräus führenden langen Mauern aus Ziegeln bestanden, dafs in Patras zwei Tempel mit Ziegelmauern existirten, dafs die Stadtmauer von Mantinea eine Luftziegelmauer war etc.

Unter den Beispielen, die Pausanias anführt, ist besonders eine Säulenhalle in Hieron von Epidauros erwähnenswerth. Das Thal des Hieron ist nämlich so überaus reich an guten Bausteinen und so arm an Lehm, dafs uns die Anwendung der Lehmziegel zuerst ganz unbegreiflich erscheint. Offenbar können nur die grofsen Vorzüge der Luftziegel die Veranlassung gewesen sein, dafs man sie sogar in steinreichen Gegenden als Baumaterial verwendete.

Diese Nachrichten der alten Schriftsteller sind in den letzten Jahren durch Ausgrabungen vollkommen bestätigt worden. An verschiedenen Orten sind antike Ziegelmauern zu Tage getreten: Eleusis hat eine 4,50 m starke und über 3 m hohe Mauer aus Lehmziegeln geliefert; in Tiryns sind auf der Burg noch alte Ziegelmauern gefunden worden, und die Erde, mit welcher die Mauern des jetzt ausgegrabenen Palastes bedeckt waren, bestand zum gröfsten Theile aus halb verbranntem Ziegelschutt; in Mykene ist schon jetzt, bevor Ausgrabungen daselbst gemacht sind, auf der Spitze der Oberburg eine grofse Ziegelmauer sichtbar. Sie ist ebenso wie die Mauern von Tiryns und Troja bei der Zerstörung der Burg durch Feuer derart gebrannt worden, dafs sowohl die Ziegel, als der Lehmmörtel zwischen denselben zu rothem, hartem Stein geworden ist. Antike Ziegelmauern sind endlich auch in Olympia und in Tegea und Spuren derselben noch an anderen Orten nachweisbar.

Wir kennen also schon jetzt einzelne alte Ziegelmauern und es

bedarf wohl keines Beweises, dafs sich ihre Zahl bald beträchtlich vermehren wird, wenn man in Zukunft bei Ausgrabungen auch den einfachen Ziegelmauern Beachtung schenkt. Vorläufig ist allerdings ihre Zahl noch verhältnifsmäfsig gering; wenn man aber bedenkt, dafs Lehmziegelmauern sehr leicht zu Grunde gehen und dafs es ein besonderer Zufall ist, wenn eine solche Mauer bis auf unsere Zeit erhalten bleibt, so können auch schon die bis jetzt bekannten wenigen Mauern als Beweis für die häufige Verwendung der Lehmziegel angeführt werden.

Einen weiteren Beweis hierfür liefert uns die Konstruktion der Quaderwände und zugleich der für die Steinquadern übliche Name. Die Wände der antiken Tempel und anderen Gebäude bestehen nämlich fast regelmäfsig aus einem unteren Sockel von aufrechtstehenden Platten und der oberen, aus gewöhnlichen Quadern gebildeten Wand. Wodurch ist diese Anordnung entstanden? Im Quaderbau ist der Sockel konstruktiv vollständig unnütz, für eine Ziegelwand dagegen ist er nicht nur nützlich, sondern sogar unbedingt nothwendig. Denn eine solche darf niemals in ihrer ganzen Höhe aus Ziegeln bestehen, weil die Erdfeuchtigkeit schnell in die Lehmziegel hineinziehen und sie in kurzer Zeit zerstören würde. Um dies zu verhindern, mufs ein Sockel aus Quadern oder Bruchsteinen hergestellt werden, der das obere Lehmziegelmauerwerk von der Erde isolirt. So baut man die Ziegelmauern heut zu Tage, so hat man es jedenfalls auch im Alterthum gethan. Aus der konstruktiven Nothwendigkeit beim Ziegelbau folgte später die künstlerische Ausschmückung fast aller Wände mit einem Sockel. Die hochkantigen Platten im unteren Theil der Quaderwände sind also noch eine Reminiscenz an die alten Ziegelmauern. Wer etwa noch hieran zweifeln möchte, den wird gewifs der Name der oberen Wandquadern (πλίνθοι) davon überzeugen, dafs die Quaderwand in der That nur eine Tochter der alten Ziegelwand ist. Auch hier erkennen wir also wieder die wichtige Rolle, welche der Ziegelbau im Alterthum gespielt hat.

Sodann dürfen wir noch eine weitere Eigenthümlichkeit der Quadergebäude als Beweis für die grofse Verbreitung des Ziegelbaues anführen, nämlich die Konstruktion der Thürgewände. Bei mehreren antiken Quaderbauten dorischen Stiles (ich nenne z. B. den Parthenon und die Propyläen in Athen) sind die Thüreinfassungen nicht aus besonderen Steinen hergestellt oder an die anstofsenden Wandquadern angearbeitet, sondern sie bestanden, wie sich an Ort und Stelle bestimmt nachweisen läfst, aus hölzernen Pfosten, die vermuthlich mit Bronze überkleidet waren. Für monumentale Quaderbauten und nament-

lich für solche aus Marmor ist das eine sehr seltsame Konstruktion, die sich auf den ersten Blick nur schwer erklären läfst. Ihre Entstehung wird uns aber begreiflich, sobald wir wieder an den Vorgänger des späteren Quaderbaues, den Ziegelbau, denken. Bei einer Lehmziegelwand konnte man die Thürecken nicht aus Ziegeln herstellen, sondern mufste, um die Ecken widerstandsfähig zu machen, hölzerne Pfosten oder Bohlen anfügen; solche Hölzer sind an den Thüren der ausgegrabenen Gebäude von Tiryns und Troja noch in verkohltem Zustande erhalten oder wenigstens aus deutlichen Spuren noch zu erkennen. An die hölzernen, mit Metall verkleideten Thürpfosten hatte man sich so sehr gewöhnt, dafs man sogar, als die Mauern aus Marmorquadern hergestellt wurden, bei dorischen Bauten meistens an den alten hölzernen Einfassungen festhielt. Diese Erscheinung ist aber nur dann verständlich, wenn der Ziegelbau mit seinen hölzernen Thürgewänden in ältester Zeit allgemein üblich war und auch später für einfache Gebäude beibehalten wurde.

Schliefslich dürfen wir auch wohl noch die grofse Verbreitung, welche der Luftziegelbau im modernen Griechenland besitzt, als Beweis für sein häufiges Vorkommen im Alterthum anführen. In fast allen Ebenen Griechenlands baut man noch heut zu Tage vielfach die Häuser aus Lehmziegeln, und selbst in Athen, wo es doch Bruchsteine in reicher Menge giebt, kommen in den Vorstädten viele Häuser aus Luftziegeln vor. Wenn sich aber der Lehmziegel heut zu Tage noch als praktisches Baumaterial erweist, so wird er im Alterthum, als man den Kalkmörtel noch nicht kannte, jedenfalls mit noch gröfserem Vortheil benutzt worden sein.

Die grofse Verbreitung des Ziegelbaues im alten Griechenland wird hiernach wohl kaum noch von Jemand bezweifelt werden. Wer die Vorzüge des Lehmziegels kennt, der würde dies gewifs auch ohne die angeführten Beweise nicht thun, denn der Luftziegel war vor Benutzung des Kalkmörtels für Griechenland das bequemste, billigste und — wenn man vom Quaderbau absieht — auch das dauerhafteste Baumaterial. Letzteres wird zwar manchem unglaublich klingen, doch braucht man nur die Ausführungen Vitruvs über den Ziegelbau und speciell die Abschnitte 8—9 im 8. Kapitel des II. Buches zu lesen, um sich davon zu überzeugen.

Die Herstellung der Ziegel und die Konstruktion der Ziegelmauern kennen wir aus den Angaben Vitruvs und aus den aufgefundenen Mauern. Hier nur einige kurze Bemerkungen darüber: Die Ziegel sind beträchtlich gröfser und stärker als die gewöhnlichen römischen

Backsteine und als unsere modernen gebrannten Ziegel; 0,45 m lang und breit und 0,10 m hoch dürfte ein Durchschnittsmafs für dieselben sein. Gewöhnlicher Lehm, der nicht gereinigt ist, sondern oft sogar grofse Kieselsteine, Muscheln und Topfscherben enthält, wird mit Stroh vermischt, zu Ziegeln geformt und dann meist mehrere Jahre lang an der Luft getrocknet. Zur Herstellung der Mauern wurden je nach ihrer Dicke und nach dem Format der Ziegel verschiedene Arten des Verbandes gewählt. Die Wandstärke war meist sehr grofs; in Troja beträgt sie bei einem 4,55 m breiten Raume 1,25 m, bei einem anderen von 10,15 m Breite dagegen 1,45 m. Als Mörtel benutzte man ziemlich reinen Lehm, der ebenfalls mit Stroh oder Heu vermengt war.

Die Enden der Ziegelmauern wurden mit Holzpfosten versehen und oft legte man zur gröfseren Haltbarkeit noch horizontale Längs- und Querhölzer durch die ganze Mauer hindurch, wie dies in ähnlicher Weise noch heute in Griechenland üblich ist.

Von Aufsen mufste die Mauer mit einem Putze versehen werden, damit sie nicht vom Regen beschädigt wurde; man wählte hierzu entweder einen Lehmputz (wie in Troja) oder eine Lage Lehm und darüber einen Kalkputz (wie in Tiryns). Besondere Sorgfalt wurde auf die obere Abdeckung der Mauern verwendet, weil von dort der Regen am gefährlichsten werden und die Lehmziegel schnell vernichten konnte. Eine so konstruirte und von allen Seiten gegen die Einflüsse der Witterung geschützte Mauer konnte Jahrhunderte lang bestehen, ohne baufällig zu werden.

Suchen wir uns jetzt das Bild eines alten Ziegel- und Holzbaues, wie er dem dorischen Steintempel vorausgegangen sein mag, vorzustellen: Ein von Ziegelwänden umgebener Naos ist auf einer Seite mit einem besonderen Pronaos ausgestattet. Die Ziegel ruhen auf einem Unterbau aus Stein. Der Pronaos, als templum in antis gebildet, hat an beiden Seiten zwei kurze Ziegelwände, welche vorne mit hölzernen Anten abschliefsen. Zwischen den Anten sind zwei Säulen aus Holz angeordnet, die auf steinernen Basen oder auf einer durchgehenden Steinschwelle ruhen. Von Ante zu Ante ist über die beiden Säulen hinweg ein Architrav aus Holz gespannt. Derselbe läuft nicht rings um den Bau herum, sondern über den Ziegelwänden wird er durch eine Bohle ersetzt, welche hier als Unterlage für die Balken der Decke vollkommen ausreicht. Die Balken reichen von Wand zu Wand und benutzen die ganze Mauerstärke als Auflager. Ihre aufsen sichtbaren Köpfe werden verkleidet und bilden die Triglyphen.

Das Dach ist ursprünglich horizontal und tritt zum Schutze der Wände nach allen vier Seiten in gleicher Weise über. So entsteht das durchgehende horizontale Hauptgesimse. Die Eindeckung des Daches geschieht mit Lehm, und zwar vermuthlich in derselben Weise, wie es heut zu Tage noch vielfach im Orient üblich ist. Erst die Erfindung der Dachziegel aus gebranntem Thon gestattete die Anbringung eines schrägen Satteldaches und damit die Anordnung der beiden Giebel. Die Bauten von Troja und von Tiryns hatten noch horizontale Lehmdächer.

Wird ein solcher Bau mit einer peripteralen Säulenhalle ausgestattet, so werden auf steinernen Stufen Säulen aus Holz aufgestellt, welche einen durchgehenden hölzernen Architravbalken tragen. Die Deckbalken der Cella sind in diesem Falle nicht an der Aufsenkante der Wand abgeschnitten, sondern ragen noch über das Pteron hinweg bis auf den äufseren Architrav. Ebenso geht das horizontale Dach über die Säulenhalle hinüber und bildet über dem äufseren Triglyphon ein weit ausladendes, schützendes Hauptgesimse.

Um uns die Proportionen eines solchen Baues zu vergegenwärtigen, gehen wir wieder von dem einfachen templum in antis aus und setzen für die einzelnen Abmessungen bestimmte Zahlenwerthe ein. Angenommen, die Cella sei im Innern 6—8 m breit, so müssen wir nach Analogie der trojanischen Bauten die Stärke der Ziegelwand zu mindestens 1,25 m ansetzten. Die Höhe der Säulen wird in diesem Falle 5 m keinenfalls überschreiten; sie wird sogar meist noch viel geringer sein. Betrachten wir nun die äufsere Fassade: die beiden hölzernen Parastaden des Pronaos haben dieselbe Breite wie die Ziegelwände, nämlich 1,25 m, und sind höchstens 5 m hoch, haben also im günstigsten Falle ein Verhältnifs des Durchmessers zur Höhe von 1 : 4. Das ist aber ein sehr plumpes Verhältnifs. Der künstlerische Sinn der alten Griechen wird nun zwar nicht so weit gegangen sein, dafs man den zwischen den Parastaden stehenden hölzernen Säulen ein gleich schweres Verhältnifs gegeben hätte, aber es liegt doch auf der Hand, dafs es sehr häfslich gewesen wäre, dünne schlanke Säulen zwischen so plumpe Eckpfeiler zu stellen. Man darf vermuthen, dafs die breite Ziegelwand mit ihren Parastaden dahin führte, die Säulen jedenfalls stärker zu machen, als es die Natur des Holzes verlangte.

Aehnlich steht es mit dem Epistyl. Ueber die breiten, schweren Anten konnte man nicht gut einen leichten Architrav legen; er mufste in seinen Abmessungen wenigstens einigermafsen zu den Stützen passen. Es lag aber noch ein andrer Grund vor, für den Architrav

einen möglichst starken Balken zu wählen. Der Architrav hatte nämlich die grofsen Deckbalken aufzunehmen, und diese wiederum mufsten sehr stark sein, weil sie das aufserordentlich schwere Lehmdach zu tragen hatten. Wer je Gelegenheit hatte, selbst im Orient ein solches Lehmdach zu sehen, der wird gewifs auch die mächtigen Holzbalken im Innern der Zimmer bemerkt haben, welche sich trotz ihrer Stärke oft beträchtlich durchgebogen haben. Um die durchschnittlich etwa 0,30 m starke Lehmschicht zu tragen, waren dicke Bohlen und starke Deckbalken nothwendig, und letztere bedurften zu ihrer Unterstützung wiederum eines mächtigen Epistylbalkens.

Man hat zuweilen bezweifelt, dafs es im Alterthum in Griechenland solche gewaltigen Hölzer in genügender Anzahl gegeben hat, um Säulen und Balken von grofser Stärke aus Holz herzustellen. Nachdem wir aber die Inschrift über die Skeuothek des Philon kennen und aus derselben wissen, dafs selbst im 4. Jahrhundert Holzbalken von 0,74 m Breite an solchen Stellen verwendet wurden, wo Balken von einem Drittel dieser Breite vollkommen ausgereicht hätten, sind diese Zweifel nicht mehr berechtigt.

An den eben geschilderten Bauten aus Ziegeln und Holz hat sich, wie ich glaube, der dorische Baustil entwickelt. Die Holzkonstruktionen haben zur Ausbildung der charakteristischen Elemente dieses Stiles geführt, wohl ungefähr in der Weise, wie es Vitruv beschreibt. Hierbei bewirkten aber die starken Ziegelwände und das schwer lastende Lehmdach, dafs die Proportionen schwerer und gedrückter wurden, als dies beim reinen Holzbau der Fall gewesen wäre.

Man wird vielleicht den Einwand erheben, dafs, wenn sich wirklich der dorische Stein-Tempel aus einem Ziegel- und Holzbau entwickelt habe, in Griechenland sich doch mindestens die Fundamente oder der steinerne Unterbau eines einzigen solchen Tempels erhalten haben müfste, zumal da die Zahl derselben gewifs keine kleine gewesen sein könne.

Die Ausgrabungen des letzten Decenniums haben uns in der That ein solches Gebäude geliefert, und zwar einen peripteralen Tempel, dessen Unterbau aus Stein, dessen Säulen und Anten aus Holz und dessen Cellawand aus Lehmziegeln bestand: nämlich das Heraion in der Altis von Olympia.

Leider existirt noch immer keine genaue Beschreibung dieses uralten und für die dorische Baukunst so hochwichtigen Baues, auf die ich mich hier beziehen könnte; denn die vorläufigen Publikationen ent-

halten nur kurze Berichte über diesen Tempel und die endgültige Publikation der Funde von Olympia ist noch nicht erschienen. Ich mufs daher hier in kurzen Worten diejenigen Punkte hervorheben, welche für uns von Wichtigkeit sind.

Das Heraion besteht bekanntlich aus einer langgestreckten Cella mit Pronaos und Opisthodom und ist von einer peripteralen Halle umgeben. In situ sind noch erhalten: der äufsere Stylobat mit einzelnen Trommeln der meisten Säulen, die Wand der Cella, des Pronaos und Opisthodom bis zu einer Höhe von ca. 1 m, je eine Trommel der 2 Säulen des Pronaos und die Stylobate der Innensäulen. Es fehlen also namentlich das ganze äufsere Gebälk, die Säulen der Cella und des Opisthodom, der obere Theil der Cellawand und die ganze Decke.

Die jetzt noch vorhandenen Säulen sind nicht nur in ihren Durchmessern und ihren Formen gänzlich von einander verschieden, sondern auch in ihrem Materiale und in ihren technischen Eigenthümlichkeiten. Sie können daher nur nach und nach im Laufe der Jahrhunderte aufgestellt worden sein, sobald eine der älteren Säulen baufällig geworden war. Zur Zeit des Pausanias war noch eine dieser älteren Säulen, aus Holz bestehend, im Opisthodom erhalten; daraus dürfen wir ohne Bedenken den Schlufs ziehen, dafs alle Säulen ursprünglich aus Holz bestanden. Weder vom Epistyl, noch vom Triglyphon, noch vom Geison ist irgend ein Stein bei den Ausgrabungen gefunden worden; da sich aber von allen anderen Gebäuden Olympias, wie sehr sie auch zerstört waren, stets zahlreiches Baumaterial vorgefunden hat, so sind wir zu der Annahme berechtigt, dafs auch das ganze äufsere Gebälk aus Holz bestand und bis zum Untergange des Tempels als solches erhalten blieb.

Aus demselben Grunde ist sowohl die Decke der Cella als diejenige der Hallen eine hölzerne gewesen; die grofsen Deckbalken der Cella reichten, wie sich aus der axialen Aufstellung der inneren und äufseren Stützen ergiebt, von dem einen Pteron über die Cella hinweg bis zu den Säulen des anderen Pteron und waren gewifs im Aeufseren als Triglyphen charakterisirt.

Als der Tempel ausgegraben wurde, fanden wir über dem aus grofsen Quadern bestehenden Sockel eine byzantinische Mauer, welche aus Statuenbasen, Porossteinen und Kalk hergestellt war. Wir fragten uns damals, weshalb haben die Byzantiner den ganzen oberen Theil der Mauer, genau bis zum Sockel, abgebrochen und dann mühsam auf

demselben Unterbau eine neue Mauer gebaut? Sollte etwa der ganze obere Theil der Mauer aus einem vergänglichen Materiale bestanden haben, das vollständig unbrauchbar war, als die Byzantiner den Tempel wieder benutzen wollten? Nun läfst sich in der That aus sicheren technischen Kennzeichen, die ich hier nicht einzeln anführen kann, nachweisen, dafs über dem erhaltenen Sockel keine weiteren Steinquadern gelegen haben können. Aus welchem Material kann dann aber der obere Theil der Mauer bestanden haben? Aus Holz? — Das verbietet die bedeutende Stärke der Mauer, denn eine hölzerne Wand macht man nicht 1,19 m stark. Aus Backsteinen? — Dann begreift man nicht, weshalb die Byzantiner die Mauer nicht wenigstens theilweise stehen liefsen, und weshalb sie nicht einzelne Backsteine beim Neubau der Wand wieder verwertheten. Also müssen es Lehmziegel gewesen sein! Für sie pafst die grofse Wandstärke sehr gut; sie mufsten ferner zerfallen und sich ganz auflösen, als das Dach des Tempels zerstört war, und ihr Material war für den Neubau nicht wieder benutzbar. Schon diese Gründe könnten uns veranlassen, an die Existenz der Lehmziegel am Heraion zu glauben. Zum Glück giebt es aber noch einen sicheren positiven Beweis für ihr Vorhandensein.

Bei der Ausgrabung des Heraion wurde nämlich im Tempel selbst und in seiner Umgebung eine etwa 1 m hohe grünlich gelbe Lehmschicht gefunden, über welcher die sog. Slavenmauern standen. Wir glaubten damals, dafs diese sonst nirgends in der Altis vorkommende Erdschicht durch einen Erdrutsch des Kronion entstanden sei. Ich habe mich aber an Ort und Stelle davon überzeugt, dafs ein Erdrutsch vom Kronion niemals nur das Heraion verschütten konnte, und dafs wir daher das Vorhandensein der Lehmschicht in anderer Weise deuten müssen.

Es ist jetzt klar, dafs der im Heraion gefundene Lehm von den Ziegeln herrührt, welche einst die Cellawand bildeten. So lange das Tempeldach bestand, erhielten sich die Ziegel Jahrhunderte lang; sobald aber das Dach zerstört war und der Regen die Ziegel treffen konnte, zerfielen sie schnell und deckten den ganzen Tempel etwa 1 m hoch zu. So sind es auch die Lehmziegel gewesen, welche den auf dem Fufsboden des Tempels liegenden Hermes des Praxiteles für uns gerettet haben.

Die Cellawand bestand also in ihrem unteren Theile aus Porosquadern, weiter oben aus Ziegelsteinen. Die Ecken der Mauer, sowohl

am Pronaos wie am Opisthodom, waren mit hölzernen Anten verkleidet, und auch die Umrahmung der Cellathüre bestand, wie man noch deutlich erkennen kann, aus Holz.

Der Heratempel in Olympia ist mithin einer derjenigen Bauten, welche den dorischen Steinbauten vorangegangen sind, und an denen sich der dorische Stil entwickelt hat. Er bestätigt also glänzend den oben bewiesenen Satz, dafs neben dem Holz auch der Ziegel von Einflufs auf die Entwicklung des dorischen Stiles gewesen ist.

XIII.

LUDWIG GURLITT

Bemalte Marmorplatten in Athen.

Der glückliche Erfolg, welcher die Bemühungen Löschckes und des Architekten Friedrich Thiersch bei Untersuchung der Lyseasstele gekrönt hat, denen wir die Wiederherstellung des bis zur Unkenntlichkeit entschwundenen Grabbildes jenes Priesters danken (Mitth. d. arch. Inst. IV. S. 37 ff. Taf. I, II, 1 u. 3), erweckte das Verlangen nach weiteren Funden dieser Art und gab im Jahre 1880 meinem Freunde Milchhoefer und mir Anlafs, weitere Umschau in Athen nach ehemals bemalten Marmorplatten anzustellen. Milchhoefer hat das Ergebnifs seiner Studien in den Mittheilungen d. archäol. Instituts V. S. 164 ff. Taf. VI. niedergelegt. Das Folgende mag als Nachtrag zu jener Abhandlung betrachtet werden. Es bleiben dadurch 3 Bildwerke bester griechischer Zeit, die schon fast erloschen sind, ihrem Inhalte nach erhalten. Die Abbildungen, welche ich beifüge, gebe ich nach meinen vor den Originalen gefertigten Zeichnungen, weil eine mechanische Copie das Wesentliche nicht zum Ausdruck bringen würde, und weil es mich freut, auch in dieser Beziehung hier, wennschon wenig, so doch eigenes liefern zu können.

1. Bemalte Grabstele in Athen.

(Vgl. Milchhoefer a. a. O. S. 191, 3.)

Unter der Menge kleinerer Grabsteine, welche von nahe und fern zusammengebracht im Vorhofe des Centralmuseums aufgepflanzt standen, liefs ein durch eigenartige, elegante Palmetten-Bekrönung hervorragender Stein einstmalige Bemalung des Schaftes voraussetzen, zumal die Details der Palmette deutlich vorgeritzt und noch kenntlich mit Farbe ausgefüllt waren. Nach wiederholten gemeinsamen Bemühungen, das Bild zu enträthseln, theilte mir Milchhoefer mit, dafs er den Stein

ganz freigelegt und darauf die Darstellung eines Hahnes erkannt habe; und es gelang mir jetzt von ihr eine Copie zu nehmen, wie sie hier, auf $^{2}/_{15}$ des Originales reducirt, mit absichtlich starker Hervorhebung der Formen vorliegt. (Fig. 1 Höhe des Originals 0,79, Br. 0,27, Bildh. 0,29 m). Die Zeichnung war nur dadurch erkennbar, dafs wie bei der Palmette der Stein an den bemalten Stellen der Verwitterung stärkeren Widerstand geleistet und seinen helleren Ton erhalten hat; ganz vereinzelt waren braune Farbenreste. Mit dem unteren Theile der Stele sind die Füfse des Hahnes und vielleicht auch die Inschrift weggebrochen, die den Namen des Verstorbenen nannte. Das noch streng stilisirte, naturalistischer Pflanzenmotive entbehrende Akroterion setzt Milchhoefer auf Grund der Untersuchung, die er (a. a. O.) über die zeitliche Entwickelung der Palmette anstellt, in das Ende des 5. vorchr. Jahrhunderts. Da aber gerade die Form mit dem auf- und absteigenden Motive unter den zahlreichen attischen Monumenten dieser Art ihresgleichen nicht hat[1]) und auch der Marmor nicht attisch, sondern ein mittelkörniger, aufserordentlich weifser, wahrscheinlich parischer Stein ist, schliefslich auch die Darstellung unter allen attischen Grabmonumenten vereinzelt dastehen würde, so haben wir aufserattische Provenienz anzunehmen, wodurch die Zeitbestimmung aus der Form der Palmette an Zuverlässigkeit verliert. Immerhin dürfen wir die Entstehung des Bildwerkes in der Zeit zwischen dem ausgehenden 5. und der Mitte des 4. Jahrhunderts suchen.



Fig. 1.

Wie aber verhält es sich mit dem Sinne der Darstellung? Ein Hahn mit einem Sterne als Hauptbild eines Grabsteines, das ist gewifs eine ganz eigenartige, seltsame Erscheinung! Obschon ursprünglich

---

[1]) Verwandte, wenn schon einfachere Zeichnung der selbständigen Bekrönungen fand sich unter den Thon- und Marmorakroterien des Tempels auf Aegina; vgl. Expéd. de Morée III, Taf. 54, besonders unter No. 1. u. 7.

fremd und noch von Cratinus (Athenaeus 9 p. 374) und Aristophanes (av. 483 f., 707, 883) als «persischer Vogel» bezeichnet, lebte dieser wachsame, eifersüchtige Gebieter des Hühnerhofes, dieser stolze, streitbare Ritter doch schon früh, schon vor den Perserkriegen, — früher als V. Hehn (Culturpflanzen und Hausthiere 4. Aufl., S. 260 ff.) erweisen wollte — mit all' seinen eigenartigen Lebensäufserungen deutlich in dem Bewufstsein der Griechen.[1]) Wie lebhaft und mit wie viel Humor sie die Erscheinung und das Treiben des Hahnes beobachteten, und wie vielfache Beziehungen sie ihm zu ihrem Götter- und zu dem Menschenleben geben, ist von Ernst Curtius bei Besprechung eines Alabastrons mit der Darstellung eines Hahnenkampfes (Arch. Zeitg. 1878, S. 159 ff., Taf. 21, 1) nachgewiesen worden.

Bei den Persern genofs der Hahn wegen seines Morgenliedes als Feind der Finsternifs, des Aberglaubens, der Zauberei und aller bösen Geister göttliche Verehrung, wofür, abgesehen von den schriftlichen Zeugnissen (vgl. V. Hehn a. a. O. S. 262 ff.), zwei persische Bildwerke zum Belege dienen. Auf dem ersteren, einem geschnittenen Steine aus Babylon (Layard Discoveries, p. 538), sehen wir eine adorirende persische Flügelgestalt vor dem auf einem Altare stehenden Hahne, auf dem anderen, einem Cylinder des britischen Museums (s. ebenda und Gaz. archéol. VI. 1880 p. 193), einen anbetenden Priester vor einer gleichen Darstellung des Hahnes, und zwischen ihnen 2 heilige Geräthe, über beiden Gruppen steht die Mondsichel. Was war natürlicher, als dafs sich diese Auffassung, wenn es dessen überhaupt bedürfte, zugleich mit der Kenntnifs des Vogels und seines Namens halka oder alka (= ἀλέκτωρ mit beziehungsvoller Assimilation an ἠλέκτωρ, ἤλεκτρον u. s. w., vgl. V. Hehn a. a. O.) nach Westen übertrug? In dieser Eigenschaft erscheint er daher auch am frühesten bei Theocrit Id. VII. 123 als ὄρθριος, bei Simonides (frgm. 81 b. Bergk) als ἁμερόφωνος, und noch bei Prop. El. I. 16, 46 als ales matutinus. Geschnittene Steine, auf denen Hahn und Stern verbunden sind (Berlin. Mus., Gemmensaal, Schrank 2 914, Hahn, einen Wagen ziehend, darüber ein Stern; Gades, Abdrucksammlung 51 u. 68), und ein Hahn mit menschlichem Oberkörper, leierspielend und mit dem Sterne in deutlichem Hinweis auf sein Morgenlied (Licetus Hierogl. S. 85 = Gorlaeus Dactyliotheca II. 482) beweisen die Geläufigkeit dieser Verbindung. Eben dieser Umstand beseitigt, wie ich glaube, einige andere scheinbar nahe liegende Erklärungsversuche. So wird man eine auf Terracotten,

---

[1]) Der Nachweis hierfür läfst sich aus den Bildwerken erbringen (S. 157 f.).

Vasen, Spiegeln und Mosaiken häufige Beziehung [1]) auf die erotische Natur des Hahnes von vorne herein ablehnen dürfen.

Noch weniger ist an eine rein äufserliche, etymologisirende Deutung zu denken, als entspräche hier der Hahn dem Löwen auf dem Grabsteine des *Λέων* von Sinope (L. v. Sybel, Kat. der Sculpt. zu Athen n. 146) oder der Hündin auf dem der Eutamia — falls in letzterem Falle überhaupt eine Anspielung auf den Namen der Verstorbenen «Wohl-Schaffnerin» beabsichtigt war, wie Welcker Syllog. epigr. p. 134ff. meinte. (Vgl. H. Heydemann die ant. Marmorbildw. zu Athen n. 513, v. Sybel n. 80.) Zumal wenn der Name des Todten nicht beigefügt war, wäre diese Art einer auf den Grabsteinen sonst ungebräuchlichen Wappensprache unverständlich gewesen. Auch als Symbol des Wettkampfes, wie auf dem Strategensessel zu Athen, [2]) auf den attischen Sieger-Amphoren [3]) und sonst häufig, oder als Hinweis auf die palästrische Uebung und Tüchtigkeit des Verstorbenen deuten, darf hier der Hahn nicht gedeutet werden. Zwar sind Hahnenkämpfe ein nicht seltener Schmuck von Grabmonumenten [4]) seit der ältesten und zugleich vortrefflichsten Darstellung an dem Grabmale zu Xanthos, doch finden sich die Kämpfe in dieser Verwendung meines Wissens nie isolirt, und nun gar ein einziger Hahn würde kaum hinreichen, diese Beziehung auszudrücken, die der beigefügte Stern überdies verwischen würde. In der Hand des Verstorbenen, wie auf dem Grabsteine des Echedemos aus Larissa, [5]) gestattet der Hahn diese Erklärung schon eher, wennschon hier meist eine naive Copie des Lebens vor-

---

[1]) Vergl. Ch. Lenormant et J. de Witte, Elite des monum. céram. t. I. p. 36, t. II. p. 119, t. IV. p. 180. Panofka, Terracotten des Kgl. Mus. zu Berlin S. 99. Roulez, Choix des vases peints du Musée de Leyde p. 703. Toelken, Verzeichnifs der Gemmen zu Berlin, No. 482, 483—486. So auch auf dem schönen aus Megara stammenden (M. Fränkel, Arch. Zeitg. 1879 (37), S. 100, Taf. 12) Spiegel des Berliner Museums, mit Aphrodite-Stütze und mit Hähnen, Hase und Wiesel(?) auf dem Spiegelrande; auf den jüngst erworbenen Terracotten des Berl. Antiq. aus Myrina (Cat. No. 7798), wo ein Knabe auf einer Bank neben einem Altar sitzend gebildet ist, in der R. Früchte, in der L. einen grofsen Hahn haltend, der nach den Früchten pickt, falls diese Scene nicht rein genrehaft aufzufassen ist, ohne weitere Beziehungen.

[2]) v. Sybel, Kat. No. 4990, wo die Litteratur aufgeführt ist.

[3]) Gerhard, Annales de l'Inst. arch. 1830, t. II. p. 214.

[4]) Vgl. O. Jahn, Archäol. Beiträge S. 437 ff. Michaelis, Arch. Zeit. 1866, S. 145. Curtius ib. 1878 (36), S. 159. Matz, Ant. Bildwerke in Rom, III. No. 3929, 3946, 3920 u. s. w.

[5]) P. Boissevain, Mitth. d. arch. Inst. VI. S. 77—80. Brunn ib. VIII. S. 81 ff. Taf. III. — Auch sonst ist dieses Motiv nicht selten, und findet sich aufser auf Vasen und Terracotten auch in der Marmorstatue des Alectryophoros, vgl. dessen Behandlung durch Köhler, Memoires de l'Acad. Imp. III.

liegen mag, die den Verstorbenen in seiner Lieblingsbeschäftigung, also in der Pflege des Kampfhahnes, darstellt, entsprechend dem auf attischen Grabreliefs häufig gebildeten Spielen der Kinder mit einem Hündchen, Vogel, Hahne, einer Puppe (vgl. Michaelis Arch. Zeitg. 1871, S. 140, Taf. 53), einem Ball, Wägelchen u. s. w.[1])

Als Opferthier ist der Hahn deutlich charakterisirt auf dem Grabmonumente der Akropolis zu Xanthus, wo er von einem Manne der Gottheit dargebracht wird, auf den spartanischen Heroenreliefs und auf den Asklepios-Reliefs, doch wieder ist es der Stern, der in unserem Falle eine Beziehung auf Asklepios und die Deutung des Hahnes als Opferthier verbietet, abgesehen davon, dafs dieser Sinn einem Grabmonumente fern liegt.

Es bleibt somit für unseren Fall dem Hahne seine älteste, symbolische Beziehung als Verkünder des Lichtes, als Feind der bösen Geister und der damit verknüpften Vorstellungen. Auf den ältesten griechischen Bildwerken erscheint er aufserordentlich häufig im Kreise der orientalischen, theils fabelhaften, theils fremdartigen Thiergestalten, zwischen Sphinxen, Sirenen und dem fischleibigen Manne. Diese Verbindung war traditionell, und schliefst nicht aus, dafs der Hahn gleichwohl den Griechen damals schon aus eigener Beobachtung bekannt war, wie E. Curtius aus der nicht stilisirten, sondern von Anfang an aufserordentlich naturalistisch lebenswahren Bildung des Hahnes folgert. In der That finden wir Hahn und Henne schon auf sehr alten korinthischen Gefäfsen, der Natur bis ins Kleinste getreu nachgebildet. So auf einer alten Vase aus Kamiros (Berl. Ant. n. 1959), wo in drei Streifen oben Hähne, dann Panther, Sirene, Wasservogel und wieder Panther erscheinen, zahlreiche Beispiele bieten die korinthischen Salbgefäfse in Beutelform (Berl. Antiq. n. 1113, 2114, 2116, 1024), wo man an entsprechender Stelle sonst Sphinxe (n. 1014, 340), geflügelte Löwen (n. 1001), geflügelte Ungeheuer mit Fischleibern findet; und besonders das grofse Gefäfs n. 1002 mit 2 stattlichen Hähnen, die durch eine Schlange getrennt und von reichen Ornamenten umgeben sind, beweist die frühe persönliche Bekanntschaft mit diesem Thiere. Mit den sämmtlichen mythischen oder wirklichen Gestalten des Orients, in deren Gesellschaft der Hahn hier erscheint, kam ihm im Allgemeinen schon nach Auffassung der Griechen prophylactische Kraft zu und diese mufste sich ihm ganz besonders anheften, da er sich allmorgentlich von Neuem durch sein Krähen als Feind der Finsternifs

[1]) Die betreffenden Monumente aus Athen führt v. Sybel Kat. p. XIX auf.

und alles Uebels ankündigte.[1]) Diese prophylactische Natur machte ihn geeignet, gleich dem Gorgoneion als Münz- und Schildwappen[2]) auf Trinkschalen,[3]) Lampen und bis in späte Zeit als Amulet[4]) zur Abwehr des Uebels zu dienen. Vermöge solcher Eigenschaften konnte er einer Reihe von Gottheiten und allen Heroen zugetheilt werden, welche mit Licht und Finsternifs in Beziehung stehen. So finden wir ihn bei Helios als Symbol der Sonne (Gerhard Griech. Myth. S. 41 und 470), bei Apollon (Hehn a. a. O. S. 286), bei Eros sehr häufig (O. Jahn Arch. Beitr. S. 28 und Bull. Nap. II. S. 106 f., Elite des mon. céram., t. IV. pl. XLIX. Heuzey Rev. Arch. N. S. XIX. p. 1 ff. J. de Witte ibid. XVII. p. 374), bei den Mondgöttern, dem Gotte Men (G. Schlumberger, Gazette archéol. 1880, pl. 32), Artemis (diese auf einem Hahn reitend auf einer Terrakotta des Berl. Antiq. aus Myrina (?), Kat. No. 7736), Athena Ergane (Paus. VI. 26. 2), Latona (Aelian. Hist. anim. IV. 29), bei den chthonischen Gottheiten Demeter und Persephone (Porphyr. de abstin. IV. 16; Curtius, Arch. Zeitg. 1871, S. 76 f.) und auch dem Attis geweiht (Compt. rendu, 1875. S. 45 f.), vor allem aber wegen seiner heilsamen Kraft dem Asklepios (v. Sybel, Kat. No. 377), wohl eben deshalb auch den Dioskuren (ib. No. 3103) und den Heroen, die ja alle mehr oder weniger Götter des Heils waren; ebenso den heroisirten Verstorbenen, die man in ähnlicher Weise segensreich fortwirkend dachte. Hier steht der Hahn in nächster Analogie zu einem anderen dämonischen Wesen, welches eben den obengenannten Gottheiten und Halbgöttern angehört und in gleicher Weise durch seine prophylactische Natur Attribut der Heroen und Hüter des Grabes geworden ist, nämlich der Schlange. Ist es richtig, dafs die Schlange, wie die Sphinx und

---

1) Dabei wurde sein Bild oft phantastisch ausgeschmückt: Auf einer grofsen korinthischen Amphora aus Caere (Berl. Antiq. n. 1707 [1712]) mit der Darstellung der kalydonischen Jagd haben wir 2 Hähne mit Menschenköpfen gegenüber einer Sphinx, sonst durchaus deutlich charakterisirt mit grofsen Schwanzfedern und Sporen, je eine Blume an gebogenem Stengel vom Kopfe aufsteigend, eine ornamentale Umgestaltung des Kammes, gegenüber sogar 2 Hähne mit Pantherköpfen und aufser ihren eigenen Füfsen je einer erhobenen Panthertatze. Hennen, entsprechend mit Menschenantlitz gebildet, gleichen völlig den sonst als Sirenen gedeuteten Gestalten, so dafs man zwischen der Benennung schwanken könnte.

2) Ueber den Hahn als Haupt- oder Nebentypus auf asiatischen, hellenischen, italischen und sicilischen Münzen vgl. Curtius, Arch. Zeit. 1878, S. 159, 1. — Als Schildzeichen führte ihn der Idomeneus von Onatas (Paus. V. 25, 5, der freilich eine Beziehung auf den Sonnengott darin erkennt).

3) z. B. im Centrum der Kylix: Mus. Gregor. II. 64, 3.

4) Vgl. O. Jahn, Ueber den Aberglauben des bösen Blicks, Ber. d. sächs. G. d. W. 1855, S. 79 Anm. 204 u. S. 98 Taf. III. 2; V. 2 u. 6. Dazu das Mosaik Mon. dell' Inst. VIII. 60 (Hahn mit Schlangen, Krebs u. s. w.).

Sirene, als einziger Schmuck von Gräbern vorkam (vgl. Mitth. d. Inst. II. S. 461, IV. S. 279 Anm.; Arch. Zeitg. 1882 (40), S. 387 ff., besonders Note 6), wobei wir sie als tutela loci anzusehen haben, so dürfte dem Hahne dieselbe Deutung zufallen bei der engen Verwandtschaft, die zwischen der Auffassung von diesen Thieren bestand. Wir finden Schlange und Hahn vereinigt auf den alten korinthischen Salbgefäfsen, auf den spartanischen Heroen-Reliefs (Mitth. d. arch. Inst., II., Tafel XX, XXII; Gypsabgüsse in Berlin 216 c. 218), — deren Alter unbestimmt ist, aber wohl leicht unterschätzt wird — auf den bekannten Asklepios-Reliefs aus Athen (Arch. Zeitg. 1877, S. 139 ff., Mitth. II. S. 216 ff.) und an den Amuletten (O. Jahn, s. obige Anmerkung).

Noch ist der weitere Sinn der Schlange auf Gräbern, besonders auf den bekannten Todtenmalen nicht zu allgemeiner Zufriedenheit erkannt worden, deutlicher ist die Symbolik unseres Hahnes, der durch den beigefügten Stern zum Träger einer tiefreligiösen Anschauung wurde. Der Lichtverkünder auf dem Grabe dient ihm nicht zum Schutze allein, sondern weist auch hin auf das Fortleben des Verstorbenen. Als Sokrates befahl, nach seinem Tode dem Asklepios einen Hahn zu weihen, sprach er einen Gedanken aus, den wir annähernd hier verbildlicht sehen, indem er den Tod als eine geistige Verklärung, als das Morgengrauen eines lichtvolleren Lebens betrachtet. Zu einer Zeit, in welcher solche Ideen von den Philosophen gelehrt wurden, in der das Wort: *τὸ μὲν σῶμα σῆμα* (Plato Gorg. 493 A; Zeller, Philosophie der Alten, I² S. 32) geläufig war und auch durch das Bild auf den Grabmonumenten und den Todtenmalen das Fortleben der Abgeschiedenen veranschaulicht wurde, in dieser Zeit mufste auch die tiefsinnige Symbolik des Lichtverkünders allgemein verständlich sein. Irren wir also nicht, so spricht aus dem fast verblafsten Steine ein Geist tief innerlicher Frömmigkeit, eine gläubige Zuversicht auf eine Auferstehung nach dem Tode. Der Ruf des Hahnes weckt den Verstorbenen, gleich den Posaunen des jüngsten Gerichts. So erscheint uns jetzt das Bild fast wie eine Anticipation späterer christlicher Ideen, der Hahn gleichsam als Verkünder des höheren Lichtes, das fast ein Halbjahrtausend später den Menschen aufleuchtete.

2. Votivrelief aus Megara.

(v. Sybel Kat. N. 388.)

Milchhoefer sagt in dem oben genannten Aufsatze S. 194: «. . es sei noch auf einen problematischen Fall hingewiesen: Im Central-

museum, Zimmer der Votivreliefs, oberste Reihe, befindet sich gegenwärtig ein kleines, bester Zeit angehöriges Relief aus Megara. Rechts ein bärtiger Mann in einen Mantel gehüllt, die r. Hand adorirend erhoben. Ihm gegenüber, durch einen Zwischenraum von 0,10 m getrennt, eine Göttin, die in der R. eine Taube, in der L. eine Frucht (Granate) hält. Gewandmotiv etwas ähnlich der Demeter auf dem eleusinischen Relief (rechts). Auf dem Felde zwischen den beiden Figuren zeichnen sich drittens als hellere Fläche die Umrisse einer



anscheinend menschlichen Gestalt in der Gröſse der Göttin ab. Will man nicht annehmen, daſs hier eine dritte Relieffigur in späterer Zeit sorgfältig wegradirt worden sei, was von dem Originale nicht wahrscheinlich aussieht, so hätten wir einen ganz vereinzelten Fall der Anwendung von Malerei und Sculptur nebeneinander. Höhe (ohne den unteren Einsatzzapfen): 0,275 m, Breite 0,245 m.» Durch diese Beobachtung aufmerksam gemacht, untersuchte ich das zierliche Relief und kam dabei, wie die nach meiner Zeichnung angefertigte Abbildung

zeigt, zu anderem Ergebnifs. Ich erkannte mit aller Bestimmtheit zu unterst einen quadratischen Körper, darunter einen Gegenstand von lockerer, durchbrochener Gestalt. Demnach kann nicht zweifelhaft sein, dafs es ein Altar [1]) und ein Baum [2]) sind, welche zwischen beiden Figuren gemalt waren.

Das Mittelstück des Feldes, welches mit der Oberfläche des Reliefs in seiner mittleren Verticalen gleiche Höhe hat, ist nach beiden Seiten hin allmählich zu der — sehr geringen — Tiefe des Reliefgrundes übergeführt und sorgfältig geglättet. An spätere Beseitigung einer 3. Relieffigur oder an Unfertigkeit der Arbeit darf daher nicht gedacht werden. Wir erkennen hier vielmehr eine mit Bewufstsein durchgeführte Praxis des Künstlers, durch die einige Beobachtungen über die Reliefkunst der letzten Zeit sehr anschaulich illustrirt werden. Der Künstler hielt offenbar die Darstellung eines ast- und blattreichen Baumes für unverträglich mit der Marmortechnik und besafs zu viel künstlerischen Takt oder nur zu viel praktischen Verstand, um dem Materiale Gewalt anzuthun. Er begnügte sich daher, den Baum und den Altar zu malen, während er die beiden menschlichen Gestalten auch im Relief ausarbeitete. [3]) Diese Erscheinung steht nicht eben vereinzelt da, denn dieselbe Einsicht hielt bekanntlich auch sonst die Künstler der besten Zeit ab, im Relief Scepter, Lanzenschafte, Zügel

---

1) Altar oder Opfertisch zwischen Adorant und Gottheit ist auf den Asklepios-Reliefs die Regel; vgl. v. Duhn, Arch. Zeitg. 1877 S. 139, Mittheil. d. arch. Inst. II. S. 139, Taf. 15—17, ebenso auf dem Nymphenrelief, Mitth. V. Taf. 7; IV. Taf. 18. R. Schoene, Griech. Reliefs Taf. XIX. 86.

2) Dafs ein Baum den Altar beschattete, entspricht dem wirklichen Brauche, vgl. Homer B. 305

ἡμεῖς δ' ἀμφὶ περὶ κρήνην ἱεροὺς κατὰ βωμοὺς
ἔρδομεν ἀθανάτοισι τεληέσσας ἑκατόμβας,
καλῇ ὑπὸ πλατανίστῳ, ὅθεν ῥέεν ἀγλαὸν ὕδωρ.

beschreibt diese Zusammenstellung, die uns auch aus Bildwerken geläufig ist; vgl. Bötticher, Baumcultus S. 46 f., Fig. 5, 6, 8, 13, 34, 35; Millin, Monum. ant. inéd. II. 39; Millin, Gal. 151, F 612 u. s. w. Das verwandteste Beispiel bietet das Asklepiosrelief Mitth. II. Taf. 16 = Curtius Kaupert, Atlas von Athen Taf. 11, wo Hygieia sich an den hinter dem Altar stehenden Baumstamm stützt. Götterbilder unter oder neben dem heiligen Baum s. b. Bötticher a. a. O. S. 147 ff.

3) Auf einem der 9 Votivreliefs an dem Zeus Meilichios (Berlin. Mus. No. 441), die jüngst von P. Foucart im Zusammenhang behandelt worden sind (Bulletin de Corr. Hell. VII. p. 507 ff.), ist der Abstand zwischen den Adoranten und der adorirten grofsen Schlange so grofs, dafs auch hier ein gemaltes Mittelstück, etwa auch ein Altar und Baum, nicht unwahrscheinlich ist. Die oberflächliche Behandlung des Reliefs setzt Bemalung der ganzen Darstellung voraus. — Ist man einmal auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht, so finden sich vielleicht noch weitere Beispiele.

u. dergl. in Marmor auszuarbeiten. Da die Reliefs durchgehend bemalt waren, fielen diese Fälle wenig ins Auge.

Mehr und mehr erkennt man jetzt die grofse Gemeinschaft, das enge Zusammenwirken der Reliefkunst mit ihrer Schwesterkunst, der Malerei. Sind doch sogar einer neuesten Entdeckung zufolge deutliche Spuren erhalten, die eine Bemalung des grofsen pergamener Frieses beweisen, der für unser Gefühl doch gewifs jeder coloristischen Zuthat entbehren könnte.

In der Marmorplastik seiner Zeit steht der Oelbaum des Parthenon-Giebels vereinzelt da, hier war die plastische Darstellung des Baumes durchaus unerläfslich, doch auch die erhaltenen Reste desselben zeigen, wie sehr er sich in seiner gedrungenen Form dem Materiale fügen mufste.[1]) Wollten die Künstler Bäume und Rundplastik bilden, so bedienten sie sich des Erzes, wofür mehrere Fälle bekannt sind: so stifteten die Athener nach dem Doppelsiege am Eurymedon eine eherne Palme nach Delphi, eine andere weihte Nikias dem Apollon auf Delos (Plutarch Nikias 8), auch im Erechtheion in Athen stand eine solche (Paus. I. 26, 7, Brunn G. d. gr. K. II. 407, weitere Beispiele bei Boetticher, Baumcultus, S. 212 ff.). Betreff der sicher datirten älteren Reliefs bekennt Woermann in seiner trefflichen Behandlung dieses Gegenstandes (die Landschaft in der Kunst der alten Völker, S. 137ff.), dafs ihm auf diesen sorgfältig ausgearbeitete Bäume nicht bekannt wären, und er sieht die ersten Bäume, Andeutungen des Waldes, sehr primitiver, verkürzter Art auf dem Fries des Lysikrates-Denkmals, während alle Reliefs eigentlich landschaftlichen Charakters und alle plastischen landschaftlichen Vollbilder der nachalexandrinischen Zeit angehören (S. 131).[2]) Auf Grund unseres Reliefs dürfen wir annehmen, dafs in älterer Zeit auch sonst die Bäume, wenigstens ihr Blätterschmuck, wie wohl auch auf dem Lysikrates-Friese, ausschliefslich gemalt waren.

---

[1]) Vgl. Eug. Petersen, Kunst des Phidias S. 162 ff. und daselbst die zahlreiche Litteratur über diesen Gegenstand. Kronenlose und abgestumpfte Baumstämme zum Zwecke der Localbezeichnung oder als Stützen für Statuen bleiben dabei natürlich aufser Betracht.

[2]) Als Beispiele der Reliefs nenne ich nur das Telete-Relief aus Luku. Kekulé, Ant. Bildw. N. 284 = v. Sybel, Kat. N. 348, Expéd. de Morée III. Pl. 90, 2. Lebas mon. fig. Pl. 98; Kekulé N. 232, Relief ebenfalls aus Luku = v. Sybel N. 574. Expéd. de Morée III. Pl. 97. Kekulé No. 146 = v. Sybel 2161 Sarkophag mit Kentaurenrelief. Der blätterreiche, realistisch behandelte Baum des altgriechischen Grabreliefs Arch. Zeitg. 1871 (29) Taf. 53, 2 ist moderne Ergänzung (S. 138). Das Relief in Ince Blundell Hall Arch. Zeitg. 1877 (35) Taf. 12, 2 scheint mir betreff der Echtheit nicht aufser Zweifel zu stehen.

Wir müssen uns hier mit diesen Andeutungen begnügen, die in das Capitel der jetzt immer mehr zur Kenntnifs und Anerkennung gelangenden Polychromie antiker Marmorwerke gehören.

Das Götterbild mit den Attributen der Taube und der Granatfrucht stellt Aphrodite dar und ist, soweit griechische Künstler überhaupt auf den Votivreliefs Cultbilder copirten,[1] als Copie eines solchen zu betrachten, wie die steife Stellung und das traditionelle Verhalten der heiligen Attribute beweist. Die einzige ersichtliche Abweichung von dem Originale liegt in der Senkung der rechten Hand, die im Relief nothwendig wurde, sollte nicht der linke Arm völlig verdeckt werden.[2] Die Statue, welche in ihrer Erscheinung zurückgeht auf die bekannten cyprischen Aphroditestatuen, auf archaische griechische Marmorwerke (wie das aus Marseille: Gazette archéol. II. p. 133, pl. 31) und besonders auf die Aphrodite-Stützen der Spiegel, deren schönster eben aus Megara stammt (Mylonas, Arch. Zeit. 1875 (33) Taf. 14 n. 1 und M. Fränkel, Arch. Zeit. 1879 (37) S. 100, Taf. 12) ist gleichwohl im Ausdruck und in der Behandlung des Gewandes völlig frei von der archaischen Tradition, und nur die charakteristische Haltung verräth noch die Macht des alten Herkommens. In dieser Beziehung steht das Bild auf gleicher Stufe mit der Parthenosstatue des Phidias, gleich dieser den ersten Schritt zur völligen Befreiung der Kunst bezeichnend.

Der Baum vor dem Götterbilde deutet nach griechischer Symbolik einen Wald oder Hain an. Wir dürfen hier einen Granatbaum, der der Aphrodite heilig[3] und von ihr selbst in Cypern gepflanzt worden war (Athen. III. p. 84 nach dem Komiker Eriphos), voraussetzen, da schon die Frucht in ihrer Hand darauf hindeutet und auch die Spuren der Bemalung runde Formen (Früchte) aufweisen, die ich anfangs für Rauchwölkchen eines Altarfeuers ansah. Auch sei daran erinnert, dafs ein Hafenort in Megaris von der Granate (σίδη) wegen der schönen Früchte den Namen Σιδοῦς führte.

Die Arbeit ist attisch und das statuarische Vorbild kann ebenso gut in Athen, als in Megara gestanden haben: ein Aphroditebild aus der Zeit des Phidias in einem heiligen Haine, das könnte uns verführen des Alkamenes: Ἀφροδίτη ἐν Κήποις als Vorbild anzunehmen.[4]

[1]) Vgl. darüber R. Schoene, Gr. Reliefs S. 22.

[2]) Aus einem ebenfalls äufserlichen Grunde hält auch der Adonis als Griff der Bronzepfanne aus Montefiascone (Berliner Antiq. N. 7273) das Vögelchen (Taube) mit gestrecktem Arme.

[3]) V. Hehn a. a. O. S. 192 ff.

[4]) Dabei ist mir bewufst, dafs das Cultbild im Tempel stand. Vgl. Overbeck S. Q. 812—815; Brunn G. d. gr. Künstler I. S. 233 ff.

Wennschon eine directe Nachbildung nicht zu erweisen sein dürfte — obgleich ich auch Widersprechendes nicht finde — so ist doch ein Einfluſs jener Neuschöpfungen des Alkamenes fast nothwendig, und ich wüſste kein zweites Bild, welches seiner Zeit nach und zufolge der Vorstellung, die wir uns von der Statue des Alkamenes machen, diesem Werke näher stehen sollte.

Der Adorant hat wie die Votiv- und Grabreliefs des 5. Jahrhunderts meist deutlich ausgeprägte individuelle Gesichtsbildung (vgl. R. Schöne Gr. Rel. Taf. XX. 87; Milchhoefer V. S. 207, v. Duhn Mitth. II. S. 216, Taf. XIV; Arch. Zeitg. 1877, S. 139 n. 69) und bestärkt uns in der Annahme, daſs in diesem Bilde eine treue Nachbildung der Wirklichkeit gegeben würde.

3. Grabstele aus dem Piraeus.

(Pittakis 343; Ross Arch. Aufs. I. 41. Ephemeris 1680 Rangabé II. 1980. Gerhard Annali 1837, 119. Michaelis Ber. der s. Ges. der W. 1867, 116. Kekulé N. 286. Milchhoefer Mitth. V. S. 193, 10. v. Sybel Kat. N. 2270.)

Die schlanke Grabstele wurde im Jahre 1833 im Piraeus gefunden, sie ist oben abgeschlossen durch eine rundliche, für Aufmalung eines Anthemions bestimmte Bekrönung; die Farbenreste sind noch erkennbar, ebenso der Eierstab auf dem Kymation. Unter den Inschriften sind die stärker als sonst erhaltenen Spuren des Bildes,[1]) einer aus zahlreichen Grabreliefs bekannten Abschiedsscene (siehe S. 165, Höhe des Steines 0,63 m, Breite 0,27 m, Bildhöhe 0,26 m).

Bei den gemeinsamen Aufgaben, die der Plastik und der Malerei häufig zufielen, war auch eine Uebereinstimmung der Motive und der Behandlungsweise vorauszusetzen, und doch ist jede neue Bestätigung willkommen. Sie beweist, wie wohl man berechtigt ist, Entlehnungen aus dem einen Gebiete in das andere anzunehmen.

Ich habe leider versäumt, in Athen nachzuforschen, ob sich unter den Reliefs eines von völlig übereinstimmender Zeichnung findet, glaube es aber leugnen zu können. Bei aller Uebereinstimmung fehlt es diesen Monumenten nie an Abweichungen. Ein Händedruck (nach v. Sybel) war nach meiner Zeichnung nicht gebildet, wohl aber ein Entgegenstrecken der Hände oder wohl nur Gesten der Rede. Nimmt man es genau, so war ein Abschiednehmen auf Grabsteinen auch nicht

---

[1]) An dem Kopfe des Knaben und des Mannes und hie und da an den Gewändern treten rothbraune Farbenreste hervor, im Uebrigen war auch hier die Zeichnung durch die verschiedene Abtönung des Marmors kenntlich.

am Platz, der beiden — anscheinend Mann und Frau — gleichzeitig gesetzt wurde; auch «die Geräthe» des Dieners erkenne ich nicht, sondern ein zu beiden Seiten herabhängendes kurzes Gewand. Das an sich nicht hervorragende Bild führt mich zur Erwähnung eines leider fast völlig entschwundenen Grabgemäldes verwandter Darstellung, des aus Gröfse, Zeit (4. Jahrh.) und Standort zu schliefsen, bedeutenden Werth gehabt haben mufs. Es ist das des Dionysios-Grabes an der



heiligen Strafse am Dipylon, welches die hintere Wand der Aedicula schmückte (E. Curtius u. J. A. Kaupert, Atlas von Athen, Taf. 4 N. 8, v. Sybel, N. 3323 und die Inschriften G. Kaibel, Epigr. gr. N. 351). Die Decoration der Kasettendecke, weniger die der Anten, liefse sich in ihrer Zeichnung und Farbe reconstruiren, aber auch auf der Hauptfläche sind Reste eines Bildes zu erkennen, deren ich bisher nirgend Erwähnung finde, die mir aber ausreichend erscheinen, den Gegenstand des Bildes festzustellen: denn ich erkannte bei genauer Untersuchung

soviel, um behaupten zu können, dafs links ein Mann in langem Gewande[1]) stand; ein Kopf mit brauner Färbung des Haares reicht fast bis an die Decke, während in der rechten Ecke deutlich ein geschweiftes Stuhlbein sichtbar wird, das eine sitzende Frau voraussetzen läfst. Für eine dritte Figur ist vor und hinter diesen beiden kein Platz, auf diese scheint daher die Darstellung beschränkt gewesen zu sein. Eine nochmalige Untersuchung unter günstigeren Umständen führt vielleicht zu sicherer Anschauung und wäre recht zu wünschen in Anbetracht der Bedeutung, die einem grofsen Gemälde des IV. Jahrhunderts zukommen mufs.

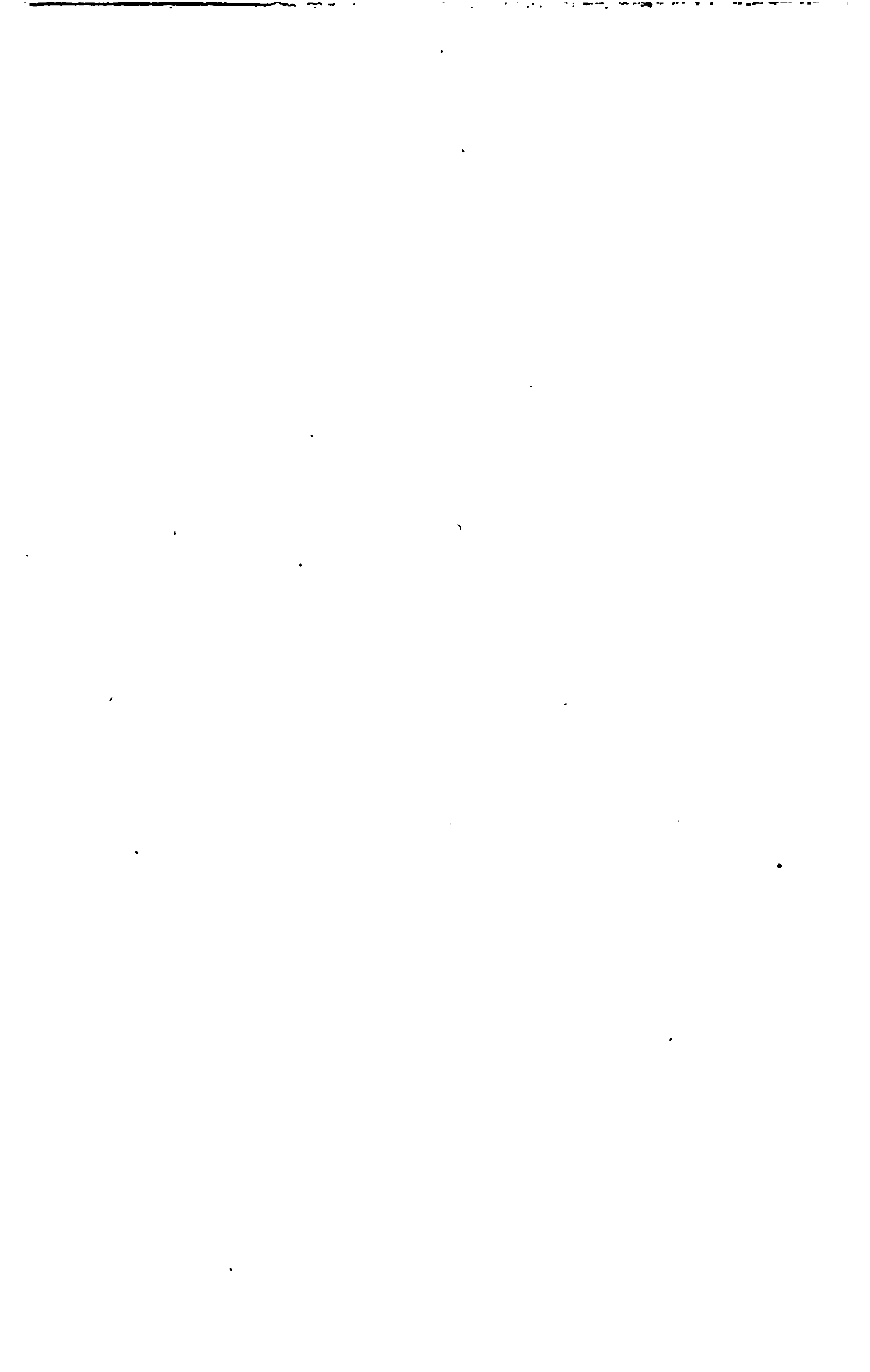
---

[1]) Davon ist links unten ein stilisirt gefältelter Zipfel sichtbar, dessen scharf gezeichnete Umrisse sich in einiger Erhöhung aber farblos erhalten haben.

XIV.

RICHARD BORRMANN

Ueber eine etruskische Aschenciste des Florentiner Museums.



Zu den wichtigsten Resultaten der vor drei Jahren beendeten Ausgrabungen auf dem Boden des alten Olympia darf man, so wenig auch zur Zeit von einer erschöpfenden abschliefsenden Bearbeitung derselben die Rede sein kann, doch mit Fug und Recht neben den Ergebnissen für Topographie und Denkmalkunde, die Erweiterung und Bereicherung zählen, die unser Wissen auf so manchem bisher weniger beachteten Gebiete der Alterthums-Forschung erfahren hat. Diese Bereicherung verdanken wir vor allem der durch eine planmäfsige Aufgrabung ermöglichten allseitigen wissenschaftlichen Ausbeutung dieses Centrums hellenischer Kunstthätigkeit sowie der unschätzbaren Anregung, die durch die dortigen Entdeckungen für Specialstudien nach den verschiedensten Richtungen hin erwachsen sind. Welch neue Aufschlüsse haben uns nicht die zahlreichen Bronzefunde Olympia's für unsere Kenntnifs der alten Erztechnik ergeben! Ein der Wissenschaft gradezu neu erobertes Gebiet bildet die Aufdeckung des ausgedehnten Netzes der Bewässerungs- und Entwässerungs-Anlagen des alten Festortes. Aehnliches gilt von den zahlreichen daselbst zu Tage getretenen Resten altdorischer Architectur, die uns namentlich durch den Vergleich mit den anderweitig erhaltenen ganz neue Gesichtspunkte für die Entwickelungs-Geschichte dieses Stils geliefert haben. Ein weites Feld für zum Theil grundlegende Studien bot ferner ebendort eine in ihrer Art einzige Sammlung von architectonischen Terracotten dar, d. h. vorzugsweise von solchen, die zur Eindeckung und Ausschmückung der Dächer dienten. Die Fülle oft vollkommen intacter Stücke von Dachziegeln, Simen, Stirnziegeln, Wasserspeiern und Akroterien aller Art gewährte zum ersten Male einen vollständigen Ueberblick über die erstaunliche Vielseitigkeit der antiken Dachconstructionen und damit erst die Möglichkeit, auch das in anderen älteren Samm-

lungen vorhandene, aber unvollständige und zerstreute Material richtig zu würdigen und zu beurtheilen. Ein fernerer Gewinn war die auch für die Architectur-Geschichte im weiteren Sinne wichtige Entdeckung von einer eigenthümlichen Verwendung der Terracotta im altdorischen Steinbaue zur Incrustation der steinernen Kranzgesimse, eine Technik, die an mehreren älteren Monumenten, und zwar anscheinend nur in den Stiftungen der sicilischen und unteritalischen Colonien nachgewiesen werden konnte. Es wurde daher eine dankbare Aufgabe, im Anschlusse an die in Olympia gemachten Beobachtungen und Erfahrungen die Denkmäler jener beiden Kunstgebiete, die ja von jeher eine Sonderstellung in der griechischen Kunst einnahmen, von neuem zu untersuchen, wobei speciell das Studium des auch dort besonders reichen Terracotta-Materials hinsichtlich seiner Verwendung in der Architectur in's Auge gefafst wurde. Die Resultate dieser Untersuchungen, die mittelbar auch den Anlafs zu dem vorliegenden Versuche gegeben haben, auf die wir daher mehrfach zurückzukommen genöthigt sein werden, sind zum ersten Male im einundvierzigsten Programme zum Winckelmanns-Feste der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin[1]) zusammengestellt. In denselben ist freilich ein grofses und reiches Gebiet der Thonindustrie — Etrurien — noch nicht berührt worden. Dafs in Etrurien die Terracotta eine ausgedehnte Verwendung im Bauwesen erfahren, ist schon durch die zahlreichen Fundstücke von offenbar architectonischer Bestimmung erwiesen, ebenso war zu vermuthen, dafs sich daselbst ähnliche Erscheinungen wie an den sicilischen und unteritalischen Tempeln vorfinden würden. Leider jedoch hat sich kein Bauwerk so weit erhalten, um uns eine unmittelbare Vorstellung davon zu geben, und aus den einzelnen, in den verschiedenen Sammlungen zerstreuten Fragmenten wird sich so lange kein anschauliches Bild gewinnen lassen, bis wir nicht eine genauere Kenntnifs des Formensystems, der Profile und Gliederungen der untergegangenen Bauten erlangt haben werden. Um so wichtiger ist es daher zur Zeit, alles dasjenige zu Rathe zu ziehen, was an bildlichen oder plastischen Nachahmungen architectonischer Monumente in den reichen Gräberfunden des alten Etruriens, sei es an den Grabfaçaden selbst, sei es in Wandmalereien und Reliefs oder endlich in den zahlreichen Sarkophagen und Aschencisten auf uns gekommen ist. Pflegt doch, wie die Beobachtung lehrt, an derartigen handwerklichen Nach-

---

[1]) Ueber die Verwendung von Terracotten am Geison und Dache Griechischer Bauwerke.

bildungen sehr oft das rein technische, das Detail der Construction, mit Sorgfalt und Verständnifs wiedergegeben zu sein. Es dürfte daher der Versuch gerechtfertigt erscheinen, einmal ein besonders interessantes Beispiel solcher Nachbildungen, wie es die diesen Zeilen beigefügte

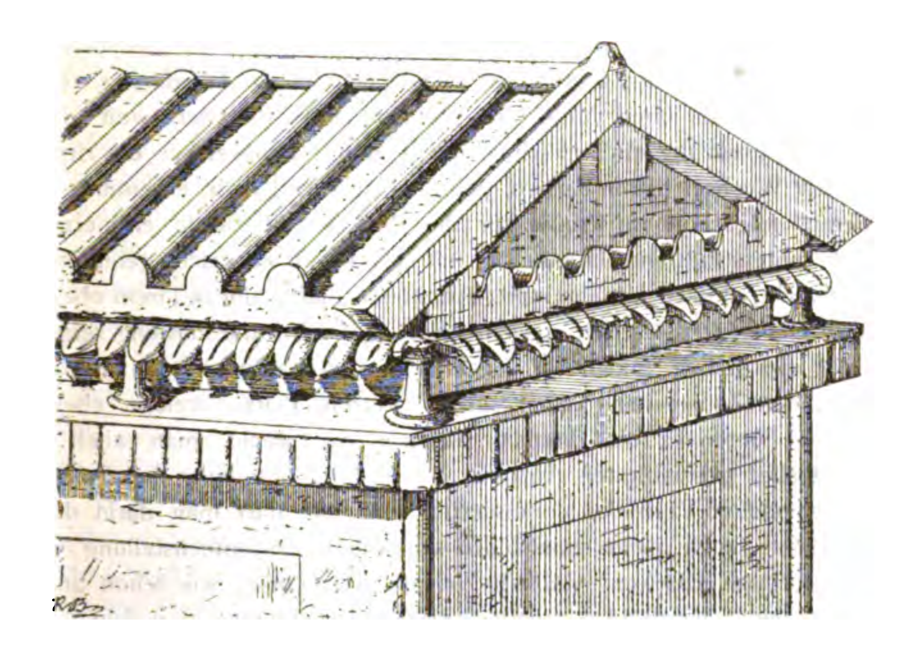


Abbildung eines im Florentiner Museum befindlichen Aschengehäuses zeigt, etwas eingehender zu behandeln.

Der Abbildung liegt keine exacte Aufnahme zu Grunde, sondern nur eine bei Gelegenheit gefertigte Handskizze, in welcher die obere Partie des kleinen Monuments, und auch diese nur zur Hälfte, jedoch so weit zur Veranschaulichung des nachfolgenden nothwendig erscheint, dargestellt ist.[1])

Die Gesammthöhe des oblongen Gehäuses beträgt in Millimetern gemessen 570, die Dimension der Langseiten 460, der Schmalseiten 370.

---

1) Bei Micali: Monum. p. serv. alla storia d. ant. pop. Ital. tav. LXXII finden sich zwei Aschencisten abgebildet, von denen die eine bis auf die abweichende Form des Daches der unsrigen fast vollkommen gleicht, während die andere dieselbe interessante Dachbildung zeigt. Da man zur Zeit meines Aufenthaltes in Florenz grade mit der Ueberführung der Antiken-Sammlung in das neu eingerichtete Museum beschäftigt war, habe ich die beiden Stücke nicht gesehen und mit dem oben dargestellten vergleichen können. Nach den Abbildungen zu urtheilen, finden indefs die auf das letztere sich beziehenden Ausführungen auch auf die entsprechenden Theile der ersteren ihre Anwendung.

Was an ihm zunächst in die Augen fällt, ist der entschieden architectonische Character des Ganzen, sodann die, wenngleich nur andeutende, doch vollkommen anschauliche Wiedergabe bestimmter constructiver Details. Die vier Ecken werden durch Rundpfosten gebildet, an welchen sich noch deutliche Reste von rother Färbung erhalten haben. Die Flächen sind nach Art von Füllungen durch rechteckige Vertiefungen getheilt, zeigen aber sonst keine weitere Gliederung. Den Abschlufs nach oben bildet frei überhängendes Blattwerk von gradliniger Begrenzung und verschiedener Tönung, bei welcher ein rhythmischer Wechsel dreier Farben, gelb, schwarz und roth, erkennbar ist. Hierauf folgt eine im Profile an die dorische Blattwelle erinnernde, stark unterschnittene Hohlkehle mit etwas phantastisch gebildetem Blattwerke, dessen einzelne spitz zulaufende Blätter nur in ihrem oberen freien Ueberfalle plastisch ausgearbeitet sind und rothe Färbung zeigen. Unter demselben finden an jeder Ecke und jedesmal auch auf der Mitte der Langseiten kleine runde Stützen Platz, welche ebenso wie die unteren roth bemalt waren. So wenig man auch in dem bisher geschilderten Aufbaue die Nachbildung eines bestimmten monumentalen Vorbildes voraussetzen wird, so darf man darin doch andrerseits auch nicht eine blofs willkürliche Zusammenstellung von Einzelformen erblicken, vielmehr verräth das Ganze, wie schon angedeutet, eine entschieden architectonische Anordnung, in welcher die einzelnen Glieder, wenngleich in freier decorativer Behandlung, doch in richtiger Verbindung und Reihenfolge ihre Stelle haben. Dies lehrt schon der Vergleich mit anderen Monumenten derselben Gattung. So finden sich die Rundpfosten oder Säulen an den Ecken vielfach wieder. Auch der überhängende Blattkranz erscheint in dieser einfachen Form und den charakteristischen Farben sehr häufig an architectonischen Hintergründen von Reliefs, und zwar in der gleichen Verbindung mit Säulen. Es mufs diese anscheinend den Zeltbauten entlehnte und an Stoff-Gehänge erinnernde Decoration sehr beliebt und verbreitet gewesen sein. Das Berliner Museum besitzt unter den leider noch nicht veröffentlichten Terracotta-Funden aus Cervetri einige mit reichen Anthemien-Mustern verzierte Platten, die in ähnlicher Anordnung einen frei herabhängenden Wandschmuck gebildet haben mögen.

Der für unsere Betrachtung wichtigste Theil des kleinen Monuments ist nun aber das Dach. Dasselbe zeigt zunächst das gewöhnliche Schema von Flachziegeln und halbkreisförmigen Kalypteren zur Ueberdeckung der Fugen. Auf dem Firste erkennt man eine Reihe gröfserer Deckziegel mit Ausschnitten, in welche die Kalyptere ein-

greifen. Die letzteren endigen an der Traufe mit halbrunden, scheibenförmigen Stirnziegeln. Die ältesten derartigen, zum Dache des Heraion gehörigen Stirnziegel besitzt die Sammlung in Olympia, mehrere haben sich in Cumae gefunden und für Etrurien bilden die runden Antefixe, meist mit einem Kopfe in der Mitte und einem denselben umgebenden Blattkranze gradezu eine typische Form. Im Ganzen schliefst sich das Dach genau an das in Sicilien und auch in Unteritalien[1]) übliche Schema an, in welchem zum Unterschiede vom eigentlichen Hellas fast durchweg der ebene Flachziegel in Verbindung mit halbkreisförmigen Deckziegeln erscheint. Befremdlich kann auf den ersten Blick der Anschlufs des Daches an den Giebel erscheinen. Der klassische Typus der antiken Dachconstructionen zeigt an dieser Stelle als Abschlufs der Dachziegelreihen stets eine Sima, hinter welcher das Wasser zur Traufe geleitet und verhindert wird, in das Giebelfeld herabzufliefsen. Statt dessen wird im vorliegenden Falle der Dachabschlufs von den beiden starken, erheblich über die Dachfläche hinausragenden Sparren gebildet, die auf eine breite Firstpfette von entsprechendem Vorsprunge aufgekämmt sind. Dafs wir es hier mit der Nachahmung einer Holzconstruction, die zugleich die einfachste Form des Dachgerüstes überhaupt darstellt, zu thun haben, ist augenscheinlich. Eine solche Construction nun aber, bei welcher das Holzwerk nicht mit durch das Dach gedeckt, sondern vollkommen frei liegen würde, erscheint in Wirklichkeit nur statthaft unter der Annahme einer Abdeckung des Giebelgespärres und der zwischen demselben und den anschliefsenden Dachziegeln vorhandenen Fuge, sei es durch besonders gebildete Kalyptere,[2]) sei es durch eigens dafür berechnete Verkleidungsstücke. Vielleicht deuten die kleinen auf der Oberfläche des Sparrens bemerkbaren Löcher innerhalb einer schmalen Nut, sowie der auf der Giebelspitze vorhandene Ansatz auf die Befestigung irgend eines bekleidenden oder krönenden Schmuckes hin. Die Möglichkeit einer solchen Verkleidung der Giebelsparren, durch welche die in unserer Abbildung angedeutete Construction technisch gerechtfertigt wird, darf nicht wohl mehr bezweifelt werden, seitdem an zahlreichen Beispielen die Incrustation sogar von Steingesimsen durch thönerne Kastenstücke an älteren Bauwerken Siciliens und Grofsgriechenlands erwiesen ist. Denn

---

[1]) Vgl. Einundvierzigstes Winckelmanns-Programm 1881, p. 17.

[2]) Derartige Lösungen finden sich angedeutet bei Micali, Mon. p. serv. alla storia ... tav. LVII 3 u. 4, ferner in dem kleinen Dachaufsatze der schon citirten Abbildung tav. LXXII 1, und wenn die darauf sich beziehenden Angaben genau sind, bei Campana ant. op. in plast. tav. VI.

schwerlich kann ein Verfahren, die Geisa durch aufgenagelte Kastenstücke zu verkleiden, ursprünglich für den Haustein berechnet gewesen sein, wir müssen vielmehr in demselben eine aus anderweitiger Praxis übernommene Technik, und zwar, wie auch in dem oben citirten Programme, p. 13, hervorgehoben, eine Entlehnung aus dem Holzbaue vermuthen, bei welchem eben dasjenige, was beim Steinbaue nur wie eine decorative Zuthat erscheint, einen praktischen Zweck erfüllt hat. Zu der gleichen Annahme führt uns die Beobachtung noch einer anderen auffallenden Eigenthümlichkeit, die das horizontale Giebelgeison in unserem Beispiele darbietet, und die sich vollkommen übereinstimmend auch bei Micali a. a. O. tav. LXXII. 2, ferner auch auf dem architektonischen Hintergrunde eines von demselben Autor in seinen Monumenti inediti tav. XXII. mitgetheilten Reliefs wiederfindet.[1] Was in dem letzteren nur flüchtig angedeutet ist, durch die kleinen halbkreisförmigen Erhebungen an der Basis des Giebeldreiecks, giebt sich bei beiden Florentiner Aschencisten unzweideutig als ein System von Kalypteren und Stirnziegeln zu erkennen. Eine derartige Anordnung hat nun aber in Wirklichkeit — und es sind hier ja stets die praktischen Consequenzen mit zu berücksichtigen — zur unbedingten Voraussetzung, dafs zuvörderst das Giebelgeison durch Platten oder Dachziegel, deren Fugen durch Kalyptere geschlossen werden mufsten, abgedeckt war. Es ergiebt sich daraus ein System wie an der Traufe, obwohl an dieser Stelle von einer eigentlichen Traufenbildung nicht die Rede sein kann. Diese merkwürdige Erscheinung steht nun nicht etwa vereinzelt da als eine Besonderheit bei unserem und den citirten Aschengehäusen, wir finden vielmehr eine Analogie dazu ebenfalls in den schon mehrfach erwähnten Bauten, bei welchen wir auch die Incrustation der Steingesimse durch Terracotta constatirt haben: so am Geloer Schatzhause in Olympia und dem mittleren Burgtempel in Selinus. Bei diesen, sowie nachweislich auch noch bei anderen Bauwerken war nämlich das mit einem Kastenstücke verkleidete horizontale Giebelgeison zwar nicht mit Dachziegeln und Stirnziegeln, wohl aber noch mit einer Sima und anschliefsenden Dachziegeln ausgestattet. Dafs beide Fälle der Sache nach vollkommen übereinstimmen, ist ohne weiteres augenscheinlich, ebenso, dafs beide auch ursprünglich einen

---

[1]) Das von Micali publicirte Relief gehört mit drei anderen zu einer Aschencistе des Berliner Museums. Auf demselben ist als Hintergrund ein Bauwerk mit einem Giebel dargestellt, dessen Ecken einen interessanten plastischen Schmuck in Form liegender Löwen zeigen. Ruhende Löwen als Eckakroterien besafsen auch mehrere der Schatzhäuserbauten in Olympia.

gemeinsamen praktischen Zweck gehabt haben müssen. Wenn derselbe nun in Steinbauten, wie die oben angeführten, nicht mehr erkennbar ist, so läfst er sich doch vielleicht durch ein Zurückgehen auf alte Holzconstructionen ermitteln. Wir müssen uns zu dem Ende die ziemlich ausführlichen, wenngleich wenig anschaulichen Angaben des Vitruv über den etruskischen Tempel, der ja bekanntlich ein Holzbau gewesen ist, in's Gedächtnifs zurückrufen.

Indem ich hierbei dankbar einem Fingerzeige meines Freundes und Studiengenossen auf diesem Gebiete, Herrn Fr. Graeber folge, möchte ich kurz auf den entscheidenden Punkt, nämlich die mächtige Ausladung des Daches im etruskischen Tempel hinweisen. Dieselbe betrug nach Vitruv bis zu $^1/_4$ der Säulenhöhe (Vitruv IV. 7 ... trajecturae mutulorum parte quarta altitudinis columnae projiciantur) und wurde bewirkt durch die vorspringenden Balkenköpfe. Die Stirnen derselben erhielten eine durchgehende Verschalung[1]) oder gleich direct eine Verkleidung durch Terracotta und bildeten derart das Geison. Da die Ausladung dieses letzteren offenbar nur den Zweck hatte, das darunter liegende, aus verdübelten Balken (trabes compactiles) bestehende Holzgebälk des Tempels gegen die zerstörende Wechselwirkung von Regen und Sonnenbrand zu schützen, so mufste es in gleicher Breite rings um den Tempel vorspringen, und darf nicht etwa blos, wie in einzelnen Reconstructionen geschehen, für die Traufseiten vorausgesetzt werden. Daraus resultirt nun aber für den Giebel eine erhebliche Tiefe, da seine hintere Abschlufswand (tympanum) mit dem Gebälke bündig lag, und in weiterer Consequenz auch für das horizontale Giebelgeison eine entsprechende Aufsichtsfläche, die unbedingt eines besonderen Schutzes gegen die Witterung bedurfte. An den Langseiten war das Geison ja stets durch die darauflegenden Dachziegel gedeckt; seine Stirnfläche konnte, wie gesagt, leicht durch aufgenagelte Kastenstücke von der Art der an den sicilischen Bauten vorhandenen geschützt werden. Es lag mithin nahe, auch die breite Oberfläche des Frontgeison, die dem Schlagregen am meisten ausgesetzte Stelle, wie die Traufe entweder mit Flach- und Deckziegeln oder mit einer Sima mit Wasserspeiern zu versehen. Im ersten Falle ergiebt sich die Anordnung, die unsere Abbildung zeigt. Von der zweiten Möglichkeit gewährt uns die Giebelbildung des Schatzhauses der Geloer, wie sie im V. Bande der provisorischen Publication

[1]) Dieses ist wohl nur der Sinn von Vitruv's Worten: item in eorum frontibus antepagmenta figantur.

über «die Ausgrabungen zu Olympia (1879—81)», Tafel XXXIV, dargestellt ist, ein Bild.

Beide Lösungen, deren Begründung wir soeben versucht haben, enthalten somit, ebenso wie das schon mehrfach besprochene Incrustationsverfahren, gewissermafsen die Reminiscenz an eine in den alten untergegangenen Holzbauten geübte Praxis zur Sicherung gegen die Einflüsse der Witterung. Was aber bei dem Holzbaue mit seinem vorspringenden Dache erklärlich, ja schlechthin als eine Nothwendigkeit erscheint, hat bei dem Hausteinbaue seine praktische Bedeutung verloren. Denn hier erfordert die natürliche feste Beschaffenheit des Materials, zumal bei der verhältnifsmäfsig geringen Ausladung des Giebelgeison und dem genauen Fugenschlusse der antiken Technik, keinen andern Schutz als etwa einen guten Putzüberzug. Man wird daher in der Uebertragung des Incrustationsverfahrens auf Stein nichts anderes erkennen als ein gewohnheitsmäfsiges Beharren bei einer altbewährten Technik und einem beliebten, vielleicht typisch gewordenen Schmucke für das Aeufsere. Im eigentlichen Hellas hat sich aufser an einem Centralpunkte wie Olympia bis jetzt noch keine Spur der erwähnten Technik gefunden und es gewinnt fast den Anschein, als ob dieselbe auf Sicilien und Unteritalien beschränkt geblieben sei. In diesem Falle würde man berechtigt sein, zwischen der Baukunst der griechischen Colonien und derjenigen Etruriens, oder allgemeiner gesprochen, Mittelitaliens, einen engeren, auf wechselseitiger Beeinflussung beruhenden Zusammenhang zu vermuthen. Denn es wäre gewifs kein Zufall, dafs in der Architektur gerade dieser Aufsengebiete der griechischen Kunst, zumal bei dem bereits entwickelten dorischen Stile, noch die Erinnerung an den in Italien seit jeher heimischen Holzbau durchblickte. Es liefsen sich auch wohl noch weitere Merkmale eines solchen Zusammenhanges und einer Uebereinstimmung in den Formen anführen. So ist bereits darauf hingewiesen, dafs das Dach unseres Aschengehäuses das durchgehende, in Sicilien und auch in Grofsgriechenland beobachtete typische System ebener Flachziegel mit halbkreisförmigen Kalypteren und Stirnziegeln aufweist. Die Rundpfeiler oder Säulen an den Ecken oder als Abschlufs der Wände finden sich mehrfach in sicilischen Bauwerken, es genügt hier an den Pronaos des nördlichen Burgtempels zu Selinus, an die Ecklösung am Zeus-Tempel in Agrigent und an das sogenannte Grabmal des Theron ebendaselbst zu erinnern. Schliefslich darf auch auf die eigenthümlich tiefen Pronaos-Anlagen einiger der älteren sicilischen Monumente hingewiesen werden, in denen eine specifisch italische, im römischen Tempelbaue weitergeführte Grundform nachzuklingen scheint.

Indessen mag es mit den bisherigen Andeutungen an dieser Stelle sein Bewenden haben, zumal wir uns bewufst sind, damit das Gebiet der Vermuthungen zu betreten und Fragen zu berühren, deren Consequenzen wir nicht weiter verfolgen wollen. Der Zweck des vorliegenden Aufsatzes war zunächst der, ein interessantes Exemplar jener zahlreichen etruskischen Aschengehäuse von architektonischem Charakter eingehender zu behandeln und einzelne auffallende Besonderheiten desselben, in denen wir die Andeutung und Nachbildung von ganz bestimmten constructiven Lösungen erkannten, zu erläutern und zu begründen. Mit der Begründung derselben versuchten wir sodann an der Hand des kleinen Monuments, ein Bild von dem altetruskischen Holzbaue und der ihm eigenthümlichen Verkleidung durch Terracotta zu gewinnen, um schliefslich mit Hülfe dessen zu einer befriedigenden Erklärung für gewisse analoge Erscheinungen, wie sie sich aus der Verbindung der Terracotta mit dem dorischen Steinbaue ergaben, zu gelangen. Wie weit wir diesen Zweck erreicht haben, müssen wir der sachkundigen Beurtheilung anderer überlassen und uns einstweilen der Hoffnung hingeben, dafs die obigen Ausführungen wenigstens eine Anregung zu weiteren erfolgreichen Studien auf diesem noch wenig beschrittenen Wege geben mögen.

XV.

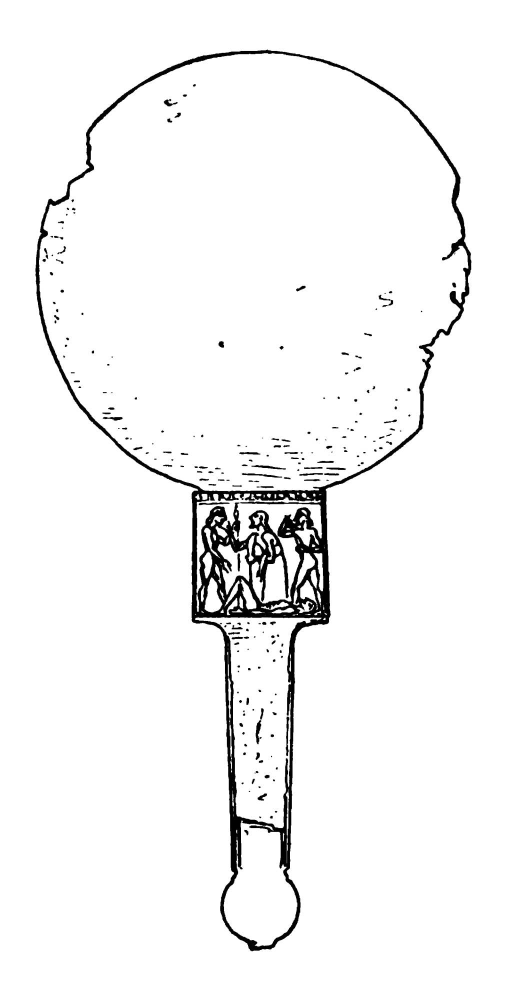
ADOLF FURTWÄNGLER

Hector's Lösung

Ein Relief aus Olympia durch einen griechischen Spiegel ergänzt.

Hierzu Tafel IV.

Radirung von Ludwig Otto.



Die segensreichen Ausgrabungen von Olympia haben unter einer fast unabsehbaren Fülle von alterthümlichen Bronzegegenständen auch einige wenige unscheinbare dünne Blechstreifen zu Tage gefördert, die nicht wie die gewöhnliche Menge nur ornamental geziert sind, sondern bedeutungsvolle Darstellungen aus der Sage enthalten.

Diese Reste, so spärlich und zerstückt sie auch sich fanden — denn nur eine gröfsere Platte gelang es vollständig aufzudecken — waren uns doch hoch willkommen; denn sie boten uns erst eine Anschauung von Originalen der Art wie wir sie uns immer ersehnt

hatten, von den alt-peloponnesischen Flachreliefs, die der Zierde von Geräthen dienten und deren hohe Bedeutung uns längst aus den erhaltenen Beschreibungen des Kypseloskastens und des Amykläischen Thrones sowie aus den schwarzfigurigen Vasendarstellungen klar geworden war, die uns auf jene Gattung als ihre Vorbilder hinwiesen.

Unter diesen fragmentirten olympischen Reliefs befand sich eines, dessen Figurenreste besonders zu Vermuthungen reizte. Es ist das in der Vignette am Schlusse nach einer Zeichnung wiederholte Stück, die nach Photographie und Abgufs und mit Hülfe meiner Notizen von dem sehr schwer kenntlichen Originale hergestellt worden war.[1]

In meiner vorläufigen Behandlung der olympischen Bronzen[2] schlofs ich aus den erhaltenen Motiven, dafs «am wahrscheinlichsten Priamos zu erkennen sei, welcher den Achilleus um den todten Hektor anflehe». Anders glaubte später Milchhöfer den Vorgang deuten zu müssen;[3] er erkannte Theseus, welcher den Minotauros hingestreckt hat und dem Ariadne einen Kranz zu reichen im Begriffe ist. Durch einen Irrthum meiner Beschreibung hatte ich indefs selbst Anlafs zu dieser Deutung gegeben; ich hatte in der Linken der rechts zur Hälfte erhaltenen Figur den «Rest eines Reifens oder Kranzes» zu erkennen geglaubt[4] und die Zeichnung dahin beeinflufst; dies war ein Sehfehler; denn es ist nur eine runde geschlossene Faust vorhanden, die einen Stock aufstützt.

Ich bin jetzt in der glücklichen Lage, nicht nur diesen Fehler verbessern, sondern meine frühere Deutung zur Gewifsheit erheben und vor Allem das Fehlende des olympischen Reliefs vollständig ergänzen zu können.

Bei der Versteigerung der gewählten Sammlungen Alessandro Castellani's, die zu Rom im Frühjahre d. J. statt hatte, kam unvermuthet aus einer vergessenen Lade ein Stück zum Vorschein, das der Besitzer augenscheinlich einst besonders verschlossen hatte, über dessen Herkunft aber die Erben leider Nichts mehr anzugeben wufsten. Es erregte durch seinen ungewöhnlichen Charakter sofort die Aufmerksamkeit der Kenner. Es wird nun hier in der an der Spitze dieser Zeilen stehenden Abbildung auf ein Drittel verkleinert[5] vergegenwärtigt,

---

[1] Ausgrab. v. Olympia Bd. IV, Taf. XXV l. unten; S. 18, 2. E. Curtius, das arch. Bronzerelief aus Ol. (Abh. d. kgl. Akademie 1879) S. 13, 5. Milchhöfer, Anfänge der Kunst S. 187, c.

[2] Bronzefunde von Olympia (Abh. d. kgl. Akademie 1879) S. 94.

[3] Anfänge d. Kunst S. 188.

[4] S. Ausgr. v. Ol. Bd. IV, S. 18.

[5] Gesammtlänge 0,36; Dm. der Scheibe 0,18, Grifflänge ebensoviel.

während sein wichtigster Bestandtheil, das Relief, in einer Radirung die L. Otto den Beiträgen dieses festlichen Bandes angereiht hat, die Tafel IV schmückt.

Es ist ein Spiegel, und zwar ein griechischer. Letzteres ist unschwer zu beweisen. Unter der Fülle von Metallspiegeln, welche Italien, namentlich Etrurien und Latium (Praeneste) geliefert haben, hat sich meines Wissens niemals einer gefunden, welcher der durch den unsern vertretenen Gattung angehörte. Auch G. Körte, der das einschlägige Material gegenwärtig am besten übersieht, wufste mir keinen nachzuweisen. Dagegen kann ich zwei Spiegel nennen, die in allen Eigenthümlichkeiten der Form und Technik mit dem vorliegenden übereinstimmen, nur jedes Schmuckes entbehren; und beide stammen aus Griechenland, der eine aus Naupaktos, der andere aus Korinth; sie gehören beide dem kgl. Antiquarium zu Berlin[1]), und vielleicht besitzen auch andere Sammlungen griechischer Bronzen ähnliche noch nicht beachtete Stücke.

Das Charakteristische derselben ist, dafs Griff und Scheibe aus einem Stücke bestehen und beide sehr dünn und leicht gearbeitet sind; die italischen Spiegel sind immer bedeutend dicker und schwerer. Deshalb haben letztere auch regelmäfsig einen gekerbten oder sonst verzierten äufseren Scheibenrand; im Gegensatze dazu sind unsere griechischen Spiegel gerade am Rande am dünnsten. Ferner pflegen die italischen Spiegel mehr oder weniger convex und auf der concaven Rückseite mit gravirter Darstellung geziert zu sein; unsere griechischen zeigen nur eine kaum bemerkbare Convexität der Hauptseite und keinerlei Gravirungen. Am eigenthümlichsten ist indefs ihr Griff. Der Uebergang vom Scheibenrand zur Griffzunge wird erst durch eine viereckige breitere Fläche vermittelt; die Griffzunge selbst ist relativ breit und flach und dünn wie das Ganze; unten erweitert sie sich noch einmal zu einem Rund, das dann in eine kurze Spitze ausläuft.[2])
Die Länge des Griffes ist dem Durchmesser der Scheibe gleich.

In all diesen Punkten stimmt unser Spiegel mit jenen von gesicherter griechischer Provenienz durchaus überein; doch eines hat er vor jenen, die völlig unverziert sind, voraus, den merkwürdigen Reliefschmuck. Auf seiner Hauptseite — die durch eine ganz schwache

---

[1]) a) Inv. No. 7445 aus Naupaktos. Gesammtlänge 0,35; Dm. der Scheibe 0,175; Länge des Griffs ebensoviel. — b) Inv. No. 2818 = Friederichs, kl. Kunst u. Industrie S. 23, No. 8. Länge 0,265. Aus Korinth, durch Rofs.

[2]) Die an unserem Exemplare abgebrochen, aber an dem von Naupaktos erhalten, doch verbogen ist.

Convexität der Scheibe und die Vergoldung[1]) bezeichnet ist — ist der Griff nebst der viereckigen Fläche mit einer dünnen Schicht Blei belegt; dieselbe diente offenbar dazu, eine Bekleidung von dünnem Bronzeblech zu befestigen. Die letztere ist von dem Griffe indefs leider abgefallen; auf jenem Viereck jedoch sitzt noch in seiner ursprünglichen Lage auf dem Blei ein Relief aus sehr dünnem Bronzeblech fest. Dafs es nicht etwa erst in neueren Zeiten hier aufgelegt worden sei, lehrt der Augenschein, wie dies denn auch die in Rom anwesenden Kenner sofort erkannten. Und auch darüber, dafs dieser Schmuck gleich bei Anfertigung des Spiegels beabsichtigt war, werden wir vergewissert, indem der Griff auf dieser Seite zwei etwas emporstehende Ränder zeigt, um die Bleischicht einzufassen.

Das Relief ist vorzüglich erhalten, von Oxydation ziemlich frei und in allen seinen Einzelheiten völlig deutlich. Man sieht sofort, dafs es eine Wiederholung des olympischen ist, aber keine mechanische, denn mancherlei Details sind verschieden. Zunächst ist das Feld des olympischen etwas höher; es ist 0,049, das unsrige nur 0,045 hoch; dagegen ist die Relieferhebung des olympischen Exemplars beträchtlich geringer, es ist flacher als das vorliegende; deshalb ist dort das Einzelne, auch abgesehen von der viel stärkeren Oxydirung, so schwer zu erkennen. Das olympische war ferner Theil eines gröfseren Complexes gleicher Bildfelder, die durch Ornamentrahmen getrennt waren, wie dies an anderen gleichartigen olympischen Stücken deutlich ist; das unsrige ist an den Seiten nur durch ein feines Rändchen eingefafst, doch oben erscheint dasselbe Ornament wie an den olympischen, nur etwas enger geordnet.

Die Composition, die Bewegungen der Arme und Beine sind auf beiden Stücken ganz gleich, doch ist auf dem olympischen alles mehr nach l. zusammengeschoben; die Kniee des an der Erde Liegenden erscheinen hier zwischen den Beinen des Stehenden, dort rechts davon; auch die beiden stehenden Figuren sind sich näher gerückt. Unser Relief ist indefs auch etwas breiter als hoch, während das olympische, wie sich mit Beihülfe der anderen zugehörigen Stücke erkennen läfst, quadratisch war.[2])

Ueber die Deutung kann jetzt, nachdem die vollständige Composition vorliegt, kein Zweifel bestehen. Ein Greis, der einen jugendlichen Helden anfleht um den Todten, der auf der Erde liegt, kann

---

[1]) Von der Vergoldung sind Reste unter dem Oxyd dieser Seite zu bemerken. Die Rückseite zeigt die dunklere Metallfarbe unter grüner sowie blauer Oxydation.

[2]) S. Bronzefunde v. Ol. S. 91.

nur Priamos sein, der unglückliche Vater, der zu dem grimmen Achilleus fleht, ihm die Leiche seines Hektor herauszugeben; doch nicht allein konnte er das Zelt des Mörders so vieler seiner Söhne aufsuchen; der geleitende Gott Hermes führte ihn sicher dahin; ihn erkennen wir in der bärtigen Gestalt rechts mit dem Heroldstabe in der Linken. Zwar könnte man in derselben auch den Herold Idaios sehen wollen, den Priamos in der Ilias als einzigen Begleiter aus Troja mitnimmt. Doch dagegen spricht zunächst die Erscheinung der Figur, die durchaus kein Greis ist wie Idaios (*γέρων* Il. 24, 368), und ihre Nacktheit pafst gewifs besser zu dem Gotte als dem Herold der Wirklichkeit. Eine genaue Uebereinstimmung mit Homer wird übrigens weder durch die Annahme des Hermes noch durch die des Idaios erzielt; denn jener verläfst in der Ilias den Priamos, nachdem er ihn sicher in den Hof des Achilleus geleitet hat (v. 468); Idaios aber wird von Priamos im Hofe bei den Wagen zurückgelassen, während er das Zelt betritt, und erst später nach erfolgter Gewährung wird er in das Zelt geführt (v. 577). Es leuchtet indefs ein, wie ungleich wichtiger dem Künstler, der auf möglichst kleinem Raume den ganzen Inhalt der Handlung darzustellen hatte, die Figur des Hermes sein mufste gegenüber der unwesentlichen Gestalt des Idaios; denn jener repräsentirt die ganze göttliche Leitung des Vorganges, den Willen des Zeus, der bereits Thetis zu Achill geschickt hat, um ihn zu erweichen, der Priamos auffordern liefs und ihm Hermes als Geleiter und Beschützer sandte.

Und unserm Künstler ist es in der That gelungen, den wesentlichen Inhalt jener einzig schönen Schilderung von Hektors Lösung im letzten Gesange der Ilias, deren Kenntnifs wir bei ihm hier voraussetzen wollen, auf's Engste zusammengezogen wiederzugeben. Freilich mufste er sich hierzu von dem Detail der dichterischen Schilderung emancipiren und seine Darstellung deckt sich denn auch mit keinem bestimmten Momente in jener. Zunächst sah er von jeder Andeutung des Locales als unwesentlich ab; den Achill läfst er nicht zu Hause in seinem Zelte nach vollendetem Mahle sitzen, wie der Dichter, sondern er stellt ihn einfach als jugendlichen Helden nackt und mit dem Speere bewaffnet hin; die Lanze gehört zu seiner kriegerischen Natur, nicht zur momentanen Situation. Der todte Hektor liegt zu seinen Füfsen, während er im Epos natürlich abseits gedacht wird, wo Achill ihn *ἐν κόνι* (v. 17) hat liegen lassen. Für Priamos hat der Künstler nicht ein stürmisches Herankommen, Umfassen der Kniee, Küssen der Hände oder Wälzen vor den Füfsen des Achilleus, sondern das aus der einfachsten und dem Griechen doch

deutlichsten Bewegung des Anflehens bestehende Motiv, das Berühren des Kinns gewählt. Uebrigens wird auch dieses im Epos erwähnt, da Priamos von sich sagt *ἐγὼ δ' ἐλεεινότερός περ / ἔτλην δ' οἷ' οὔπω τις ἐπιχθόνιος βροτὸς ἄλλος, / ἀνδρὸς παιδοφόνοιο ποτὶ στόμα χεῖρ' ὀρέγεσθαι.* Der alte König ist als Greis deutlich charakterisirt durch die Glatze und die gebeugte Haltung; er steht vorgebückt und stützt die Linke fest auf einen Stock, wie ihn auch der Gesang des Epos (v. 247) mit einem *σκηπάνιον* ausgestattet denkt. Er trägt den langen Chiton wie es dem alten Manne und Könige geziemt; ein shawlartiger schmaler Mantelstreif fällt ihm über rechte Schulter und linken Unterarm herab. Ob auf dem olympischen Relief auch dieses Detail der Gewandung, abgesehen von der durch das flachere Relief mitgebrachten Verschiedenheit, übereinstimmte, ist bei dem Zustande desselben kaum mehr zu constatiren.

Die Bewegung der nach unten ausgestreckten rechten Hand des Achilleus ist wohl als Andeutung der Gewährung zu fassen, die er dem Flehen des Greises zu Theil werden läfst, als Ausdruck des Freigebens des vor ihm liegenden Leichnams. Der Künstler, der die ganze Sage auf's Kürzeste zusammengefafst darstellen wollte, durfte diesen wichtigsten Moment, den Höhepunkt und Kern der Handlung nicht unangedeutet lassen. Zwar dafs der Held gerührt wurde durch den Anblick des gebeugten Greises — *οἰκτείρων πολιόν τε κάρη πολιόν τε γένειον,* wie der Dichter von Achill sagt (v. 515) — dies konnte der Beschauer allein aus der Gegenüberstellung der beiden Figuren errathen; doch welchen Erfolg dies haben werde, mufste zu sehen sein. An dem räumlichen Nebeneinander zeitlich verschiedener Momente stiefs sich die archaische Kunst bekanntlich gar nicht.[1])

Die erhobene Rechte des von r. herankommenden Hermes werden wir wohl als mahnende, auffordernde Bewegung fassen müssen; er ist der Bote des Zeus, er erinnert, dafs Achilleus nicht *Διὸς ἀλίτηται ἐφετμάς.* Natürlich ist auch dieses Eintreten des Hermes nur zu erklären aus jenem Streben des Künstlers, Alles zu geben.

Unsere Darstellung der *Ἕκτορος λύτρα* ist ohne Zweifel die älteste, die wir besitzen. Auf den attischen Vasen[2]) finden wir eine von der-

---

[1]) Vgl. Robert, Bild u. Lied S. 14 ff.

[2]) S. das Verzeichnifs von Benndorf (Annali d. I. 1866, p. 246 ff); nur ein spät schwarzfiguriges Bild ist durch Abbildung bekannt (Arch. Ztg. 1854, Tf. 72, 3); zwei andere sind sehr ungenügend beschrieben und gehören vielleicht garnicht hierher. Streng rothfigurig im Stile des Epiktetschen Kreises ist die Schale bei Overbeck, Gall. her. Bildw., Taf. 20, 3. Ein Prachtstück ist der Skyphos in Wien (Monum. d. I. VIII, 27), der, wenn mich nicht alles trügt, ein Werk des Brygos ist. Zwei etruskische Vasen (eine etwas

selben durchaus verschiedene; sie erscheint jedoch erst in der letzten Phase der schwarzfigurigen Technik, die nicht älter ist als der streng rothfigurige Stil, dem die bedeutendsten Exemplare dieses Typus angehören. Von einem Zusammendrängen auf möglichst engen Raum wird hier abgesehen; vielmehr wird die Andeutung des Epos, dafs Achill eben die Mahlzeit vollendet hatte, als Priamos eintrat, in malerischer Breite zur Darstellung eines in seinem Zelte schmausenden Achill benutzt, unter dessen Kline der Leichnam des Hektor liegt; es ist die befriedigte Rache des wilden Helden, die hier zum Ausdrucke kommt. Priamos konnte nun erst heranschreitend dargestellt werden; das Flehen, Erweichen und Gewähren kommt hier nicht zur Vergegenwärtigung. Die Composition geht von anderen Gesichtspunkten aus als die unsrige; sie verzichtet auf Wiedergabe des Ganzen, malt aber einen bestimmten, und zwar einen vorbereitenden Moment breiter aus; sie setzt die Kenntnifs des weiteren Verlaufes der Handlung bei dem Beschauer voraus und verweilt um so ausführlicher bei der einleitenden Scene. Deshalb fügt sie auch allerlei Nebenpersonen hinzu, die Begleitung des Priamos und die Umgebung Achill's. Als Vorlage für diesen Typus möchte man ein breiteres Gemälde vermuthen, dessen Bedingungen ja so andere waren als die der knappen, von engem Rahmen umspannten decorativen Flachreliefs; seine Erfindung wird der Zeit angehören, da die gröfsere Wandmalerei sich ausbildete, während unsere Reliefcomposition in der älteren Periode der noch ausschliefslich decorativen Kleinkunst entstanden ist.

Ueberblicken wir das Bildwerk nun als Ganzes, so wird unser Auge von einer überraschenden Klarheit und Strenge der Linienführung berührt; es ist nicht nöthig, in Worten diese zu entwickeln, da sie sich unmittelbar aufdrängen. Man beachte nur z. B., dafs die Spitze des Scheitels der Mittelfigur gerade in der verticalen Mittellinie des Feldes liegt; ferner, wie genau sich die beiden seitlichen Figuren Achill und Hermes entsprechen, ohne doch eintönige Wiederholungen zu sein; sie setzen beide den einen Fufs vor und erheben den einen Arm; sie sind beide gleich hoch, und die straffen eckigen Linien ihrer aufrechten Figuren dienen als strenger Rahmen zu der niedrigen Ge-

ältere Overbeck Gall. Tf. 20, 2; eine späte Connestabile pitt. mur. di Orvieto tav. 16) befolgen eine abweichende Tradition, indem sie Achill sitzen lassen. — Der Einflufs der Tragödie (Aeschylos) ist erst in der Darstellungsweise der apulischen Vasen nachweisbar. Vgl. Robert, Bild u. Lied S. 18. 96. 142. Luckenbach im 11. Supplementbde. d. Jahrb. f. Philol. S. 507 ff.

stalt und den weicheren Umrissen des gebeugten Priamos in der Mitte. In die Lücken des unteren Theiles des Bildes schiebt sich die Gestalt des Hektor trefflich ein; seine emporgezogenen Kniee füllen den Raum zwischen Achill und Priamos und seine Hand tritt wieder in den Zwischenraum seiner Beine. Es wäre freilich natürlicher gewesen, die Leiche mit gestreckten Beinen zu bilden, doch ist es einleuchtend, wie künstlerisch ungünstig dies gewirkt hätte. Charakteristisch ist aber wieder, wie einfach klar und straff der Körper gelegt ist, in rechtem Gegensatze zu den auf archaischen Vasen bei den Todten so beliebten Verschränkungen.

Die Herkunft des olympischen Reliefs — bei welchem der Fundort schon peloponnesischen Ursprung als das wahrscheinlichste bezeichnete — ist durch eine Inschrift, die ich auf einem anderen, doch völlig gleichartigen Stücke entdeckte, als argivisch ziemlich sicher gestellt.[1]) Dann ist es aber das wahrscheinlichste, dafs auch unser Spiegel mit seinem Relief in Argos gefertigt wurde. Indefs müssen wir zugeben, dafs die Vorlagen, nach denen unsere Metallkünstler arbeiteten, weiter verbreitet sein konnten und namentlich dürfen wir für die alten Centren von Kunstindustrie der Peloponnes, für das benachbarte Korinth und Sikyon den Besitz solcher Vorbilder annehmen. Nach Korinth deutet, wie es scheint, die eigenthümliche Form unseres Spiegels, die ich, wie erwähnt, bis jetzt nur in Korinth und Naupaktos nachweisen kann; an letzteren Ort wird die Form indefs gewifs von Korinth gekommen sein, dessen Handel und Industrie ja jene Küsten beherrschte. In Athen finden wir im fünften Jahrhundert, wie uns die Vasenbilder lehren, eine durchaus verschiedene Spiegelform gebräuchlich.

Es lassen sich indefs noch Erwägungen allgemeinerer Art anstellen, welche geeignet sind, den Ursprung unseres Reliefs aus der Peloponnes, sei es aus Argos, Korinth oder Sikyon zu bestätigen.

Die oben geschilderte eigenthümliche Compositionsart, das Zusammendrängen der Handlung auf engsten Raum und die Concentra-

---

[1]) S. Bronzefunde v. Ol. S. 92; Ausgr. v. Ol. IV, S. 19; die Form des Lambda, auf dem die Zutheilung beruht, ist bis jetzt bekanntlich nur in Argos und dem von dort colonisirten Rhodos nachgewiesen. — Milchhöfer's Angabe (Anfänge der Kunst S. 184, Anm. 2), die Gattung dieser Reliefs fände sich in Etrurien wieder, beruht auf der Notiz in meinen Bronzef. v. Ol. S. 93, wo ein verwandtes, doch etruskisches Reliefband angeführt wird, das mir auf Vorbilder wie die argivischen Reliefs zu deuten schien, die demnach auch nach Italien exportirt worden wären. — Ob die Reliefs von Dodona, die ich a. a. O. S. 91 f. als völlig gleichartig vermuthete, dies wirklich sind, weifs ich nicht anzugeben, da ich sie noch nicht zu sehen Gelegenheit hatte.

tion auf das Wesentlichste, der streng symmetrische Aufbau der Gruppe, die möglichst einfachen abgemessenen und eckigen Bewegungen der Figuren — alles dies scheinen, soweit unsere beschränkte Kenntnifs ein Urtheil zuläfst, Eigenschaften, welche jene alte decorative Reliefkunst der Peloponnes, die im Kypseloskasten ein uns durch Beschreibung bekanntes Prachtstück schuf, in besonderem Mafse ausgezeichnet haben. Während die älteste decorative Kunst nur lose, breite friesartige Compositionen kennt,[1] so sind diese am Kypseloskasten bereits in der Minderzahl und auf gewisse Stellen beschränkt, wo sie den decorativen Zweck fortlaufender Bänder erfüllen, während sich anderwärts jener Reichthum von einzelnen Bildern entfaltet, welche in prägnantester Fassung den Kern einer mythologischen Handlung darstellen; sie waren wahrscheinlich von ornamentalen Rahmen umspannt wie die argivischen Bronzereliefs.[2] Dafs ein guter Theil der Typen der altattischen Vasen auf Vorbilder dieses peleponnesischen Kunstkreises zurückgeht, hat man gewifs mit Recht erkannt; wir finden in ihnen die geschilderte Compositionsart häufig wieder; ich erinnere nur an jene beliebten Typen der verschiedenen Heraklesthaten, Peleus und Thetis, Menelaos und Helena, Aias und Kassandra, Neoptolemos und Priamos, die Zweikampfsbilder, den Rüstungs- und Abschiedstypus der Helden zwischen Vater und Mutter u. s. w. Es sind immer zwei oder drei Figuren, zwischen denen die Handlung sich abspielt; eine vierte und und fünfte werden zuweilen als nah betheiligte Zuschauer zugefügt. Auch handlungslose Typen, wie Apoll zwischen Leto und Artemis, Dionysos zwischen zwei Silenen oder Nymphen werden nach diesem Vorbilde gestaltet.

Im Gegensatze hierzu zeigen die chalkidisch-ionischen Vasen eine entschiedene Vorliebe für die ältere breitere friesartige Behandlung der Stoffe, und auch wo ihre Typen sich mit den oben geschilderten berühren, unterscheiden sie sich durch eine lebendigere Auffassung, die sich nicht in so eng gemessene Grenzen einschnüren läfst, die da zum Ueberquellen neigt wo dort straffes Zusammenfassen herrscht. Daneben aber sind als Gegensatz hier die wappenhaften Typen noch besonders beliebt, d. h. streng symmetrische Gegenüberstellungen, aber ohne Bedeutung und Handlung; man kann diesen Wappenstil, der im Orient seine vollste Entwicklung gefunden hatte und in der ionischen

[1]) Vgl. den homerischen und hesiodischen Schild; die figürlichen Darstellungen der «Mykenischen», der «Dipylon» und anderer ältesten Vasengattungen; die von Löschcke, Arch. Ztg. 1881, S. 49 besprochenen Typen, die alle «parataktisch» componirt sind.

[2]) Vgl. was ich Arch. Ztg. 1882, S. 200, bemerkte.

Kunst so fest safs, als eine Vorstufe zu der oben geschilderten ansehen, die wir die metopenartige nennen möchten und die Bedeutung mit der Strenge des Aufbaus vereinigt.

Besonders wichtig sind uns in diesem Zusammenhange einige in Korinth gefundene Goldplättchen des Berliner Antiquariums;[1]) die auf denselben erscheinende Composition von Theseus' Kampf mit dem Minotauros im Beisein der Ariadne hat die gröfste Verwandtschaft mit der unseres Reliefs und zeigt dieselben wesentlichen Eigenschaften. Im Gegensatze zu dem von einer chalkidischen und altattischen Vasen bekannten lebhaft bewegten Schema des Minotaur steht derselbe hier gerade aufrecht, dem Theseus parellel; dieselbe gemessene Strenge der Bewegungen, dasselbe Concentriren der Handlung in dem quadratischen Felde wie auf unseren Bronzereliefs. Dagegen ist der Stil jener Goldplättchen entschieden älter als der der letzteren. Auf jenen finden sich nur[2]) sowohl in der Tracht, als besonders dem Gesichtstypus der Figuren, wie es scheint, Hinweise auf Kreta, wenn nicht als Entstehungsort, so doch als den Platz, von dem die Vorbilder sich nach Korinth verbreitet. Diese Spuren würden aber vortrefflich mit der Tradition stimmen, wonach die dädalische Kunst sich von Kreta nach der Peloponnes verbreitete und gerade bei Korinth in Sikyon eine Hauptstätte fand; nur von den Künstlern, welche die alte Kunst des Holzschneidens und des getriebenen Metalles auf Rundwerke übertrugen, sind uns einige namentlich überliefert; die Verbreitung der decorativen Reliefkunst knüpft sich an keine Namen, und doch hat auch sie gewifs ihre bestimmte schulmäfsige Entwickelung gehabt. Wir dürfen ihre Blüthe in den besprochenen Bronzereliefs erkennen, deren schönstes bis jetzt bekannte Exemplar das von uns hier veröffentlichte ist.

Dafs in den uns erhaltenen archaischen sogen. Apollostatuen local differencirte Uebertragungen in Marmor nach einem von Kreta gekommenen Typus der sogen. Dädalidenschule zu erkennen sein möchten, ist früher von mir vermuthet worden.[3])

Wie auffallend ähnlich ist aber der Stil gerade der zwischen Korinth und Argos, bei Tenea gefundenen bekannten Statue jener Art und dem unseres Bronzereliefs! Der Achill und Hermes stehen so da, wie jener «Apoll», mit vorgesetztem linken Beine; ihre Proportionen stimmen ebenfalls mit dem letzteren überein; die Haare im Nacken

---

1) Archäol. Ztg. 1884, Taf. 8.

2) Wie ich in meiner Besprechung derselben (Arch. Ztg. 1884, Text zu Taf. 8) erwähnt habe.

3) Arch. Ztg. 1882, S. 55.

sind hier und dort dieselben,[1]) das Profil sehr ähnlich; vor allem gleichartig ist aber die Behandlung der Beine mit der übertriebenen, aber richtigen Hervorhebung der Muskeln, den sorgfältigen dünnen Knieen und Knöcheln; daneben das relative Ungeschick in Wiedergabe des Mittelkörpers, das namentlich in den Wülsten auf dem Leibe des Hektor hervortritt. Dagegen ist die Charakteristik des Greises an Priamos, sowie der lebendige Ausdruck seines Kopfes mit dem etwas geöffneten Munde eine Leistung, die wir innerhalb der Grenzen dieser Kunst kaum erwarten durften.

Das Interesse unseres Reliefs ist mit diesen Andeutungen natürlich nicht erschöpft. Nur einen Punkt wollen wir noch berühren, das Verhältnifs des Kunstwerks zu seiner Quelle, der Sage. Wir haben bei unserer Beschreibung oben ohne Weiteres angenommen, dafs der Darstellung die Ilias zu Grunde liege so wie wir dieselbe besitzen. Es fragt sich indefs, ob der Künstler die Schilderung der Ilias selbst kannte oder ihm nur der Hauptinhalt der Sage, die Lösung Hectors bekannt war. Es wäre dies zu wissen interessant für die Entscheidung der Frage, ob dem Kunstkreise, dem wir unser Relief zugeschrieben haben, das homerische Epos geläufig gewesen sei.[2]) Wir sahen oben, dafs man eine genaue Kenntnifs der Ilias bei dem Künstler voraussetzen kann und alle Abweichungen von der Dichtung sich leicht erklären aus künstlerischen Gründen, aus dem Haften der archaischen Kunst an den ihr eigenen Typen, an ihrer eigenen Ausdrucksweise. Indefs die Nothwendigkeit der directen Abhängigkeit vom Epos können wir schwerlich beweisen, und es konnte auch die von der uns vorliegenden dichterischen Form unabhängige Volkssage die vermittelnde sein. Allerdings erscheint mir letzteres weniger wahrscheinlich; denn die Geschichte von der Lösung des Leichnams des Hector hat schon nichts von jenen drastischen Zügen wie sie die Volkssage liebt und überall verbreitet; sie scheint vielmehr ein individuell dichterisches Erzeugnifs, das auch nur in dem vom Dichter gegebenen Gewande fortlebt. Auch gehört ja der Gesang der *Ἕκτορος λύτρα* zu den späteren Parthien der Ilias. Dann weist doch auch die Figur des Hermes unseres Reliefs auf Kenntnifs des Epos; denn die Kunstsitte Hermes allenthalben in die Darstellungen der Sage einzuführen, nur um zu zeigen, dafs Zeus' Wille geschehe, gehört erst der späteren Zeit an. —

1) Die vorderen aufstrebenden Haarspitzen des Achill sieht man oft in gleicher Weise auf korinthischen Vasen und Pinakes; auch auf altattischen zuweilen, wie auf der François-vase.

2) Vgl. Löschcke im Dorpater Univers.-Progr. 1880, S. 6.

Es sind uns meines Wissens noch zwei Bildwerke altkorinthischer Kunst bekannt, die ihren Stoff der Ilias entnehmen; das eine ist die Scene des Kypseloskastens, wo Agamemnon gegen Koon über Iphidamas kämpft nach der *Ἀγαμέμνονος ἀριστεία*, das andere ein leider fragmentirter korinthischer Pinax,[1]) wo Diomedes, wie in der *Διομέδους ἀριστεία*, unter Athena's Schutz kämpft über den gefallenen Pandaros, wahrscheinlich gegen Aineias.[2]) Die beiden Fälle schildern je eine Hauptthat der Helden von Argos und es konnte hier allerdings wohl die einheimische Sage, nicht die Ilias die Quelle gewesen sein.

Was uns die Entscheidung in diesen Fragen so schwer macht ist die typische Behandlungsweise der archaischen Kunst, die das Individuelle möglichst ausschliefst. In unserm Fall speciell haben wir gesehen, wie der Künstler einen ihm geläufigen alten Typus zu den Gestalten des Achill und Hector verwendet; dagegen läfst uns die spätere Darstellungsweise, wo Achill beim Mahle liegt, keinen Zweifel an der genauen Iliaskenntnifs ihres Schöpfers. Selbst das Hauptmotiv unserer Reliefs, das Anflehen einer stehenden Figur durch Berühren des Kinns, war vielleicht ein schon fertiger Typus, den der Künstler benutzte; der Henkel eines Buccherogefäfses ist mit dem Ausschnitt aus einer alten Reliefcomposition geschmückt die jenen Typus darstellte;[3]) ein bärtiger Mann der nach rechts steht, wird von einer anderen Gestalt durch Anfassen des Kinns angefleht; da es der Raum des Henkels nicht erlaubt, wurde diese zweite Figur leider weggelassen. Wie eine andere auf Buccherogefäfsen öfter wiederholte Gruppe eines Mannes mit einer Frau den älteren allgemeinen Typus für mehrere späterhin individualisirte mythologische Scenen zu enthalten scheint,[4]) so könnte auch jener Typus des Anflehens existirt haben, bevor er auf Priamos und Achill übertragen wurde.

Doch wie dem auch sei, die Betrachtung des griechischen Spiegels, den wir hier veröffentlicht, wår nicht ohne erfreuliche Ergebnisse; seine Gestalt und die Art seines Schmuckes war uns neu und lehrte uns eine, wie es scheint namentlich von Korinth aus verbreitete, alterthüm-

---

1) S. meinen Berliner Vasencatal. No. 764.

2) Dafs am Amykläischen Throne eine Scene vorkam, deren Stoff aus demselben letzten Gesange der Ilias genommen scheint, aus dem unser Relief stammt, nämlich die *Τρῶες ἐπιφέροντες χοὰς Ἕκτορι*, lassen wir hier unberücksichtigt, da der Künstler jenes berühmten Werkes aus dem ionischen Kleinasien stammte.

3) Abgebildet bei Helbig, das homerische Epos, 1884, S. 166; beschrieben in meinem Berliner Vasencatal. No. 1615. Es ist ein Stück von gewöhnlicher Bucchero-technik, durchaus ohne jenen «grünlichen Firnis», den ihm Helbig a. a. O. zuschreibt.

4) S. Milchhöfer, Anfänge d. gr. Kunst S. 187. 189.

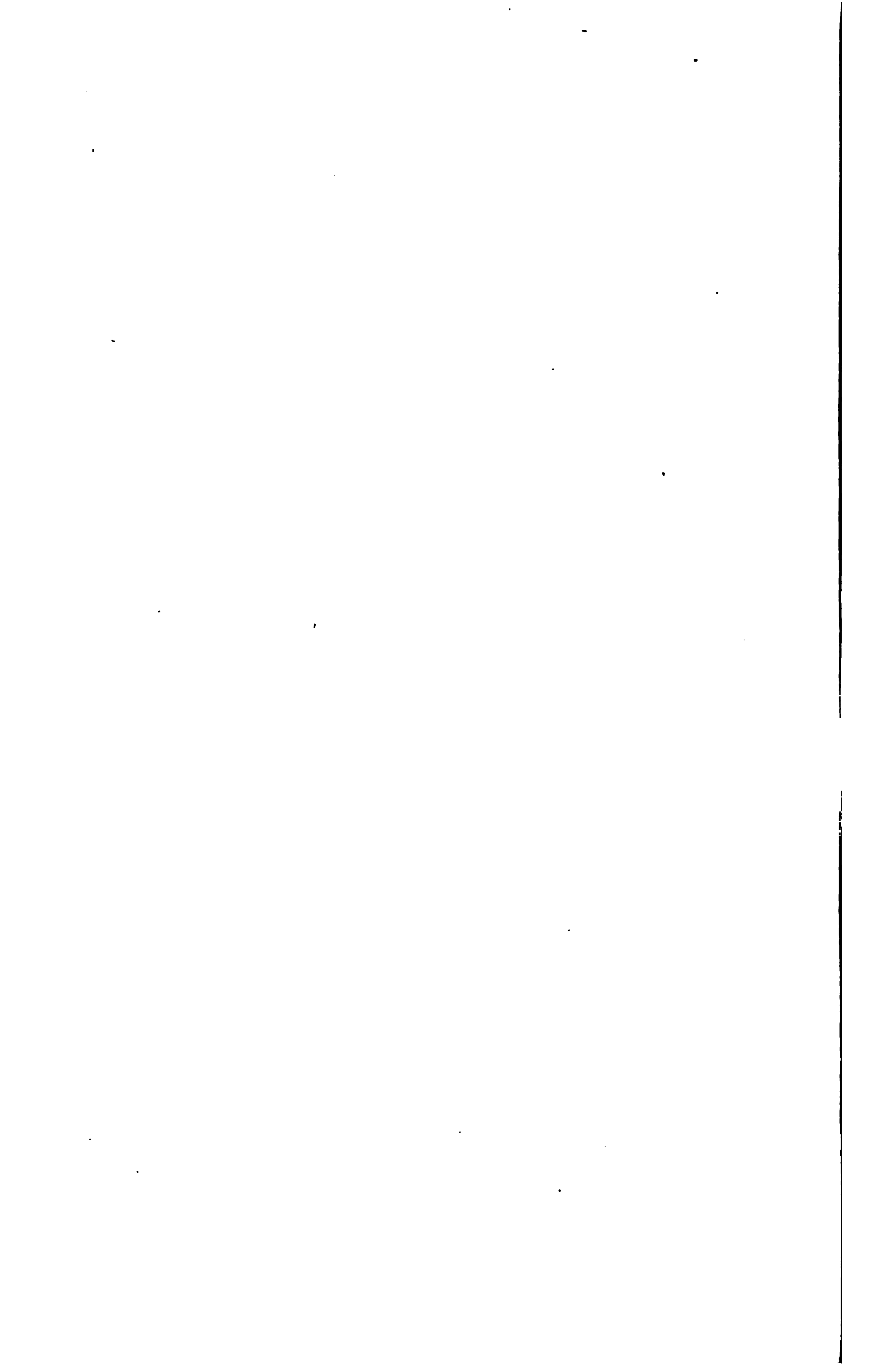
liche Spiegelgattung kennen; sein Relief bot die willkommene Ergänzung eines interessanten Denkmales aus Olympia; es war uns dies ferner durch Composition und Stil ein hervorragend schönes Muster für die Eigenart der archaischen Reliefkunst, wie sie sich in der nordöstlichen Peloponnes ausgebildet hatte und welche die verschiedensten mythologischen Stoffe in ihren Kreis zog, alle in verwandter Weise behandelnd, womöglich mit Benutzung alter schon fertiger Typen. Wir lernten in dieser Kunstgattung neben aller naiven Deutlichkeit und Lebendigkeit der Auffassung doch ernste Zucht und Strenge als die Haupteigenschaft ihres Stiles kennen, wie diese es auch waren, die späterhin die Werke der peloponnesischen Kunstschule vor allen auszeichneten.



XVI.

GUSTAV KÖRTE

Die Kreter des Euripides.



Den Mythus von Pasiphae hat Euripides in den *Κρῆτες* auf die Bühne gebracht.[1]) Das bezeugt ausdrücklich Timachidas im Scholion zu Aristophanes Fröschen v. 849, und ohne Angabe des Stückes Joh. Malalas p. 86, 10 und 31, 6. Auch wird mit grofser Wahrscheinlichkeit auf Euripides bezogen, was Libanius III. p. 64, 15 (vgl. auch p. 375, 23) über die Bearbeitung desselben bedenklichen Stoffes durch einen tragischen Dichter sagt. Weiter erfahren wir aus dem schon citirten Aristophanes-Scholion, dafs Ikaros, und folglich auch sein Vater Daedalos, zu den Personen des Stückes gehörte.[2]) Endlich lehrt das erhaltene Chorlied (fr. 475 Nauck), dafs der Chor aus den Priestern des idaeischen Zeus[3]) bestand. Dagegen sind aus dem anderen Fragment (474) keinerlei Folgerungen für die Oekonomie des Stückes zu ziehen, denn nur der Vers:

ἀλλ' ὦ Κρῆτες Ἴδης τέκνα

in Aristophanes Fröschen 1356, ist nach dem Scholion den *Κρῆτες* entlehnt, nicht auch der folgende:

τὰ τόξα λαβόντες ἐπαμύνατε,

welchen Nauck mit vollem Rechte ausgeschlossen hat. Nur dieser würde aber etwas über den Gang der Handlung lehren und in der That beruht Welcker's Vermuthung[4]) über den Inhalt des Stückes

---

[1]) Vgl. Nauck, Trag. gr. fragm. p. 401 f.

[2]) Schol. Aristoph., Frösche 849: *οἱ μὲν εἰς τὴν τοῦ Ἰκάρου μονῳδίαν ἐν τοῖς Κρησί.* Also nur eine Monodie des Ikaros, nicht, wie O. Jahn, Arch. Beitr. 238, 6 angiebt, des gefangenen Ikaros ist bezeugt.

[3]) Nicht den Kureten, wie Nauck angiebt, denn der Chor sagt von sich selbst v. 14 f.: *καὶ Κουρήτων | βάκχος ἐκλήθην ὁσιωθείς.*

[4]) Griech. Trag. II, S. 801.

wesentlich auf demselben. Vielmehr ist nach dem bisher besprochenen Material unsere Kenntnifs darauf beschränkt, dafs die unnatürliche Leidenschaft der Pasiphae zu dem Stier (und deren Folgen) in dem Stücke vorkam. Doch dürfen wir, meine ich, aus dem Umstande, dafs die Worte des Aristophanes (Frösche 849 f.)

ὦ Κρητικὰς μὲν συλλέγων μονῳδίας
γάμους τ' ἀνοσίους εἰσφέρων εἰς τὴν τέχνην

überhaupt von einem alten Gelehrten auf die *Κρῆτες* bezogen werden konnten, den Schlufs ziehen, dafs in diesem Stücke jener *ἀνόσιος γάμος* der Pasiphae nicht nur nebenher erwähnt, sondern ausführlich geschildert war und als ein bedeutungsvolles Moment der Handlung hervortrat. Eben darauf führen die Worte des Libanius l. c. *οὐχ ὁρᾶτε τὸν Μίνω δεινὰ πάσχοντα ἐπὶ τῆς σκηνῆς καὶ τὴν οἰκίαν αὐτοῦ διὰ τοῦ τῆς Πασιφάης ἔρωτος ἐν αἰσχύνῃ γεγενημένην.*

Von einer anderen Tragödie, welche denselben Stoff behandelt hätte, ist nichts überliefert. Dem Titel nach könnte der *Δαίδαλος* des Sophokles in Betracht kommen. Welcker hält freilich dieses Stück für ein Satyrspiel,[1]) den Daedalos für den Schmied Hephaestos. Aber die Gründe für diese Vermuthung sind keineswegs stichhaltig. Der eherne Riese Talos (fr. 164. 165), welchen Hephaestos dem Minos als Wächter seiner Insel verfertigt hatte, konnte in jedem auf Kreta spielenden Stücke auf mannigfache Veranlassung hin erwähnt werden und auch die im Zusammenhang mit demselben auf Simonides und Sophokles zurückgeführte Erklärung des ‚*σαρδάνιος γέλως*' (fr. 164) giebt keine Veranlassung, an ein Satyrspiel zu denken. Die Anrufung der *τεκτόναρχος Μοῦσα* (fr. 163) weist eher auf den *τέκτων* Daedalos als auf den Hephaestos als Helden des Stückes. Es liegt also kein Grund vor, von der nächstliegenden Annahme abzuweichen, dafs das Stück die Schicksale des Daedalos auf Kreta und seine Flucht von da zum Vorwurf hatte, also diejenigen Ereignisse, welche den in Sophokles' *Καμίκιοι*[2]) behandelten vorausgingen. Ueber den Gang der Handlung lehren die Fragmente nichts.

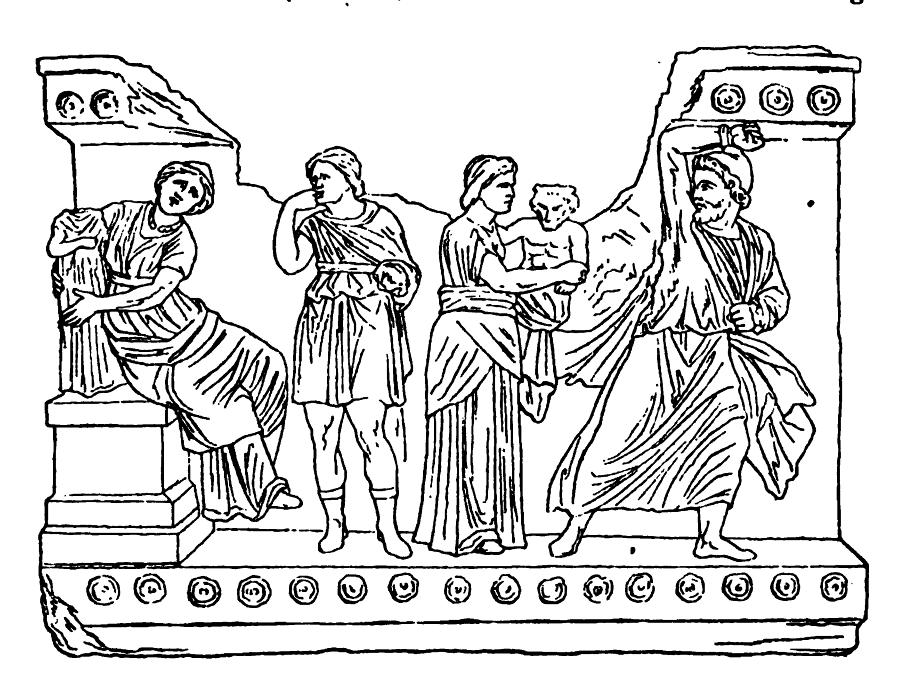
Diese dürftige litterarische Ueberlieferung wird nun, zunächst für das euripideische Stück, in überraschender Weise durch eine Reihe von Reliefs etruskischer Aschenkisten ergänzt.

---

[1]) ib. I, 73 ff. Vgl. Nauck fr. 163—168.

[2]) Diesem Stücke setzt Welcker den nur einmal von Clemens Alex. erwähnten *Μίνως* gleich; Nauck p. 175 vermuthet, dafs *ἐν Μίνῳ* aus *ἐν Ἀμύκῳ* verderbt sei. Als dritte Möglichkeit tritt die Identificirung mit dem *Δαίδαλος* hinzu; keinenfalls ist eine besondere Tragödie Minos anzunehmen.

1. Im Museum zu Volterra n. 299. Alabaster. Länge 0,53 m. Abgeb. Raoul-Rochette *Mon. inéd.* pl. 67, A 1; Inghirami *Gall. omer.* Od. I, 69. Zur Linken des Beschauers sitzt eine Frau auf einem Altar, angstvoll das (weibliche) Götterbild umklammernd. Sie ist ge-



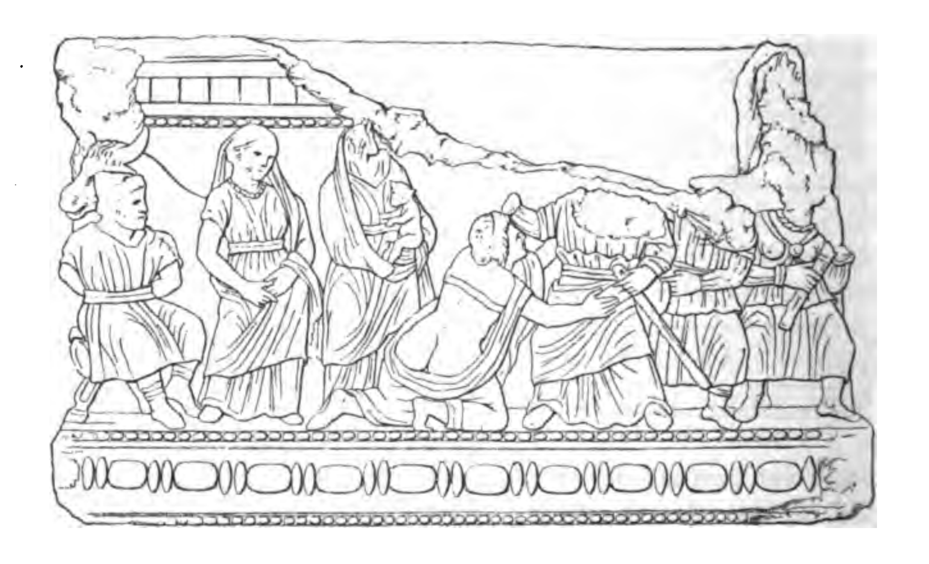
flüchtet vor dem auf der entgegengesetzten Seite befindlichen bärtigen Mann, welcher, den Oberkörper zurückbeugend, mit der Rechten zum Schlage (mit einem nicht angegebenen Schwerte) ausholt. Er ist vollständig bekleidet und trägt die sog. phrygische Mütze. Zwischen diesen beiden sind noch zwei Personen vorhanden. Zunächst dem Manne, ihm zugewandt, eine Frau in Chiton und Obergewand, welche ein Kind mit Stierkopf auf dem Arme trägt. Dann ein unbärtiger Mann [1]) in kurzem Chiton, Chlamys und Stiefeln en face, der nach der Frau auf dem Altar hinblickt und mit einer Geberde der Bestürzung oder Verlegenheit die Rechte an das Kinn gelegt hat.

Die richtige Deutung des Ganzen ist schon von O. Jahn (*Archäol. Beitr.* S. 240) aus der unserer Abbildung zu Grunde liegenden Gerhard'schen Zeichnung gefunden, welche deutlich erkennen läfst, dafs das Kind einen Stierkopf hat. Die Frau auf dem Altar ist dem-

[1]) Dafs diese Figur männlich ist, macht schon die Tracht unzweifelhaft. Dadurch erledigt sich die Vermuthung von O. Jahn, Arch. Beitr. S. 240, 9.

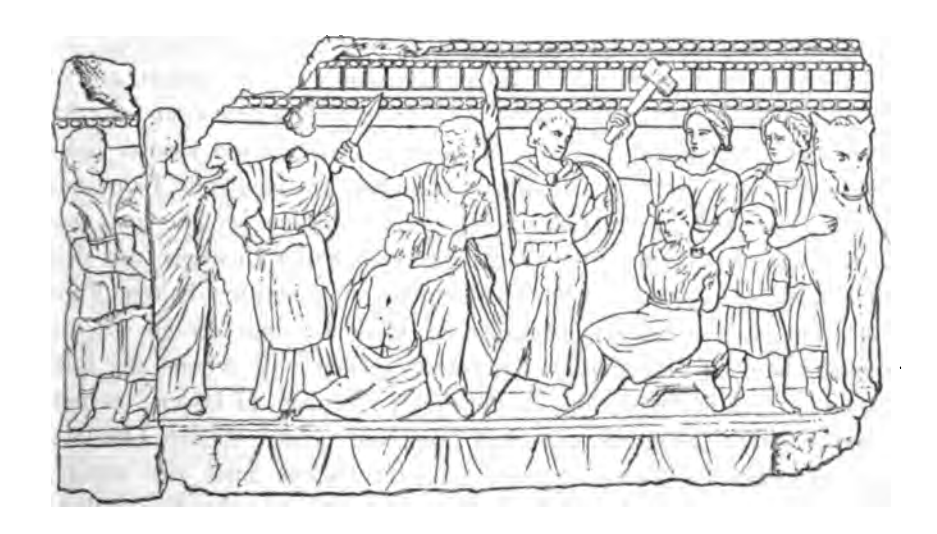
nach Pasiphae, der Mann zur Rechten Minos, dessen Zorn eben durch die Geburt des Minotauros veranlafst ist. Den Mann neben Pasiphae lassen wir besser einstweilen unbenannt. Es ist klar, dafs er nicht zu den auf etruskischen Urnenreliefs so häufigen Füllfiguren gehört und dafs er in naher Beziehung zu Pasiphae steht.

Vier andere Urnenreliefs, von denen bisher nur eins, gerade in dem entscheidenden Theile verstümmeltes bekannt war, zeigen eine etwas abweichende, namentlich aber durch ein ganz neues Element bereicherte Composition. Drei davon sind volterranisch und von Alabaster.



2. Museum zu Volterra n. 435. L. 0,55 m. Die gröfsere rechte Hälfte des Reliefs ist oben unvollständig. Dennoch erkennen wir ohne Schwierigkeit den Minos wieder, welcher hier als König ein Scepter in der Linken führt, während die Rechte erhoben ist. Vor ihm kniet eine jugendliche Frauengestalt, welche flehend beide Hände gegen ihn ausstreckt. Durch die heftige Bewegung ist ihr das Gewand herabgeglitten, so dafs der dem Beschauer zugewandte Rücken entblöfst ist, an welchem ein Busenband (*στρόφιον*) sichtbar wird. Offenbar sucht sie die links Stehenden vor der Wuth des Königs zu schützen, nämlich zwei Frauen, von denen die erste wieder den kleinen Minotaurus auf dem Arme trägt, während die zweite anscheinend schuldbewufst den Kopf gesenkt und die Hände in einander gelegt hat. Sie ist mit einem Halsband geschmückt. Kein Zweifel, dafs

diese als Pasiphae, die erstgenannte Frau als eine Dienerin zu fassen ist. Am linken Ende der Darstellung sehen wir endlich einen bärtigen Mann in Chiton und Pileus, der Kopfbedeckung der Handwerker, der mit auf dem Rücken gebundenen Händen auf einem niedrigen Klappstuhl (ὀκλαδίας) sitzt. Hinter ihm (im Hintergrunde) kommt theilweise ein Stier zu Tage. Ohne Zweifel ist Daedalos und die von ihm gefertigte Kuh gemeint. Der Künstler büfst für seine Hülfe bei dem γάμος ἀνόσιος, dessen Frucht der Minotaur ist. Die Figuren zur Rechten des Minos sind ohne Bedeutung: ihm zunächst ein Doryphoros, der den König ebenfalls zu besänftigen scheint, dann eine Furie mit Fackel.



3. Museum zu Volterra n. 434. L. 0,63 m. Das Relief ist nahezu vollständig erhalten, doch hat die Oberfläche im Ganzen sehr gelitten. Die Hauptgruppe ist fast genau dieselbe; dem Minos fehlt das Scepter, in der erhobenen Rechten hat er dagegen ein Schwert. Ein gut empfundener Zug ist es, dafs der kleine Minotauros vor dem Zorn des Grofsvaters sich bei der Mutter zu bergen sucht, der er beide Arme entgegenstreckt. Pasiphae steht auch hier wie von ihrer Schuld niedergedrückt mit schlaff herabhängenden Armen da. Hinter ihr, links, ein Diener, welcher ihren rechten Arm berührt, entweder um sie an ihre Mutterpflicht zu mahnen oder um sie von der Aufnahme des kleinen Ungethüms zurück zu halten (weil Minos dadurch noch mehr gereizt werden könnte). Zur Rechten des Letzteren folgt ein nach rechtshin gewandter Doryphoros mit Lanze und Schild, dann der gefesselte

Daedalos (dessen Kopf sehr beschädigt ist, aber vermuthlich bärtig war). Er wird bewacht von einem Manne in Chiton (im Hintergrund) der ihm die Linke auf die Schulter legt und in der erhobenen Rechten eine Doppelaxt hält, bereit, auf ein Zeichen des Herrschers den schuldigen Daedalos zu tödten. Der Knabe rechts neben diesem, dessen Haltung entschiedenes Mitgefühl mit dem Gefesselten ausdrückt, ist ohne Zweifel sein Sohn Ikaros. An der rechten Ecke der Darstellung ist endlich die Kuh, hier in der Vorderansicht, und daneben ein Diener in der gewöhnlichen Tracht, der bestürzt nach links hinblickt.

3a. Museum zu Volterra n. 288. L. 0,68 m. Abgeb. Inghirami, *Mon. etr.* I, 80; Overbeck *Gall. heroischer Bildw.* Taf. V, 1 S. 121 n. 27a. Die ganze linke Seite ist sehr zerstört.

Verkürzte Replik der vorigen Darstellung. Die Mittelgruppe des Minos und des knieenden Mädchens ist der auf 2 sehr ähnlich, nur ist die Bewegung des Mädchens noch etwas pathetischer geworden. Rechts kehrt der Doryphoros von 3 wieder, ihm entspricht ein zweiter links. Hinter ihm erkennt man eine sich nach links hin beugende Figur und eine weitere darf an der Ecke vorausgesetzt werden, welche ganz zerfressen ist. Doch dürfen wir nicht die Gruppe der Dienerin (mit dem kleinen Minotaur) und der Pasiphae annehmen, denn die erhaltene Figur hat einen kurzen Chiton und Chlamys, kann also nur als ein Diener, ähnlich dem auf No. 3 links, betrachtet werden. Er scheint die links vorauszusetzende Figur, die demnach als Pasiphae zu fassen, zurückzuhalten. Die Dienerin mit dem Minotaur fehlt, ebenso Daedalos und aus dem für unsere Scene characteristischen Stier der vorigen Nummer ist das an dieser Stelle auf Urnenreliefs sehr gewöhnliche Pferd geworden, welches ein Mann am Zügel hält. Die Darstellung ist so bis auf die Mittelgruppe aller derjenigen Figuren und Motive entkleidet, welche dem darzustellenden Vorgang speciell eigenthümlich sind und an deren Stelle sind Dutzendfiguren ohne alle individuelle Bedeutung gesetzt. So entstellte Darstellungen können natürlich nur als Glieder der betreffenden Reihe richtig gewürdigt werden. Dafs die vorliegende in die der Pasiphae-Darstellungen gehört, beweist die Mittelgruppe, welche in keiner anderen Composition unter den Urnenreliefs wiederkehrt.

Auf die Hauptfiguren beschränkt ist eine peruginer Urne:

4. Museum zu Perugia. Travertin. L. 0,60 m. Die Motive der einzelnen Figuren sind im Ganzen dieselben wie auf den vorhergehenden Darstellungen: Rechts Minos, nur mit dem Himation bekleidet, in der Linken die Schwertscheide, in der erhobenen Rechten das Schwert.

Das Mädchen ihm zu Füfsen ist ein wenig mehr nach rechts hin herumgedreht. Zum Theil von ihr verdeckt steht die Dienerin, welche sich vorbeugend und den Kopf angstvoll zu Minos umwendend den kleinen Minotauros der Pasiphae hinreicht. Diese hat auch hier die eigenthümlich starre, Schuldbewufstsein ausdrückende Haltung. Die Ausführung des Reliefs ist ziemlich gering und steht hinter der der volterraner Exemplare entschieden zurück.

Die wesentlichste Bereicherung dieser Gruppe von Reliefs gegenüber No. 1 liegt offenbar in der Intervention der vor Minos knieenden weiblichen Gestalt. Offenbar ist dieselbe jugendlich gedacht; darauf weist schon die auf eine gewisse sinnliche Wirkung berechnete Entblöfsung des Oberkörpers. Ihre ganze Erscheinung, die Kühnheit und Leidenschaftlichkeit ihrer Fürbitte verbieten, sie für eine gewöhnliche Dienerin zu halten; sie mufs ein näheres Anrecht auf das Gehör des Königs, nähere Beziehungen zu denen haben, für die sie fleht. So ergiebt sich, wie mir scheint, mit Nothwendigkeit die Deutung auf eine Tochter des Minos und zwar diejenige, welche in der Ueberlieferung im nächsten Zusammenhang mit den auf die hier dargestellten folgenden Ereignissen steht, nämlich Ariadne.

Ein anderes wichtiges Moment der Handlung ist die Bestrafung des Daedalos als Mitschuldigen der Pasiphae; und dieses ist auch auf No. 1, wie mir scheint, angedeutet. Denn mit Hülfe der übrigen Darstellungen werden wir nun auch dort in dem Mann neben Pasiphae den Daedalos erkennen dürfen, welcher im Bewufstsein seiner Schuld und in Erwartung der Strafe sorgenvoll dasteht. Unbärtig ist derselbe auch auf zwei anderen Aschenkistenreliefs,[1]) welche ihn in seiner Werkstatt, die Anfertigung der hölzernen Kuh leitend (auf No. 1 in Gegenwart der Pasiphae) darstellen.

Ihrem ganzen Charakter nach gehen diese Darstellungen ohne Zweifel auf eine dramatische Quelle zurück und nach dem eben Gesagten können nur Euripides' *Κρῆτες* oder Sophokles' *Δαίδαλος* in Frage kommen. Die überwiegende Wahrscheinlichkeit spricht von vornherein für das Stück des Euripides, für welches, wie wir sahen, die unnatürliche Leidenschaft der Pasiphae als charakteristisches Moment bezeugt ist. Dafs bei Sophokles dieser bedenkliche Mythus ebenfalls im Vordergrunde gestanden habe, ist durchaus nicht anzu-

[1]) 1. Museum zu Volterra n. 335. Urne etrusche II, Taf. 29, 1; Micali Mon. ant. 49, 1. 2. Museum zu Leyden. Urne etr. II, 29, 2; Janssen, Etrur. Grafreliefs IX, 18; Micali Mon. ant. 49, 2.

nehmen. Vielmehr mufs bei ihm der Zorn des Minos gegen Daedalos (und die Flucht des Künstlers) in andrer Weise motivirt gewesen sein, als durch die Mitschuld an dem Vergehen der Pasiphae. In der That stehen zwei Ueberlieferungen über diese Vorgänge einander gegenüber.

Nach der einen[1]) wird Daedalos in das Labyrinth gesperrt, weil er die Liebe des Theseus und der Ariadne und deren Flucht nach Erlegung des Minotauros durch seinen Rath begünstigt hatte. Nach der anderen wird er wegen der Verfertigung der hölzernen Kuh eingekerkert. Die letztere Version giebt Hygin Fab. 40 unter der Ueberschrift Pasiphae. Wir setzen seine Erzählung, soweit sie hier in Betracht kommt, vollständig her.

Pasiphae Solis filia uxor Minois sacra deae Veneris per aliquot annos non fecerat. ob id Venus amorem infandum illi obiecit, ut taurum illa[2]) amaret. In hoc Daedalus exul cum venisset, petiit ab eo auxilium. is ei vaccam ligneam fecit et verae vaccae corium induxit in qua illa cum tauro quem ipsa amabat[3]) concubuit. ex quo compressu Minotaurum peperit capite bubulo parte inferiore humana. tunc Daedalus Minotauro labyrinthum inextricabili exitu fecit in quo est conclusus. Minos re cognita Daedalum in custodiam coniecit. at Pasiphae eum vinculis liberavit. Itaque Daedalus pennas sibi et Icaro filio suo fecit et accommodavit et inde avolarunt.[4])

Offenbar gehen in der Motivirung der Strafe des Daedalos — und dieser Punkt ist von entscheidender Wichtigkeit für die Gruppirung der übrigen Vorgänge — unsere Reliefs und die Erzählung des Hygin auf eine und dieselbe Quelle zurück; diese kann keine andere sein als eben die Tragödie des Euripides. Beide Ueberlieferungen, die monumentale und die litterarische, ergänzen einander. Hygin verweilt ausführlich bei der Vorgeschichte; die Verwicklung des Drama's ist nur ganz kurz angedeutet. Erst mit Hülfe der Reliefs gewinnen wir eine Vorstellung

---

[1]) Servius in Verg. Aen. VI, 14: Sed tertio anno Aegei filius Theseus missus est potens tam virtute quam forma. Qui cum ab Ariadne regis filia amatus fuisset Daedali consilio filo iter rexit: et necato Minotauro cum rapta Ariadne victor aufugit. Quae cum omnia factione Daedali Minos deprehendisset effecta eum cum Icaro filio servandum in Labyrinthum trusit.

[2]) So M. Schmidt statt des verderbten: taurum (quem ipsa amabat) alia amaret.

[3]) Die oben sinnlosen Worte quem ipsa amabat setzt Schmidt hier an der richtigen Stelle ein.

[4]) In Zusammenhang mit der Verfertigung der Kuh und dem Zorn des Minos darüber ist die Flucht des Daedalos auch in der euhemeristischen Darstellung des Diodor IV, 77 gesetzt. Ganz allgemein giebt den Grund zu seiner Einkerkerung und Flucht an Pausanias VII, 4, 6: *καταγνωσθεὶς δὲ ἀδικεῖν ὑπὸ τοῦ Μίνω καὶ ἐς τὸ δεσμωτήριον ὁμοῦ τῷ παιδὶ ἐμβληθεὶς ἐκδιδράσκει τε ἐκ Κρήτης κ.τ.λ.* vgl. IX, 11, 4.

von der letzteren und vermögen den Inhalt der *Κρῆτες* wenigstens in allgemeinen Umrissen zu reconstruiren.

Natürlich war bei Beginn des Stückes der Minotauros schon geboren. Im Prolog, den Daedalos oder nach einer ansprechenden Vermuthung O. Jahn's[1]) Aphrodite selbst gesprochen haben mag, wurden die vorausliegenden Ereignisse erzählt: Die von der erzürnten Liebesgöttin erregte Leidenschaft Pasiphae's für den Stier, deren Befriedigung mit Hülfe des Daedalos, die Geburt des kleinen stierköpfigen Ungethüms[2]) und seine Verbergung im Labyrinth, welches man sich als von Daedalos eigens zu diesem Zweck, wahrscheinlicher wohl als im Auftrage des Minos zur Bewahrung von Gefangenen erbaut denken kann. Nach dem Prolog wird Pasiphae aufgetreten sein, schuldbewufst und zitternd vor der Entdeckung ihres Fehltritts, den sie aber mit beredter Schilderung der unwiderstehlichen dämonischen Leidenschaft, unter deren Bann sie gestanden, entschuldigt. Wie die Entdeckung erfolgt, bleibt ungewifs. Im ersten Zorn bedroht Minos das Leben der schuldigen Gattin und des auf seinen Befehl herbeigebrachten Minotaur, welcher als Puppe sehr wohl auf der Bühne erscheinen konnte. Da, im Augenblick der höchsten Gefahr, wirft sich Ariadne dem Vater zu Füfsen und rettet durch ihre flehende Bitte das Leben der Mutter und des kleinen Minotaur. Der Chor der Propheten des Zeus,[3]) welche Minos, wie schon O. Jahn vermuthet, zur Sühnung des prodigium hat holen lassen, wird dann den Zorn der Aphrodite als die geheime Triebfeder von Pasiphae's Vergehen aufgedeckt und somit dieses auch in Minos Augen in einem milderen Lichte haben erscheinen lassen. Minos verzeiht der Gattin und beschliefst (auf eine weitere Mahnung des Chors?), die Mifsgeburt aufzuziehen. Daedalos aber, der hinter seinem Rücken mit Pasiphae conspirirt hat, beschliefst er zu

---

[1]) Archäol. Beiträge S. 238.

[2]) In diesen Zusammenhang pafst vortrefflich der von Plutarch Theseus c. 15 citirte Vers (Nauck fr. 383), *σύμμικτον εἶδος κἀποφώλιον βρέφος*, welcher gewöhnlich dem *Θησεύς* zugetheilt wird. Ich stimme Otto Jahn (a. a. O. Anm. 7) auch in Bezug auf die Lesart bei. (Nauck schreibt wegen Plut. Mor. p. 520 C: *τρέφος*). Auch der andere Vers bei Plutarch: *ταύρου μεμῖχθαι καὶ βρότου διπλῇ φύσει* (Nauck fr. 384) gehört aller Wahrscheinlichkeit nach in die *Κρῆτες;* ich vermuthe, dafs er aus dem Bericht über die Geburt des Minotauros an Minos selbst stammt.

[3]) Dafs das Chorlied Eurip. fr. 904 in unser Stück gehöre, wie Valckenaer vermuthet hatte und Welcker für gewifs erklärt (S. 802), glaube ich nicht. Der Schlufs weist auf eine grofse öffentliche Noth hin, der man durch Sühnung ein Ende zu setzen sucht. Das pafst gar nicht auf die persönliche Bedrängnifs der Pasiphae in den Kretern. Im Eingang wird allerdings wohl Zagreus angerufen, aber dessen Verehrung ist nicht auf Kreta beschränkt.

strafen. Wahrscheinlich ist dieser schon früher gefangen gesetzt. Der zurückbleibende Ikaros, so vermuthe ich, beklagte in der uns bezeugten Monodie das harte Geschick des Vaters. Mit Pasiphae's Hülfe wird dann Daedalos von den Fesseln befreit. In dem Augenblick, wo Minos seine Rache an ihm ausführen will, meldet ein Bote die wunderbare Flucht von Vater und Sohn und damit schliefst das Stück.

Es ist lehrreich, zu verfolgen, wie Euripides auch in diesem Stück mit kühner Hand den überlieferten Stoff umgeformt hat. Seine Erfindung ist es allem Anschein nach, dafs Pasiphae die Aphrodite durch Unterlassung ihrer Verehrung gekränkt habe und dafs die Göttin jene Vernachlässigung durch die Erregung der unnatürlichen Leidenschaft rächt. Während nach der gewöhnlichen und anscheinend älteren Ueberlieferung[1]) Minos von Poseidon durch jene Leidenschaft seiner Gattin zu dem Stier, den er zu opfern unterlassen, bestraft wird, erscheint bei Euripides vielmehr Pasiphae als Schuldige. Ihre Leidenschaft ist nicht mehr eine unverschuldete Heimsuchung, ja dem Minos konnte sie als Ausflufs weiblicher Zuchtlosigkeit erscheinen und gewifs trat diese Anschauung in dem Stücke hervor. Wahrscheinlich hat Euripides auch nicht unterlassen, jene widernatürliche Sinnesverirrung bis auf einen gewissen Grad psychologisch zu motiviren; seine Pasiphae war sicher keine Tugendheldin. In dem Grade aber, wie ihr Charakter in's Schwarze gemalt war, wird der des Minos gehoben worden sein, so dafs er als der schändlich verrathene Gatte, der die Schande seines Hauses auf's Tiefste empfindet, erschien.[2]) Eine weitere Erfindung des Euripides war die Einführung der Ariadne. Die Scene, welche uns die Reliefs 2 bis 4 vergegenwärtigen, war gewifs von grofser dramatischer Wirkung. Im Zusammenhang mit den übrigen Neuerungen stand endlich die Verlegung von Daedalos' Flucht in einen früheren Zeitpunkt.

Wir haben für die Reconstruction des euripideischen Stückes zunächst die Reliefs der zweiten Gruppe verwerthet, es fragt sich, ob für No. 1 eine andere litterarische Quelle anzunehmen ist, da ja hier die so charakteristische Intervention der Ariadne fehlt. Ohne Zweifel ist dies zu verneinen. Auch diese Darstellung pafst durchaus in den Rahmen des euripideischen Stückes: es ist nur ein etwas früherer Moment gewählt. Dafs Pasiphae bei dem Götterbilde Schutz sucht, kann

---

[1]) Apollodor 3, 1, 4 u. sonst. Die Erzählung bei Servius in Verg. Aen. VI, 14, dafs Aphrodite die Entdeckung ihres Ehebruchs mit Ares durch Helios an dessen ganzem Geschlechte, darunter auch an Pasiphae gerächt habe durch Erregung von infandi amores sieht nicht nach alter Ueberlieferung aus.

[2]) Vgl. die oben angeführten Worte des Libanios III, 64.

auch eine Erfindung des bildenden Künstlers sein. Schwerlich allerdings des Verfertigers des Reliefs, denn dieses geht sicherlich ebenso wie die der anderen Gruppe und die weitaus gröfste Zahl der Urnenreliefs überhaupt auf ein griechisches Vorbild zurück.

Bisher ist allerdings aufserhalb der etruskischen Kunst eine Darstellung dieser Scene nicht nachzuweisen, wie überhaupt keine aus der Jugendgeschichte des Minotauros. Das Marmorrelief im Palazzo Grimani zu Venedig, welches Thiersch[1]) beschreibt, scheint verschollen; jedenfalls ist es nicht mehr an Ort und Stelle.[2]) Hingegen gehört ein anderes etruskisches Monument in diesen Kreis, nämlich die jetzt mit der Sammlung Luynes im cabinet des médailles zu Paris aufbewahrte Trinkschale (zweifellos etruskischer Fabrik), deren Innenbild Pasiphae mit dem kleinen Minotauros auf dem Schofse darstellt.[3]) Diese schon längst gefundene Deutung ist zweifellos richtig, die neue Fr. Lenormant's bedarf keiner Widerlegung.

Der *Δαίδαλος* des Sophokles, so dürfen wir nach dem oben Gesagten vermuthen, enthielt die andere Version von der Flucht des Daedalos, welche Servius a. a. O. mittheilt. Das Stück behandelte also die späteren Ereignisse auf Kreta: die Erlegung des Minotauros und die Flucht des Theseus mit der Ariadne, und zwar unter bedeutsamer Mitwirkung des Daedalos. Denn in der älteren Ueberlieferung, welche schon Pherekydes[4]) gab, ist es Daedalos, welcher dem athenischen Landsmann durch seine kluge Erfindung mit dem Knäuel den Rückweg aus dem Labyrinth und dadurch die Flucht mit der Geliebten ermöglicht. Aus dem Titel des sophokleischen Dramas dürfen wir vermuthen, dafs Daedalos in dieser Rolle sehr in den Vordergrund trat: er, der älteste Vertreter athenischen Kunstruhmes, zugleich feuriger und unerschrockener Patriot, der dem Theseus die Bestehung des gefährlichen Abenteuers ermöglichte und dadurch dem schimpflichen Tribut seiner Heimathstadt für immer ein Ende macht. Alles dies in Auflehnung gegen seinen Herrn, den Tyrannen Minos, und im vollen Bewufstsein, dafs er dessen Zorn dadurch auf sich lade. Seine Kunst rettet ihn aus der Gewalt des Tyrannen, mit dessen völliger Demüthigung und ohnmächtiger Wuth das Stück schliefst.

---

[1]) Reisen in Italien I, 257; O. Jahn, Arch. Beitr. S. 239 f.

[2]) Dütschke, Antike Bildw. in Oberitalien Bd. V führt es nicht auf.

[3]) Abgeb. Gazette archéologique V (1879) pl. 3 vgl. S. 33 ff.

[4]) Schol. Od. XI, 322.

Eine Fortsetzung fand es in den *Καμίκιοι*, welche den elenden Tod des Minos im Hause des Königs Kokalos in Sicilien behandelten, wohin er dem geflohenen Daedalos gefolgt war.[1]) Denselben Stoff wie Sophokles nach unserer Vermuthung im Daedalos, behandelte Euripides in seinem *Θησεύς*, welches Drama sich inhaltlich an die *Κρῆτες* anschlofs.[2]) Bei ihm trat Daedalos, entsprechend dem Schlufs der Kreter, gar nicht auf, die Liebe der Ariadne allein verhalf dem Theseus zum Siege. Hygin fab. 42 giebt wiederum die euripideische Version.

---

[1]) Vgl. Nauck, trag. gr. fr. p. 159 f., Welcker, Griech. Trag. I, S. 431 ff.

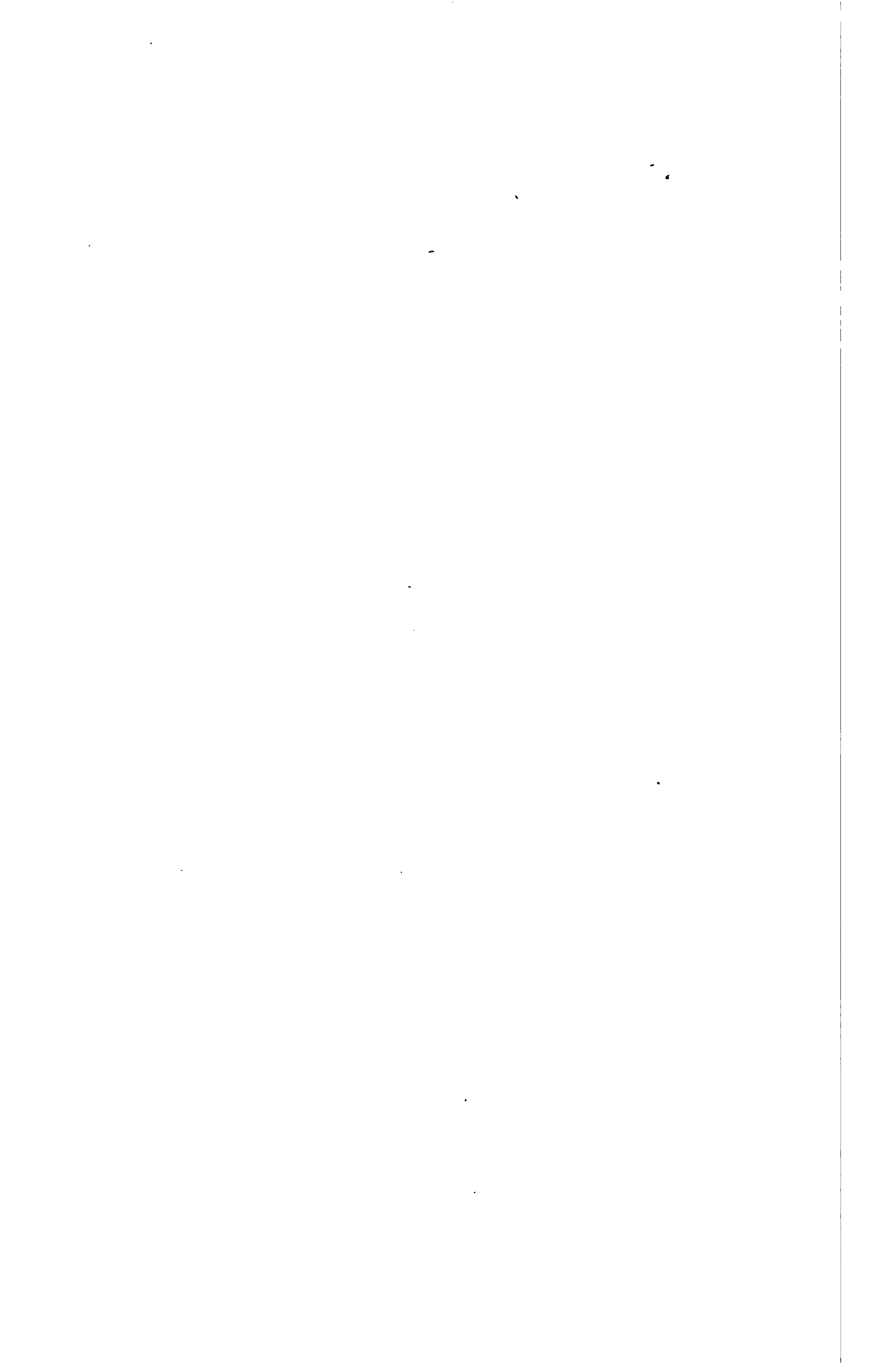
[2]) Ob Accius in seinem Minos oder Minotaurus dem Sophokles oder dem Euripides folgte, läfst sich aus dem einzigen Fragment nicht erkennen, mit Euripides (fr. 384) stimmt es nur ganz im Allgemeinen. Vgl. Ribbeck, trag. rom. fr. (ed. 2) p. 195. Die röm. Trag. im Zeitalter der Republ. S. 565.

XVII.

HEINRICH IORDAN

Der Tempel der Vesta,

die Vestalinnen und ihr Haus.





Es mag an dieser Stelle nicht unwillkommen sein, wenn ich in einem vorläufigen Berichte mittheile, was ich im April und Mai dieses Jahres über die Trümmer des Tempels der Vesta, des Hauses der Vestalinnen und über diese selbst ermittelt habe. Die italienische Litteratur hatte manche Lücke gelassen und einiges Unrichtige in Umlauf gesetzt. Niemand wird sie deshalb anklagen. Inmitten der rasch fortschreitenden Ausgrabungen läfst sich ein völlig befriedigendes oder abschliefsendes Urtheil über den Werth der neuen Funde von den Leitern dieser Arbeit nicht erwarten und der neu Hinzutretende hat es verhältnifsmäfsig leicht, will er eine Nachlese halten. Dies wird auch in liberalster Weise von jener Seite anerkannt, und ich habe es insbesondere Herrn Senator Fiorelli zu danken, dafs er wieder, wie früher schon einmal, durch thätiges Eingreifen im entscheidenden Augenblick meine Arbeit gefördert hat.[1]

Im J. 1874 deckte man etwa 20 m östlich vom Castortempel den Unterbau eines kreisrunden Gebäudes auf, welcher alsbald, obwohl nicht mit Sicherheit, auf Grund der schriftstellerischen Zeugnisse als Tempel der Vesta erkannt wurde. Heut ist darüber kein Zweifel mehr möglich, und ich verweile nicht bei der beseitigten Controverse. Der Zustand der Ruine bei der Aufdeckung ist leider nicht sorgfältig aufgenommen worden. Erst jetzt, nachdem acht Jahre lang Regen

---

[1]) Was im Folgenden über den Vestatempel gesagt ist, wird demnächst unter Vorlegung eines gröfseren Apparats von Zeichnungen in den Memorie dell' academia dei Lincei ausführlicher behandelt werden.

und andere Unbilden denselben nicht ganz unerheblich verändert haben, ist man zu einer genaueren Aufnahme und einem Restaurationsversuch geschritten.[1]) Indessen zeigte eine Nachprüfung, welche ich mit Hilfe des Herrn Architekten Fr. Otto Schulze vorgenommen habe, dafs dieser Versuch nicht das Richtige getroffen hatte. Man hat nämlich angenommen, der erhaltene Unterbau, dem man, ich weifs nicht mit welchem Rechte, einen Durchmesser von 17,35 m zutheilte, sei das Podium eines Tempels von nur 8,40 m Durchmesser gewesen, mithin, es habe diesen sehr kleinen Tempel ein unbedeckter Gang von gegen 4,50 m Breite auf der Höhe dieses Podiums umlaufen. Den Beweis dafür sollten aufser anderem, was ich hier übergehen kann, die in der Nähe gefundenen Architekturstücke, insbesondere die Trümmer der doppelten Reihe von Cassetten der Decke des Säulenumgangs liefern. Für ein so eigenthümliches und seinem Zwecke nach unverständliches Schema eines Rundtempels mufste man sich nach Analogien umsehen: aber nicht allein giebt es solche meines Wissens überhaupt nicht, sondern es bezeugen auch die antiken Abbildungen des Tempels, welche in dem Restaurationsversuch berücksichtigt worden waren, dafs die Säulen am Rande des Unterbaues standen. Schwerlich hätte man die auffallende und charakteristische Gestalt des Podiums nicht zur Darstellung gebracht. Zudem hatte mir schon früher[2]), die Zusammenstellung von 10 römischen Rundtempeln den Beweis geliefert, dafs ein Durchmesser von 13—16 m der gewöhnliche, ein gröfserer von 19—26 seltener ist: ein Durchmesser von nur 8 m erscheint unerhört. Ich unternahm daher mit Herrn Schulze zunächst eine Nachmessung der Cassetten (mittelst Holzlatten und Schnur), behufs Feststellung des Radius des Gebäudes, dem sie angehörten. Wir vermochten bei einem Stücke, dessen Erhaltungszustand nichts zu wünschen übrig liefs, nur auf einen Radius von 7,20 (bis zur Säulenaxe), also auf einen Durchmesser von 14,40 zu gelangen. Es wurde sodann eine genaue Aufnahme der Grundfläche des Unterbaues unternommen. Mit Berücksichtigung der Reste der Treppe an der Ostseite und eines noch in situ befindlichen Stückes der Tufbekleidung des opus incertum gelang es, den Durchmesser derselben auf rund 15,50 festzustellen. Die Untersuchung des Unterbaues führte noch weiter: es sind Tufblöcke erhalten, welche nach dem Centrum zu die Cellawand, nach der Peripherie zu die Säulen getragen haben

[1]) Lanciani l'atrio di Vesta (aus den Notizie degli scavi Dicembre 1883), S. 44 f. mit T. XIX—XXI.

[2]) S. Bursians Jahresbericht 1875, 772 f., wo nur dem templum Romuli der Durchmesser von rund 15 m zu geben ist.

müssen. Ueber die Oberkante dieser Blöcke aber läuft eine fingerdicke Schicht weifser Marmorsplitter, in Lehm gebettet, welche sich als ein weifser horizontaler Ring darstellt. Die von Herrn Fiorelli erbetene Anbohrung über dieser Schicht ergab, dafs sie mit oben glatter Fläche sich in den Unterbau tief hinein erstreckt. Ferner zeigte sich, dafs das darüberliegende Material (Brocken gelblichen Tufs) von dem darunterliegenden (Brocken dunkelbraunen Tufs) völlig verschieden ist, auch die lose Aufschüttung des erstgenannten Materials von der solideren des zweitgenannten stark absticht, endlich — und dies ist wohl entscheidend — dafs die Ueberreste der nach Osten liegenden Treppenstufen nicht gestatten, die Treppe bis zu der Höhe der oberen Schicht hinaufzuführen, sondern dafs man mit ihnen nur bis zur erwähnten Marmorschicht gelangt. Dies führt, wenn ich nicht irre, mit zwingender Gewalt zu dem Schlufs, dafs diese Schicht das Niveau des Tempels bezeichnet und das, was darüberliegt, ein Aufbau ist, der nicht zum Tempel gehört. — Ich verweile nicht bei den weiteren Details der Restauration: die Hauptsache darf ich für erwiesen halten, die versuchte Restauration ist unrichtig.

Denkt man sich nun diesen Tempel von 15 m Durchmesser mit seiner Marmorbekleidung wiederhergestellt, so hat man die auffallende Erscheinung, dafs er südlich durch einen Zwischenraum von kaum 1½ m von einer Reihe von Tabernen getrennt ist, welche sich in östlicher Richtung bis zu dem Hause der Vestalinnen fortsetzen. Dafs diese Enge nicht ursprünglich sein kann, ist augenfällig. Der Tempel mag — die marmornen Architekturstücke zeigen die flüchtigste, ungleichmäfsigste Arbeit — nach dem Brande unter Commodus wiederhergestellt sein. Die Tabernen sind in Ziegelmaterial und Construction dem anstofsenden Hause der Vestalinnen so völlig gleichartig, dafs man sie auch für diesem gleichzeitig ansehen mufs: dieses ist aber, wie wir sehen werden, zur Zeit Hadrians gebaut. Die Frage liegt nahe: ist der Tempel auf altem Fundament wieder aufgebaut und sind nur später die Tabernen durch den immer wachsenden Raummangel so dicht an denselben herangerückt worden? Ich verschweige nicht, dafs zwischen den Tabernen und dem Tempel noch ein Tufblock in situ liegt, der diesen berührt und offenbar einem älteren Gebäude angehört. In jener späteren Zeit lag er unter Terrain. In dem Boden, den ich an seinem Rande aufwühlte, fand ich ein kleines Bruchstück eines schwarz gefirnifsten Tongefäfses mit gelbem Rande, das Helbig der Gattung der etwa im 3. oder 2. Jahrhundert v. Chr. in Gebrauch gewesenen Schalen zuwies. War der Tempel ehemals kleiner? Stand

er gar an einem andern Ort? Letzteres wird man gewifs für völlig unmöglich erklären. Vielleicht dafs uns der Abbruch der Kirche S. Maria Liberatrice die Mittel giebt, das noch vorhandene Räthsel zu lösen. Einstweilen müssen wir uns hüten, nicht in die üblichen schwindelhaften Lösungsversuche zu verfallen.

Von den Stufen des Tempels gelangt man, an einer Kapelle vorbei, welche eine grofse öffentliche Inschrift spätestens der Zeit Hadrians getragen hat,[1]) zur Thüre des Vestalinnenhauses. Ein Peristyl von 67, 66 × 23,07 m Fläche (Mafse des Herrn Schulze) erstreckt sich vor uns, parallel und 8 m unter der jetzt völlig aufgedeckten *nova via*, welche neben dem Titusbogen die hier zum Palatin abbiegende *sacra via* trifft. Es liegt im Niveau des älteren Pflasters der letzteren, von ihr getrennt durch einen grofsen Porticus und Bäderbauten, welche wir schon früher durch die Ziegelstempel als Bauten der Zeit Hadrians erkannt hatten. Hinter dem Peristyl liegt das *tablinum* mit je 3 *cellae* an jeder Seite, längs des Peristyls an der Seite der *nova via* erstreckt sich eine Reihe von weiteren *cellae*, unter ihnen das *pistrinum*. Wieder sind es die Ziegelstempel, mehr als 50 in situ sichtbar, welche einstimmig auch diesem Vestalinnenhause — denn die zahlreichen im Peristyl gefundenen Ehrenbasen und Statuen der *virgines Vestales maximae*, von denen ich später spreche, schneiden jeden Streit über die Benennung des Hauses ab — den gleichen Ursprung zuerkennen und damit die Annahme nahe legen, dafs dieses ganze rechtwinkelig und parallel zur Axe der *sacra via* gelegte Netz von Gebäuden nichts anderes ist, als ein durch die Errichtung des Tempels der Venus und Roma nothwendig gewordener Neubau, errichtet nach Abbruch der älteren, in Resten unter den neuen Ziegelbauten erhaltenen Gebäude.[2]) Die Raumverhältnisse des Peristyls sind auffallend genug, wenn man an die 6 Bewohnerinnen des Hauses und ihre Dienerschaft denkt. Das Auffallende steigert sich noch, wenn eine Beobachtung des Herrn Schulze das Richtige getroffen hat. An den Langseiten standen je 18, an den Schmalseiten je 6 Säulen. Zwischen jenen niedrige marmorbekleidete Bänke. Herr Schulze hat beobachtet, dafs die auffallender Weise ungleichen Intercolumnien der Langseiten in der Richtung vom Eingang nach dem Tablinum regelmäfsig wachsen, von 3,26 bis 3,65 m. Er ist der Ansicht — und schwerlich wird man widersprechen können —

---

1) Sie ist schon im J. 1882 gefunden worden und lautet: *senatus populusque romanu*[*s*] *pecunia publica faciendam curavit* (nämlich *aediculam*, es fehlt Nichts).

2) Ich habe diese mit Hilfe von Herrn Dr. Dressel ausgeführte Untersuchung in der Festsitzung des Instituts d. J. vorgelegt: s. Bull. dell' ist. 1884, 88 ff.

dafs hier Zufall ausgeschlossen, vielmehr die Absicht erkennbar ist, das an sich schon sehr lange Peristyl noch länger erscheinen zu lassen. — In der Mitte des Peristyls findet sich ein Kreis von sogenannten tegoloni, von 5 m Durchmesser: um denselben legt sich ein achteckiger Streifen von Ziegeln, welcher an die beiden Säulenreihen der Langseiten anstöfst und dessen Ecken durch gleiche Backsteinstreifen in der Richtung der Radien des Kreises mit diesem verbunden sind. Man hat in dem Kreise bei Nachgrabungen über 1½ m tief keinen Stein gefunden, der den Fufsboden hätte tragen können: nur terra vergine. Mir scheint es wahrscheinlich, dafs man hier Bäume oder Pflanzen hergesetzt hatte. Die Ziegelstempel zeigen, dafs das Achteck mit seinen Radien ein nachconstantinischer Bau ist, die tegoloni tragen Stempel etwa der Zeit Hadrians. Man kann zweifeln, ob jener Bau ein Reparaturbau ist, der an die Stelle eines ähnlichen älteren trat. Die tegoloni können wohl nur einen marmornen Platten-, d. h. Fufsbodenbelag getragen haben. Die Ziegelstreifen mögen Ueberreste von symmetrisch geordneten Basen für die zahlreichen kleinen Bildwerke sein, welche in dem Atrium gefunden sind.

Es war in der That nöthig, dafs man den Vestalinnen, welchen die Villeggiatur versagt war, inmitten dieser stets wachsenden Steinmassen wenigstens ein besonders geräumiges und luftiges Asyl gewährte. Verschwunden war der «Hain der Vesta», in dem sie noch zu Ciceros Zeit hatten ausruhen und sich im Hochsommer vor dem tödtlichen Klima schützen können: die Bautrümmer und das neugefundene Stück des capitolinischen Plans, das uns die Gegend östlich und südlich vom Castortempel aufklärt, zeigen, dafs in der ganzen Gegend zwischen dem Tempel der Vesta und dem Palatin kein Quadratmeter unbebauten Raumes übrig war. Der Tempel des Divus Augustus und die Palastbauten des Caligula werden dem Hain den Garaus gemacht haben.[1]) Es war um so nöthiger, als auch die Wohlthat reichlich springender oder fliefsender und in Becken aufgefangener Wasserstrahlen *(salientes* und *lacus)*, wie sie die Wasserleitungen durch die ganze Stadt spendeten,[2]) ihnen durch die Kultusvorschrift, sich niemals geleiteten Wassers, also nur des Quell-, Regen- und Brunnenwassers zu bedienen, versagt war. Und in der That hat sich auf dem ganzen Gebiet ihres Hauses bis jetzt keine derartige Vorrichtung gefunden, auch nicht in dem

1) Dafs er seit der mittleren Kaiserzeit nicht mehr existirte, hat Lanciani a. O. S. 42 f. richtig bemerkt. Ueber das Stück des Plans vgl. m. Abhandlung in der Schrift Ricardo Lepsius — gratulatus inst. arch. german. quod Romae consistit R. 1883.

2) *Lacus* und *salientes*: m. Topographie 2, 47 ff.

Peristyl, dem Orte, der sonst in Wohnhäusern regelmäfsig mit einer solchen versehen ist: die Stelle vertritt hier ein grofser Wasserbehälter in Verbindung mit einem unterirdischen Abflufskanal, aber ohne Brunnen, der nach seiner ganzen Einrichtung wohl nur dazu gedient haben kann, das Wasser aufzunehmen, das man ihm aus Quellen zutrug.[1])

Feierlich ernst, fast traurig, blicken uns die Statuen der Obervestalinnen an, die in dem Peristyl des Hauses gefunden sind und ehemals auf den ebenfalls hier gefundenen Basen mit Ehreninschriften ringsum unter der Säulenhalle thronten. Wie die Ehreninschriften, 35 an der Zahl,[2]) mit einer einzigen Ausnahme — der Inschrift der *Praetextata Crassi fil(ia)* — der Zeit vom Beginn des 3. Jahrhunderts angehören, so wohl auch die Statuen, deren 11, theils fast unversehrt, theils in Bruchstücken erhalten, jetzt wieder in jener Halle, mehrere Köpfe in einer der 6 *cellae* am Tablinum aufbewahrt werden. Eine von jenen Statuen, welche den rechten, jetzt oberhalb des Ellenbogens gebrochenen Arm fast wagerecht streckte, wird man für verhältnifsmäfsig jung, etwa höchstens 30 Jahre alt, zu halten haben, die übrigen gehören späteren Lebensaltern, wohl dem Ausgang der vierziger oder den fünfziger Jahren an. Die wissenschaftliche Frage, die uns diese Bildnisse stellen, ist nicht so leicht zu lösen, wie es wohl den Anschein gehabt hat.[3]) Virgil sagt von dem Priester Hämonides (Aen. 10, 538): *infula cui sacra redimibat tempora vitta* und sachkundig erklärt Servius dies mit den Worten *infula fascia in modum diadematis a qua vittae ab utraque parte dependent; quae plerumque lata est, plerumque tortilis de albo et cocco;* die *infula* aber, sagt Prudentius (gegen Symm. 2, 1085), umwindet der Vestalin das lose Haar, sie ist von Wollenstoff (Festus Auszug S. 113). Aufserdem trägt die Vestalin auf dem Kopf das *suffibulum*, wie uns Festus (S. 349) sagt, ein weifses, verbrämtes, viereckiglängliches Kleidungsstück, das die Vestalinnen beim Opfer trugen, und das mit einer *fibula* zusammengefafst wurde.[4]) Auf dem berühmten capitolinischen Altar, dessen Relief die wunderbare Einführung der Göttermutter nach Rom durch die *navisalvia* und die dieses Rettungsschiff ziehende Claudia

---

1) S. a. m. Aufsatz im Bull. dell' ist. 1884. Die Kultusvorschrift giebt Festus S. 158/161 (unter *muries*).

2) Ueber die früher an derselben Stelle gefundenen und die neugefundenen Inschriften s. Lanciani l'atrio di Vesta S. 16 ff.

3) Auch hierüber hat Lanciani l'atrio di Vesta S. 29 ff. gehandelt: die erhaltenen Zeugnisse über das äufsere Auftreten der Vestalinnen wiederholen sich überall.

4) Für die Stelle des Varro 6, 21, nach welcher der *sacerdos publicus* ein *suffibulum* tragen würde, weifs ich keine sichere Emendation. Ich lasse sie deshalb aus dem Spiel.

Quinta darstellt,[1]) sehen wir diese deutlich mit einem solchen, nur bis auf die Schultern herabhängenden, unter dem Kinn zusammengeknüpften Schleier bekleidet: doch wohl als Vestalin, obwohl die bessere Ueberlieferung sie Matrone nennt.[2]) Und eben einen solchen über dem Obergewand auf die Schultern herabhängenden Schleier trägt die schönste der neugefundenen Vestalinnen, von welcher ich gleich weiter zu sprechen habe (s. die Vignette), nur dafs er frei und nicht unter dem Kinn geknüpft herabhängt. Indessen es bleibt immer die Frage, ob dieses *suffibulum* ein ausschliefslich den Vestalinnen zukommendes Kleidungsstück, und nicht vielmehr nur dem Namen nach von jenem Schleier verschieden ist, den jede verheirathete Frau beim Opfer oder auf der Strafse zu tragen hatte.[3]) Ein Bildwerk hatte ich mir schon vor langer Zeit wegen seiner Aehnlichkeit mit dem capitolinischen Altar angemerkt: es ist ein Altar des Casino der Villa Borghese, auf dessen einer Seite eine Priesterin einen dem der Claudia gleichen, nur nicht zugeknüpften Schleier trägt, also grade einen solchen, wie wir ihn jetzt an einer Vestalin kennen. Und doch ist diese Priesterin wohl nicht eine Vestalin; wenigstens wüfste ich nicht, wie zu einer solchen der auf der Gegenseite dargestellte Hirsch in Beziehung zu setzen wäre. Ist die *infula* mit den *vittae* den Vestalinnen eigen? Beides wird auch Opferthieren zukommend genannt und zahlreiche Bildwerke zeigen uns die Stirn des Opferstiers mit einer Binde umwunden, während zu beiden Seiten Bänder herabhängen. Aber allerdings lehren uns sowohl die oben angeführte Nachricht, dafs die *infula* der Vestalinnen diademartig die Haare umschliefse, als die neugefundenen Statuen eine besondere Gattung dieser Binde kennen. Wir müssen die Kleidung dieser Statuen näher ins Auge fassen.

Von den neugefundenen 11 Statuen lassen noch 8 ein sicheres Urtheil über die Gewandbehandlung zu, dazu kommen 3 Köpfe, welche bereits publicirt sind.[4]) Ueber einem bis zu den Füfsen reichenden Untergewande, das die Brust deckt und unmittelbar unterhalb derselben durch einen bandartigen dünnen Gürtel, der in der Mitte geknotet ist, zusammengehalten wird, liegt ein mantelartiges, weites Obergewand. Dieses ist in drei Fällen von hinten über den Kopf gezogen, so jedoch, dafs es nur das Hinterhaupt bedeckt, zieht sich unter dem rechten

---

[1]) Ich beziehe mich auf meine Anmerkung zu Preller 2, 58.

[2]) S. Arntzen zu den Viri illustres 46, 2.

[3]) Neuerdings wieder behandelt von Helbig, Sitzungsberichte der Münchener Ak. (phil. hist. Kl.) 1880, 523.

[4]) Bei Lanciani l'atrio di Vesta T. XVIII, 1—3.

hoch vorgestreckten Arm in breiten Falten quer über den Leib und hängt mit seinem Zipfel über den linken niedriger vorgestreckten Arm herab. Nur die schon angeführte Statue hat statt dessen das *suffibulum*, über das Oberkleid herabhängend, auf dem Kopfe. Die Füfse sämmtlicher Statuen, an denen sie erhalten sind, sind mit Schuhen (*calcei*) von weichem Stoffe bekleidet, welche die Form des grofsen Zehen hervortreten lassen, die der übrigen nicht: sie machen den Eindruck dicker Strümpfe; wo die Spitze frei hervortritt, fehlt jede Andeutung einer Sohle. Was den Kopfschmuck anlangt, so ist allen vier Statuen, deren Köpfe erhalten sind, sowie den einzeln gefundenen Köpfen gemeinsam, dafs sie eine breite Binde tragen, welche das Haar zum gröfseren Theil verhüllt, und zwar so, dafs unterhalb der Binde nur ein schmaler Streifen desselben, zu beiden Seiten des Scheitels in glatten Streifen nach rückwärts gezogen, hervortritt, oberhalb, auf der Mitte des Schädels das Haar bis rückwärts, wo der Schleier aufsetzt, freiliegt, oder es erreicht der Schleier auch die Binde und zieht sich darüber. Diese Binde ist auf der Scheitellinie breit und wird nach rückwärts gleichmäfsig schmaler. Sie besteht aus mehreren parallel laufenden Bändern: an einer der wohlerhaltenen Statuen und einem der Köpfe zeigen sich die Bänder deutlich als dicke, rundliche, spiralförmig gewundene Streifen, sechs an der Zahl, bei den andern ist die Form zwar im Ganzen übereinstimmend, aber weniger charakteristisch dargestellt; auch zählt man dort, wenn ich recht notirt habe, nur vier bis fünf Streifen, weil der Schleier sich darüber legt. Nicht gemeinsam ist ihnen ein zweiter Schmuck: zwei Bänder, welche von der beschriebenen Binde ausgehend hinter den Ohren herab bis auf den Hals hängen. Von den Statuen, deren Kopf erhalten ist, tragen nur zwei diese Bänder, an einer dritten kopflosen sind die unteren Enden derselben erhalten. Offenbar haben die Verfertiger der Statuen sich eine gewisse Freiheit genommen, deren Berechtigung darin liegen mag, dafs die Vestalinnen zwar die Haarbinde immer, den selbständigen Schleier und die Bänder nur bei bestimmten Gelegenheiten getragen haben. Erinnern wir uns nun des oben angeführten Zeugnisses des Servius, so sehen wir deutlich, dafs es die «diademartige Binde», die «meist breit, meist gewunden aus weifs und scharlach» ist, sehr genau beschreibt. Sie besteht offenbar aus sechs spiralförmig gewundenen dicken Wollenstreifen, welche jedenfalls in Natur, wie noch jetzt im Marmor, mit ebensoviel gewundenen und horizontal über das Vorderhaar laufenden Haarflechten die gröfste Aehnlichkeit hatten. Ich bin daher der Meinung, dafs im Volksmunde diese Binde eben deswegen

den bisher nicht erklärten Namen «sechs Flechten» führte und dafs — wie begreiflich — die Zahl nicht zufällig, sondern ein Sinnbild der Sechszahl des Collegiums war.[1]) — Man wird auch die Schuhe und ihre Form für uralt halten dürfen, und sicher hat es für Stoff und Form derselben eine Ritualvorschrift gegeben, wie für die «Schuhe oder Sohlen» der Flaminica:[2]) aber sie ist verloren gegangen.

Was sonst an Schmuck erhalten ist, darf als mehr oder minder zufällig, nicht rituell oder spät betrachtet werden. Dahin gehört namentlich das an an einem breiten gefalteten Halsbande getragene brochenähnliche Kleinod, in Relief sehr deutlich dargestellt an der Statue mit *suffibulum*, vielleicht das spätere Abzeichen der *virgines maximae*.[3]) An einer andern Statue war dieser Schmuck, wie Bohrlöcher und Oxydationsreste zeigen, aus Metall aufgesetzt. An einer dritten sieht man Reste eines solchen Metallzierraths an dem über den linken Arm gehängten Gewandzipfel. — Es ist schade, dafs wir nicht wissen, was die ausgestreckten Hände der Vestalinnen hielten oder ob sie etwas hielten. Fast sollte man meinen, sie seien adorirend aufwärts gestellt gewesen. Nur an einer Statue sind die Hände erhalten: abweichend von den übrigen ist die linke abwärts gestreckt; sie hält Aehren, die rechte das Gewand. Aber freilich, ist auch dies eine Vestalin? Der Kopf fehlt.

In dem kreisrunden Unterbau des Tempels, in der unmittelbaren Nähe des Vestalinnenhauses sind uns werthvolle Ueberreste des ursprünglichen Zustandes selbst in diesen Formen des 2. und 3. Jahrhunderts erhalten: werthvoller noch sind jene Abdrücke des primitiven Ritualgesetzes, das brunnenlose Wasserbecken im Vestalinnenhause und die uralte Haarbinde der Statuen. Wenn zur Zeit des Septimius Severus Terentia Flavola, oder in der Zeit des letzten Kampfes um das heilige Feuer Coelia Concordia in diesem Schmucke die Stufen ihres Klosters, die wir stark ausgetreten vor uns sehen, hinabstieg und wenige Schritte von da die ebenfalls, wenn auch zertrümmert erhaltene

---

[1]) Die einzige Stelle, welche davon spricht, ist die des Festus S. 393a: *senis crinibus nubentes ornantur quod is* (*his* die Hs.) *ornatus vetustissimus fuit: quidam quod eo vestales virgines ornentur, quarum castitatem viris suis sponde* (*sponoe* die Hs.) *ant* .... *a ceteris* (?). Mir scheint es klar, dafs die Bräute die alte Jungfrauenhaartracht anlegen, und dafs diese bei den Vestalinnen in dem das Haar nachahmenden Wollendiadem zur heiligen Tracht geworden war. Erst unsere Statuen haben uns diese Tracht genau kennen gelehrt: daher irrten darüber die andern, so auch Helbig, a. O. S. 515.

[2]) Festus 161 = Serv. Aen. 4, 518.

[3]) Lanciani l'atrio di Vesta S. 30.

Treppe des Rundtempels hinauf, indessen die Menschen an ihr vorüber zwischen Forum und Sacra via hin- und wiederflutheten, so wird der Gegensatz zwischen jener Gestalt aus den Tagen König Numas und der modernen Gesellschaft kaum geringer gewesen sein, als wenn im heutigen Rom das Ordenskleid zwischen den koketten Gestalten der Paini einherschreitet. Und in dem Verhalten beider Gegensätze zu einander zeigt sich die ungeheure Gewalt, die eine durch Jahrhunderte festgehaltene, einfache Form einer verständlichen und wohlthätigen religiösen Idee über das Chaos des ephemeren Menschenlebens übt.

XVIII.

KARL PURGOLD

Olympische Weihgeschenke.

Die seit Jahren geführten Discussionen über die Authenticität des Pausanias haben sich seit einiger Zeit fast ausschliefslich auf die Beurtheilung seiner Beschreibung Olympia's gerichtet, nicht nur weil dieselbe einen der interessantesten Bestandtheile seines Werkes bildet, sondern noch mehr, weil durch die Wiederaufdeckung Olympia's hier ein Material zur Controle des Schriftstellers gewonnen worden ist, wie es an keinem anderen Orte Griechenlands in diesem Umfang vorliegt. Um so mehr erscheint es mir als die Aufgabe derjenigen, denen die wissenschaftliche Bearbeitung der olympischen Funde anvertraut ist, dieses Material zur Untersuchung einer für unsere Kenntnifs des alten Griechenland so wichtigen Frage mit möglichster Vollständigkeit und Genauigkeit zur Verfügung zu stellen und vor allem die Berührungspunkte nachzuweisen, welche die thatsächlichen Ergebnisse der Ausgrabungen mit der Beschreibung des Periegeten darbieten.

Die Inschriften, auf deren Gebiet die Mehrzahl derselben sich findet, sind auch nach dieser Richtung hin noch keineswegs erschöpft; unter denjenigen, welche bisher bei Pausanias identificirt worden sind, ist noch mancherlei festzustellen und zu berichtigen, ihre Zahl aber läfst sich um etwa den vierten Theil vermehren. Sie setzen uns in den Stand, die Ueberreste einer Anzahl der von Pausanias in Olympia beschriebenen Weihgeschenke wieder zu bestimmen; sie sind die sichersten, aber nicht die einzigen Erkennungszeichen, welche von diesen Monumenten auf uns gekommen sind.

Aus einer gröfseren Arbeit, welche darauf gerichtet ist, Pausanias in seiner Beschreibung Olympia's an der Hand des wiedergewonnenen Thatbestandes zu folgen, habe ich einige Abschnitte herausgenommen, und zwar gerade solche, welche die Bestimmung von Monumenten zum Gegenstand haben, deren ursprüngliche Bedeutung sich nicht durch das unanfechtbare Zeugnifs einer von Pausanias überlieferten Aufschrift erweisen, sondern nur indirect durch Untersuchungen anderer Art aus seiner Beschreibung wieder erkennen läfst.

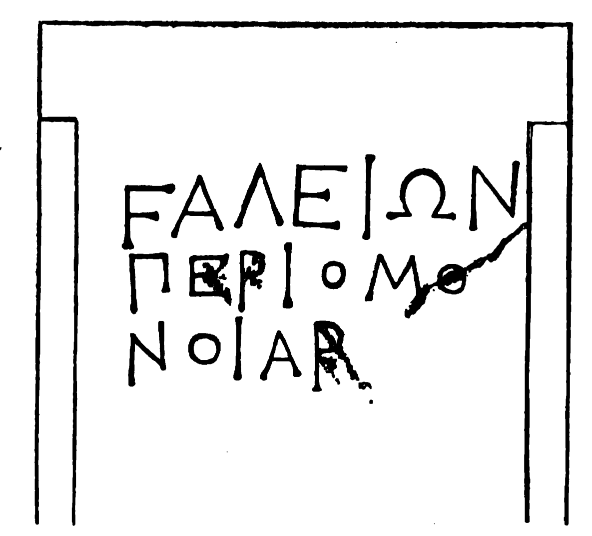
Den hypothetischen Charakter eines Theils derselben habe ich mir nicht verhehlt und keineswegs zu verdecken gesucht; vielmehr schien es mir grade um seinetwillen besonders wünschenswerth, vor einer weiteren Verwendung dieser Combinationen sie Anderen zur Beurtheilung und Nachprüfung vorlegen zu können.

I.

Einen festen Punkt in der Beschreibung der olympischen Zeusstatuen bei Pausanias (V, 24, 3) bildet die Südostecke des Tempels, vor welcher die runde Basis des von den Lakedämoniern geweihten Zeusbildes gefunden worden ist, «zu seiner Linken» stand «an der ersten Säule des Tempels», also an der Ecksäule desselben im Südosten, der von Mummius aus der korinthischen Beute gestiftete Zeus.

Wenn Pausanias von hier weiterhin am Pelopion seine Aufzählung fortsetzt, so mufs er vor der Ostfront des Zeustempels herumgegangen sein; in dieser Gegend ist daher das dazwischen genannte Anathem der Eleer nach dem Arkaderkrieg, das grösste aller ehernen Zeusbilder in der Altis, zu suchen.

Ich glaube, dafs uns das Mittelstück seines Bathrons in dem grofsen, vor der Ostfront gefundenen Conglomeratstein[1]) erhalten ist, welcher die Arch. Zeitg. 1876, S. 219 unter No. 22 publicirte Inschrift trägt:



[1]) Er liegt innerhalb der östlichen der 3 hemikyklischen Basen an der Nordseite der Ostfront und war nicht in die byzantinische Mauer verbaut. Ein anderer, nach dem Material und den genau übereinstimmenden Mafsen dazu gehöriger Block, der auch die-

Es ist dies ein 1,33 hoher Basisblock von 0,71 Breite und 0,41 Dicke, der trotz des an den aufrechtstehenden Kanten vortretenden Randes rechts und links Anschlufsfläche zeigt. Die Vorderseite der Basis, die somit merkwürdiger Weise in stehende Felder oder Streifen getheilt war, hatte also, da wir an jeder Seite mindestens noch einen solchen Block voraussetzen müssen, nicht weniger als 2,13 Meter Breite, vielleicht aber bei weitem mehr. Die obere Platte, welche in 2 Löchern auf der Oberfläche unseres Blocks befestigt war, mufs mit ihren vortretenden Profilen mindestens gegen 3 Meter breit gewesen sein und die Höhe der ganzen Basis mit dem oberen und unteren Profilblock etwa 2 Meter betragen haben.

Wir gewinnen damit das Bathron eines colossalen Anathems, das nach der Inschrift die Eleer „περὶ ὁμονοίας“ geweiht haben. Aufser einigen Ehrenstatuen, welche hier nicht in Betracht kommen, finden sich unter den von Pausanias genannten Monumenten nur 2 Stiftungen der Eleer: die Athenastatue des Nikodamos, welche ebenfalls in dieser Gegend gestanden haben mufs, und das Weihgeschenk nach der Arkaderschlacht. Für das letztere, ein 27 Fufs hohes, ehernes Zeusbild, ist unser Bathron mit seinen gewaltigen Dimensionen als ganz besonders geeignet zu betrachten.

Die Zeit der Inschrift hat Dittenberger, der sie in der Arch. Ztg. herausgab, besonders wegen der Beibehaltung des Digamma im Anlaut des Namens auf das 4. Jahrhundert bestimmt;[1]) nehmen wir dazu noch die unregelmäfsigen, alterthümlich anmuthenden Formen der Buchstaben, besonders des Ny[2]), so werden wir nicht über die erste Hälfte dieses Jahrhunderts damit herabgehen dürfen.

In diese Zeit nun fällt grade das Ereignifs, das wie kein anderes

---

selben Ränder an den Langseiten zeigt, vielleicht einer der an den Inschriftstein seitlich anstofsenden Blöcke von der Vorderseite des Bathrons ist wie mancher andere von der Ostfront verschleppt worden und liegt jetzt 6 Schritt vor der Südostecke des Heraion.

[1]) Das Vorkommen des *F* auf der Weihinschrift eines Monuments wird mit der Beibehaltung dieses Zeichens auf den Münzen von Elis nicht in eine Linie gestellt werden können, da es auf diesen bis weit über die Zeit seines wirklichen Gebrauchs hinaus typisch geblieben ist — ebenso wie auf den zahlreichen in Olympia gefundenen runden Bronzemarken (Arch. Zeitg. 1878, S. 180, No. 213). Das auf den Münzen von Korinth bis in späte Zeit beibehaltene Koppa wird in einer korinthischen Weihinschrift von Olympias 81 schon nicht mehr im Stadtnamen verwendet.

3) Die archaische Form des *P*, welche die Publication in der Arch. Zeitg. am Schlufs der Inschrift zeigt, beruht nur auf einer Verletzung des Steins an dieser Stelle, dessen Oberfläche von ausgewitterten Adern durchfurcht ist. Die an den Enden verdickten Linien der Buchstaben sprechen nicht gegen diese Ansetzung der Inschrift; es sind mir einige Beispiele davon bekannt, welche noch dem 5. Jahrh. angehören.

den Gottesfrieden Olympia's und die Eintracht der dort sich versammelnden griechischen Stämme gestört hat, der Krieg mit den Arkadern, nach dessen Beendigung die Eleer das von Pausanias erwähnte Weihgeschenk vor dem Zeustempel aufstellten.

Der Zusatz „*περὶ ὁμονοίας*" als Grund der Weihung wird kaum eine passendere Motivirung finden können, als durch die Ereignisse dieses Krieges, der nach der gewaltsamen Occupation Olympia's und der widerrechtlichen Feier der Spiele durch die Pisaten mit einer friedlichen Lösung und der Wiederherstellung des früheren Rechtszustandes endete. Nicht der momentane Erfolg der Eleer oder die spätere Wendung des Krieges führte zu diesem Resultat, sondern die religiösen Bedenken, die sich unter den Arkadern geltend machten und eine Spaltung unter ihnen zur Folge hatten, veranlafsten sie freiwillig durch Vertrag das olympische Heiligthum seinen rechtmäfsigen Besitzern wieder herauszugeben.[1])

Diesem Hergang entspricht es, dafs die Eleer ihr Weihgeschenk nach dem Kriege nicht in der sonst üblichen Form als ein Anathem aus der den Feinden abgenommenen Beute, sondern vielmehr als ein Denkmal der wiederhergestellten Eintracht bezeichneten.

Auch die auffallende Form der Widmung durch den einfachen Genitiv erklärt sich aus diesen Umständen, unter welchen es den Eleern darauf ankommen mufste, hier vor allem ihren Namen als den der rechtmäfsigen Inhaber von Olympia nachdrücklich hervorzuheben. Vielleicht hatten die Pisaten ein, wenn auch nur provisorisches Denkmal ihrer Olympiadenfeier in der Altis hinterlassen, das die zurückkehrenden Eleer beseitigten, wie sie auch jene Olympiade selbst als nicht gefeiert in ihren Annalen übergingen. Dasselbe Bestreben, die Erinnerung an die fremden Eindringlinge zu verwischen, wird nun auch die Eleer bestimmt haben, auf dem von ihnen gestifteten Monument den Namen ihres Stammes mit besonderer Betonung voranzustellen.

Als Entstehungszeit dieses Denkmals ist demnach das Ende von Olympia, 104, oder wahrscheinlicher der Anfang der folgenden anzunehmen, und die damit gewonnene, genauere Datirung der Inschrift ist um so erwünschter, als sich an dieselbe eine kleine Gruppe anderer,

---

[1]) Xenophon Hellen. VII, 4, 35. *τοῦ τε γὰρ ἱεροῦ τοῦ Διὸς προεστάναι οὐδὲν προσδεῖσθαι ἐνόμιζον, ἀλλ' ἀποδιδόντες ἂν καὶ δικαιότερα καὶ ὁσιώτερα ποιεῖν καὶ τῷ θεῷ οἴεσθαι μᾶλλον ἂν οὕτω χαρίζεσθαι. βουλομένων δὲ ταῦτα καὶ τῶν Ἠλείων, ἔδοξεν ἀμφοτέροις εἰρήνην ποιήσασθαι· καὶ ἐγένοντο σπονδαί.*

durch ihre Schriftformen und sonstige äufsere Merkmale als gleichzeitig anschliefsen läfst, deren Besprechung an dieser Stelle jedoch zu weit führen würde.

II.

Ein anderes Werk, das nur in der Beschreibung des Pausanias erhalten ist und hier bisher eine verschiedene Beurtheilung erfahren hat, möchte ich versuchen, als eine Stiftung derselben Zeit nachzuweisen.

Bei Gelegenheit des Heiligthums des Sosipolis erzählt er (VI, 20, 4 u. 5) die wunderbare Geschichte von der Sendung dieses «Dämon» zum Beistand der Eleer gegen die Arkader, eine jener frommen Legenden von sichtbarer göttlicher Hülfe in Kämpfen historischer Zeit, wie die bekannten Erzählungen von der Schlacht bei Marathon und dem Galliereinfall in Delphi, die wir ebenfalls Pausanias verdanken.

Die Eleer weihten dem Sosipolis in ihrer Hauptstadt ein Heiligthum neben dem der Tyche (VI, 25, 4), in welchem er in einem Gemälde dargestellt war: *παῖς μὲν ἡλικίαν, ἀμπέχεται δὲ χλαμύδα ποικίλην ὑπὸ ἀστέρων, τῇ χειρὶ δὲ ἔχει τῇ ἑτέρᾳ τὸ κέρας τῆς Ἀμαλθείας*, und ein anderes am Schauplatz seiner wunderbaren Erscheinung, in Olympia am Kronion, in welchem er mit Eileithyia zusammen verehrt wurde. Aber sollten sie hier nicht auch eine Statue zu seinen Ehren errichtet haben?

Wenn wir sehen, wie noch beinahe 100 Jahre später der Beistand des Gottes zur Errettung seines Heiligthums von den Stämmen, welche an dem Siege über die Kelten bei Delphi theilgenommen hatten, in einer Reihe glänzender Kunstwerke verherrlicht wurde, so werden wir gewifs die Frage aufwerfen dürfen, ob in der Blüthezeit der griechischen Kunst in Olympia, das die griechischen Staaten im Wetteifer mit ihren Götterbildern ausschmückten, ein derartiges Ereignifs vorübergehen konnte, ohne dafs die Eleer, die Herren der Stätte, die Gottheit, welche sie im Besitz derselben geschützt hatte, auch künstlerisch verewigten.

Sosipolis war ein Knäblein, das seine Mutter noch an der Brust trug, als sie es in Folge eines Traumgesichtes den Eleern als Beistand in der Kriegsgefahr überbrachte. Diese glaubten seiner göttlichen Sendung und setzten es vor ihr Heer, wo es sich beim Angriff der Feinde in eine Schlange verwandelte und die Arkader, durch dies Wunder erschreckt, zur Flucht wandte. Die Worte, mit denen Pausanias die Situation schildert, in welcher das Kind die Eleer rettete:

τιθέασι τὸ παιδίον πρὸ τοῦ στρατεύματος γυμνόν, scheinen mir nicht zufällig mit der Beschreibung einer im Heraion aufgestellten Statue übereinzustimmen (V, 17, 4): *παιδίον δὲ ἐπίχρυσον κάθηται γυμνὸν πρὸ τῆς Ἀφροδίτης. Βοηθὸς δὲ ἐτόρευσεν αὐτὸ Καρχηδόνιος.*

Wenn wir in dieser Statue, wie ich glaube, ein Bild des Sosipolis zu erkennen haben, so gewinnen wir damit zugleich ein werthvolles, weil unbeabsichtigtes Zeugnifs dafür, dafs Pausanias in seiner Beschreibung Olympia's und der Erklärung dessen, was er dort sah, in der That, wie er selbst oft genug andeutet, von lokaler Ueberlieferung und mündlicher Exegese abhängig war, die er hier und da durch eigene Combination zu ergänzen oder zu berichtigen versucht. Eine solche an Ort und Stelle durch die Führer gebotene und daher naturgemäfs von allerlei Zufälligkeiten abhängige Erklärung aber konnte sehr wohl an einem oder dem anderen Punkte einmal ausbleiben und den Besucher im Stich lassen. Auf diese Weise erklären sich manche Lücken in der Exegese des Pausanias, die er nicht immer durch eigene Vermuthung auszufüllen vermochte und die bei systematischer Ausnutzung der älteren periegetischen Literatur schwer verständlich sein würden.

Eine solche aber findet sich gerade in der Beschreibung des Heraion-Inneren nochmals, gleich im Eingang, wo er neben dem Cultbild der Hera eine andere, neben ihr stehende Figur erwähnt, bärtig, mit Helm, ohne sie benennen zu können, für deren Erklärung auch wir daher nur auf Vermuthung angewiesen sind.[1]) Doch glaube ich, dafs sich die Bedeutung dieser vielbesprochenen Statue noch mit

[1]) Die von Furtwängler (Bronzefunde aus Ol. S. 31 Anm.) aufgestellte Vermuthung, dafs es «eine menschliche Votivstatue als Krieger» gewesen sein möge, ist deshalb nicht anzunehmen, weil sie ganz sicher mit den beiden vorhergenannten Bildern des Zeus und der Hera zusammengehört. Es folgt das nicht nur aus den Worten des Pausanias, sondern auch aus der Form des Bathrons, das im Hintergrunde der Heraioncella erhalten ist und diese dem ältesten Cultus Olympia's geweihte Gruppe trug. Dasselbe ist gegenwärtig etwas über 4 Meter lang und über 1½ Meter tief erhalten, und obwohl die Rück- und Seitenflächen jetzt unvollständig sind, so mufs seine Form doch immer eine oblonge gewesen sein, selbst wenn es — was gewifs nicht der Fall war — bis zur Rückwand der Cella gereicht hätte; für 3 Figuren in fast doppelter Lebensgröfse, von denen die mittlere safs, ist es seinen Dimensionen nach vollkommen geeignet. — Aus denselben Gründen ergiebt sich aber auch, dafs die andere Vermuthung Furtwänglers, nach welcher er das von den Kypseliden geweihte goldene Zeusbild an erster Stelle hier einsetzen will, ebensowenig annehmbar ist, da dasselbe unmöglich zu diesen *ἔργα ἁπλᾶ* gehört haben kann, ein Ausdruck, den Furtwängler selbst mit Recht aus dem einfachen Material dieser alterthümlichen Mergelkalk-Bildwerke erklärt. Vielmehr gehört dieser Zeuscolofs der Kypseliden gerade zu den zahlreichen Belegen dafür — was man umsonst in Abrede zu stellen sucht —, dafs Pausanias nichts beschreibt, was zu seiner Zeit nicht mehr vorhanden war.

einiger Sicherheit bestimmen läfst, wenn wir uns vergegenwärtigen, dafs zur Zeit dieser Bildwerke das Heraion der einzige Tempel Olympia's war, das einzige Heiligthum also, in welchem die Bilder der in Olympia in ältester Zeit zusammenverehrten Gottheiten in bedecktem Raum aufgestellt werden konnten. Wenn wir hier also neben der thronenden Hera, die damals wohl noch nicht die alleinige Inhaberin des Tempels war, einerseits Zeus dargestellt finden, so ist auf ihrer anderen Seite Pelops zu erwarten, «der unter den Heroen in Olympia die gleichen Ehren bei den Eleern geniefst wie Zeus unter den Göttern» (Paus. V, 13, 1). Die Beschreibung pafst für diesen vollkommen — wir würden somit die gesammten Elemente des ursprünglichen olympischen Cultus hier beisammen finden, wie es unter jenen Bedingungen nicht anders vorauszusetzen ist. Zu Pausanias' Zeit dagegen war die ursprüngliche Einfachheit dieser Verhältnisse unter der Fülle anderer Monumente, zum Theil der besten griechischen Zeit, so verdunkelt, dafs es nicht zu verwundern ist, wenn er die ihrem Aeufseren nach wenig significante Figur, die er beschreibt, nicht auch erkannte.

Es scheint mir daraus hervorzugehen, dafs Pausanias in der Cella des Heraion wirklich sich selbst überlassen war und nur diejenigen Statuen benennt, die er entweder selbst erkannte, oder die er bei seinen späteren Nachforschungen über die Künstler der dort aufgestellten Werke mit Namen bezeichnet fand. Die nachträgliche Verwendung persönlicher und literarischer Erkundigungen über die Geschichte der Künstler wie über manches Andere kann Niemand bezweifeln, in unserem Fall ist sie aus den hier gehäuften Angaben über Schul- und Familienverhältnisse der Künstler, welche die archaischen Goldelfenbeinstatuen für das Heraion arbeiteten, ganz besonders deutlich.

Den Namen des Boethos dagegen, der jene Kinderstatue verfertigt hatte, wird er aus der Künstlerinschrift des Werkes entnommen haben, während es durchaus nicht auffallend ist, wenn er für die Benennung desselben keinerlei Anhalt auf ihm fand. Die Aufschriften auf Götterbildern nennen in der Regel die Gottheit, der die Statue geweiht war, welche häufig genug mit der dargestellten identisch ist (wie z. B. bei dem Hermes des Glaukias, Arch. Zeitg. 1881, S. 83 No. 384); aber bei einem im Heiligthum einer anderen Gottheit aufgestellten Agalma ist eine erklärende Beischrift kaum zu erwarten.

Der Mangel einer Benennung dieser Kinderfigur von Seiten des Pausanias, der sich, wie mir scheint, aus den angegebenen Gründen zur Genüge erklären läfst, hat zu der Annahme geführt, dafs dieselbe

überhaupt keine mythologische Bedeutung gehabt habe und somit als Genrebild betrachtet werden könne;[1]) aber selbst in vorgerückterer griechischer Zeit pflegte man dergleichen Darstellungen noch nicht in Tempeln aufzustellen.

Andererseits ist leicht zu sehen, dafs für ein Bild des Sosipolis in Olympia kein anderer Aufstellungsort mit mehr Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, als grade das Heraion. Sein eigenes Heiligthum war nur der Priesterin zugänglich und darum zu diesem Zweck nicht geeignet; es lag am Kronoshügel, an der Stelle, an welcher der Dämon in Schlangengestalt verschwunden sein sollte; wenn man somit auf die Sage Gewicht legte, so mufste zur Aufstellung seiner Statue das am Fufse des Kronion gelegene Heraion zunächst in Betracht kommen, zumal da es nach einer treffenden Bezeichnung «mehr Museum als Tempel» war.

Die Hauptsache aber scheint mir dabei, dafs wir mit dieser Erklärung der räthselhaften Kinderfigur eine Datirung für dieselbe gewinnen, durch welche sie den beiden anderen Werken, die neben ihr «in späterer Zeit» in das Heraion geweiht wurden, auch zeitlich an die Seite rückt, nämlich dem Hermes des Praxiteles, dessen Künstler Plinius grade in Olympias 104 ansetzt und der Aphrodite des Kleon, welcher 6 Olympiaden früher eine der Zanesstatuen für Olympia arbeitete. Wenn auch in den Worten, mit welchen Pausanias nach Beschreibung der alterthümlichen, in der Heraioncella aufgestellten Götterbilder zu diesen 3 Werken übergeht: *χρόνῳ δὲ ὕστερον καὶ ἄλλα ἀνέθεσαν ἐς τὸ Ἡραῖον*, kein directer Anhalt dafür gefunden werden sollte, dafs wir hier eine Gruppe gleichzeitig geweihter Statuen vor uns haben, so ist das doch aus anderem Grunde anzunehmen.

Die Aufstellung gröfserer Anatheme im Innern einer Tempelcella ist mit der architektonischen Anordnung und den räumlichen Dispositionen derselben so eng verknüpft, dafs man, auch abgesehen von der Heiligkeit des Orts und der daraus hervorgehenden religiösen Scheu, hier weniger leicht Veränderungen vorgenommen haben wird, als an anderen Orten, selbst als z. B. im Pronaos; am wenigsten aber wohl zu Gunsten eines einzelnen, weder durch seinen Stifter noch durch

1) Diese Auffassung Overbeck's ist hervorgegangen aus dem Wunsch, eins der bekanntesten Genrebilder, den kapitolinischen Dornauszieher, mit diesem Werke des Boethos zu identifiziren. Dagegen scheint mir aufser manchem Andern schon der Ausdruck des Pausanias zu sprechen, denn ich glaube kaum, dafs er den schlanken, halberwachsenen Knaben als *παιδίον* bezeichnet haben würde; nennt er doch den in ungefähr gleichem Alter befindlichen Knaben im Westgiebel des Zeustempels, den der Kentaur gefafst hält, schon *παῖδα ὡραῖον*.

seine Darstellung besonders ausgezeichneten Werkes, wie es bei der bisherigen Annahme mit der Statue des Boethos der Fall sein würde.

Es ist daher natürlich, dafs man Umstellungen und Neuaufstellungen von Statuen innerhalb eines Tempels möglichst bei Gelegenheit von baulichen Veränderungen oder Ausbesserungen des Gebäudes vorzunehmen suchte.

So steht die Aufstellung der römischen Kaiserstatuen, welche Pausanias im Innern des Metroon sah und die dort zum Theil wieder aufgefunden worden sind, in Verbindung mit dem völligen Umbau dieses Gebäudes im Beginn der Kaiserzeit.[1])

Ebenso ist in der Cella des Heraion durch Dörpfelds Beobachtungen[2]) eine durchgreifende Veränderung der inneren Disposition constatirt worden und wir werden einen Zusammenhang derselben mit der Neuaufstellung der «in späterer Zeit» in das Heraion geweihten Kunstwerke um so eher annehmen müssen, als von dem einen unter diesen, dem Hermes des Praxiteles, noch sicher zu erkennen ist, dafs er mit Rücksicht auf die neue Anordnung der Tempelcella aufgestellt wurde.[3])

Dazu kommt, dass gerade in dem Zeitraum, in welchem dies ungefähr geschah, die historischen Begebenheiten und die Schicksale Olympia's während derselben eine architektonische Erneuerung des Tempels nothwendig machen mufsten.

Die Besetzung Olympia's durch die Arkader, die Befestigung des Kronion und der Altis, vor allem aber der im Innern des Heiligthums selbst geführte Kampf, bei welchem die Mauern und Tempel als Vertheidigungspunkte benutzt und durch über Nacht aufgeführte Verschanzungen verstärkt wurden[4]), — dies alles hat ohne jeden Zweifel zahlreiche und tiefgehende Verwüstungen mit sich gebracht, denen gerade das Heraion durch seine Lage am meisten ausgesetzt war, sowohl als Bollwerk am Fufse des zur Festung umgewandelten Kronoshügels, wie als Hauptziel des Angriffs der Eleer, welche von der

---

1) Ausgrabungen von Olympia IIII. S. 33.

2) Olymp. Berichte No. 40. Arch. Zeitg. 1880, S. 47f.

3) Der in situ erhaltene Unterblock der Hermesbasis steht genau in der Mitte zwischen 2 der Innensäulen, welche bei dieser neuen Anordnung im Innern der Cella angebracht wurden, dagegen aufser Verhältnifs zu der durch vortretende Wandpfeiler gebildeten Nischeneintheilung des Cella-Inneren, die zu der ursprünglichen Anlage des Heiligthums gehört.

4) Vgl. die Erzählung bei Xenoph. Hell. VII, 4, 14 u. 28 ff.

Westaltismauer her die Vertheidiger bis zum Zeusaltar zurückdrängten.[1]) Eine der ersten Angelegenheiten der Eleer, nachdem ihnen der Besitz des Heiligthums zurückgegeben war, mufste es daher sein, die Spuren dieses Kampfes möglichst zu verwischen und die Schäden, die er hinterlassen hatte, wieder herzustellen.

Ebenso waren aber auch Lücken in dem künstlerischen Inventar der Tempel auszufüllen, denn gerade die Beraubung der olympischen Tempelschätze spielt in der weiteren Entwickelung der Ereignisse eine ganz besondere Rolle.[2]) Unter den *ἱερὰ χρήματα*, deren widerrechtliche Verwendung der Grund zur Spaltung unter den Arkadern wurde, sind ganz gewifs nicht nur die etwa vorhandenen Vorräthe an gemünztem Gelde, sondern vor allem die Schätze an kostbaren Geräthen und Kunstwerken zu verstehen, welche den Hauptreichthum der olympischen Heiligthümer ausmachten. Und auch in dieser Hinsicht mufs neben den Schatzhäusern wiederum das Heraion am meisten mitgenommen worden sein, da es von jeher zur Aufbewahrung gerade der dem Material nach werthvollsten Kunstschätze diente. Das ist selbst zu Pausanias' Zeit aus dem Ueberrest alter Gold- und Elfenbeinsculpturen und anderer Werthstücke, den er darin noch vorfand, ersichtlich; auch die in späterer Zeit aus dem Megareerschatzhaus und dem Philippeion entfernten kostbaren Kunstwerke hatte man hier untergebracht. Vielmehr noch aber tritt es in dem bei Athenäos[3]) erhaltenen Fragment des Polemon hervor, in welchem das Heraion neben den Thesauren genannt wird und ganz wie diese einen wahren Schatz an goldenen und silbernen Geräthen in sich birgt. Auch der goldgetriebene Zeuscolofs, den Kypselos nach Olympia gestiftet haben soll, war hier aufgestellt, und wenn er zu Pausanias' Zeit nicht mehr dort vorhanden

---

1) Es liegt nahe, mit diesem Kampfe in der Altis auch die Kriegerleiche in Verbindung zu bringen, von deren Auffindung Pausanias (V, 20, 4 u. 5) erzählt. Die Thatsache ist nicht zu bezweifeln und steht mit den architektonischen Beobachtungen, nach welchen das Heraion sein ursprüngliches Holzgebälk und das alte Ziegeldach bis zuletzt bewahrt hat, in bester Uebereinstimmung. Die Erklärung des olympischen Exegeten aber, welche Pausanias überliefert, scheint weniger unanfechtbar: in dem Kriege der Lakedämonier gegen Elis, auf welchen er verwies, ist eine Schlacht in der Altis sonst nicht bekannt und nach Xenophons (Hell. III, 2, 26) Erzählung, nach der man Agis in Olympia opfern liefs, auch nicht wahrscheinlich. Auch Pausanias in seiner ausführlichen Erzählung des Krieges (III, 8, 3 ff.) weifs nichts von einer solchen; ihre spätere Erwähnung bei Gelegenheit der Statue des Lichas (VI, 2, 3) wird daher ebenfalls auf den Irrthum des olympischen Exegeten zurückzuführen sein, der vielleicht durch das in der Altis aufgestellte Tropaeon über die Lakedämonier (V, 27, 11) veranlafst war.

2) Xenoph. Hell. VII, 4. 33 f.

3) Athenaeus XI. p. 479 F. Preller, Polemon. Fragm. XXII.

war, so folgt daraus, dafs er bei dieser oder einer späteren Beraubung des Tempels entfernt worden ist.

Das Goldelfenbeinbild des Phidias ist wohl durch die Scheu vor seiner religiösen Heiligkeit oder seinem über ganz Griechenland verbreiteten künstlerischen Ruhm vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt geblieben; dafs es aber trotzdem in jener stürmischen Zeit nicht ohne alle Beschädigung davonkam, scheint aus der Nachricht hervorzugehen, nach welcher es von dem Messenier Damophon[1]) *διεστηκότος ἤδη τοῦ ἐλέφαντος* wieder hergestellt worden ist. Denn dieser Künstler, dessen Hauptwerke für die neubegründeten Städte Messene und Megalopolis bestimmt waren, mufs hiernach gerade in der auf Olympias 102 folgenden Periode thätig gewesen sein.

Nehmen wir alle diese Umstände zusammen, so ist als sicher zu betrachten, dafs nach den Ereignissen der «Anolympias» umfassende Wiederherstellungsarbeiten und Erneuerungen an den Gebäuden und Kunstwerken der Altis, und zwar besonders im Heraion vorgenommen worden sind. Und wenn wir nun von der Aufstellung einer Anzahl von Statuen in demselben erfahren, welche ihrer Künstler oder ihres Gegenstandes wegen gerade dieser Zeit zugewiesen werden müssen, so ist der Schlufs gerechtfertigt, dafs sie zu den Werken gehören, mit welchen die Eleer nach ihrem Wiedereintritt in den Besitz Olympia's die durch die arkadische Invasion beschädigten und theilweise beraubten Tempel wieder auszustatten und in den früheren Stand zu setzen suchten.

Das Ziel, auf welches diese Untersuchung hauptsächlich gerichtet ist, besteht in der Gewinnung eines Anhaltspunktes zur genaueren Datirung des Hermes des Praxiteles. Denn obwohl die Zeit des Künstlers durch Plinius Angabe im Allgemeinen feststeht, so bleibt für die Ansetzung seiner Werke im Einzelnen doch noch ein so weiter Spielraum, dass das Bestreben gerechtfertigt ist, für dieselben auf anderem Wege zu einer bestimmten Fixirung zu gelangen.

Den Hermes hat Brunn aus stilistischen Gründen als eine der frühesten Arbeiten des Künstlers bezeichnet, und wenn wir durch unsere Untersuchung auf das Ende der 104. Olympiade als die Zeit der Aufstellung des Werkes geführt wurden, so trifft das mit jener Annahme überein, da die Angabe des Plinius, welcher Praxiteles gerade in diese Olympiade ansetzt, «mehr den Anfang, als das Ende seiner Thätigkeit» zu bezeichnen scheint.[2])

---

[1]) Paus. IIII, 31, 6.

[2]) Brunn, Künstlergesch. I. S. 336.

Zur Begründung dieser Angabe des Plinius verweist Em. Löwy in seinen schönen und ergebnifsreichen «Untersuchungen zur griechischen Künstlergeschichte» (S. 64) auf die Arbeiten des Praxiteles für Mantinea, indem er für diese die Schlacht bei Mantinea als mafsgebendes Datum annimmt. Aber da er selbst nachweist, dafs die historischen Aufzeichnungen, auf welche unsere Nachrichten über Künstlerchronologie zurückgehen, aller Wahrscheinlichkeit nach hauptsächlich in Olympia entstanden sind (S. 73 ff.), so scheint es mir eine noch einleuchtendere Begründung jener Angabe, wenn wir sie auf das in Olympia selbst befindliche Werk des Praxiteles zurückführen, dessen Aufstellung mit einem historischen Ereignifs von so einschneidender localer Bedeutung wie die Anolympias verbunden war.

Ueberdies war der Hermes nicht das einzige Werk des Praxiteles, an welches sich diese Erinnerung knüpfte; im Tempel des Dionysos zu Elis war das Bild dieses Gottes ebenfalls von ihm ausgeführt[1]) und wie man die Goldelfenbeinstatuen der Aphrodite Urania und der Athena, welche Phidias für Elis arbeitete, mit dem Aufenthalt desselben in Olympia in Verbindung bringen wird, ebenso gehören auch die für die Eleer gearbeiteten Statuen des Praxiteles gewifs der gleichen Zeit des Künstlers an. Dionysos war die von den Eleern am meisten verehrte Gottheit und es entspricht ganz dem griechischen Brauche wenn sie nach einer glücklich überstandenen Zeit kriegerischer Bedrängnifs für das Heiligthum ihres Hauptgottes dessen Bild ausführen liefsen; auch der Gegenstand der Hermesgruppe: die Kindheit des Dionysos, ist gewifs aus demselben Grunde für das nach Olympia geweihte Anathem gewählt worden.

Mit dieser schon ganz ansehnlichen Reihe von Statuen scheinen jedoch die Stiftungen der Eleer nach Beendigung des Arkaderkrieges noch nicht abgeschlossen. Das Heiligthum des Sosipolis in Elis (VI, 25, 4) befand sich unmittelbar neben dem der Tyche und dafs er dieser auch im Cultus nahestand, zeigt das Attribut, welches er auf dem Gemälde daselbst in der Hand hielt: das Füllhorn, das von der Tyche auf ihn selbst übergegangen ist, bezeichnet ihn wie diese als heilbringende Gottheit. Da nun die benachbarte Statue der Tyche, welche Pausanias beschreibt, ebenfalls dieser Zeit angehört, so ist anzunehmen, dafs sie — und mit ihr vermuthlich das ganze Heiligthum — auch aus demselben Anlafs gestiftet wurde, wie das des Sosipolis.

Die Entstehung dieses Bildes in der hier besprochenen Periode

---

[1]) Pausanias VI. 26, 1.

aber folgt aus seinem Material; es war ein vergoldetes Holzbild, Kopf, Hände und Füfse aus Marmor angefügt, eine Technik, die als eine Art billigeres Surrogat der Goldelfenbeinsculptur gerade in dieser Zeit, in welcher die Traditionen der ersten Kunstblüthe noch einmal auflebten, angewendet worden ist. Ihr Hauptvertreter ist der messenische Künstler Damophon, derselbe, der das Zeusbild des Phidias restaurirte und dafür von den Eleern mit Ehren belohnt wurde (Paus. IV, 31, 6); es ist daher sehr wahrscheinlich, dafs auch diese Statue der Tyche in Elis sein Werk war.

In Olympia lag das Heiligthum des Sosipolis am Kronion, oberhalb der Schatzhäuserterrasse; an ihrem Fufse wurde der jüngste Tempel der Altis errichtet, das Metroon, dessen Erbauung aus architektonischen Gründen dem 4. oder 3. Jahrhundert zugewiesen wird. Wenn wir für seine Anlage nach einer Zeit suchen, in welcher auch in anderen Gegenden des Peloponnes der Göttermutter Tempel errichtet wurden, so werden wir durch die Heiligthümer derselben in Megalopolis und Messene, die gewifs bald nach der Begründung dieser Städte in Olym. 102 gestiftet worden sind, wieder auf denselben Zeitraum geführt, dem die bisher besprochenen Werke zugewiesen werden mufsten; ihre Statue in Messene war eine der bedeutendsten Arbeiten des Damophon. Die Vermuthung ist sonach wenigstens möglich, dafs auch das Metroon von den Eleern bei der Wiederherstellung Olympia's nach der arkadischen Invasion erbaut wurde.

Das Bild einer von regem und ernstem Kunstschaffen erfüllten Zeit, das wir hier für Elis gewinnen, entspricht vollkommen der Periode politischer und religiöser Restauration, welche die thebanische Herrschaft für den ganzen Peloponnes mit sich brachte.

Neben dem schon älteren Kleon — der Künstler des Zeuscolosses ist leider nicht bekannt — tritt Praxiteles als Vertreter einer neuen künstlerischen Richtung auf, und dieser Gruppe wird nunmehr auch Boethos zuzuweisen sein, der bisher als beträchtlich jünger angesehen wurde. Dafs ein Genrebild wie sein Knabe mit der Gans etwa um die Mitte des 4. Jahrhunderts recht wohl denkbar ist, scheint mir nicht zu bezweifeln; sein drittes bekanntes Werk, Asklepios als Knabe, gesellt sich zu der Reihe von Kinderbildungen, welche aus dem Kreis der zweiten attischen Schule hervorgegangen sind.

III.

Im Uebergang von der Beschreibung der Zeusstatuen zu der der anderen Anatheme (V, 25, 1) nennt Pausanias ein aus der römischen

Colonie Korinth gestiftetes Weihgeschenk, das πρὸς τῷ μεγάλῳ ναῷ aufgestellt war: Alexander der Grofse in Zeusgestalt.

Diese postume Verherrlichung Alexanders in römischer Zeit von Seiten eines patriotischen Korinthiers scheint aus dem Gedanken hervorgegangen, den Stifter des κοινὸν συνέδριον der Griechen zu Korinth als nationalen Helden zu feiern, in fühlbarem Gegensatz zur römischen Herrschaft, deren gewaltthätiger Beginn mit der Zerstörung Korinths auch durch die spätere Wiederherstellung der Stadt dort nicht vergessen gemacht sein mochte. Die Bedeutung dieses Anathems als eine Art Protestation des griechischen Nationalgefühls gegen die von den Römern nach der Zerstörung Korinths nach Olympia gestifteten Beutestücke tritt noch mehr hervor, wenn wir uns nach dem Platz umsehen, welchen es am «grofsen Tempel» eingenommen haben kann.

Unmittelbar am Zeustempel ist nur an einer Stelle ein angebautes Bathron erhalten, an der Nordecke der Ostfront, in dem einspringenden Winkel neben der Rampe, und dies entspricht seiner Form und Construction nach genau den Voraussetzungen für die Aufstellung eines bedeutenderen Anathems römischer Zeit: erhalten ist der aus Gufswerk mit angesetztem Ziegelrand gebildete Kern eines aufsen mit Steinblöcken bekleidet gewesenen grofsen Postaments.

Für das hier in Rede stehende Weihgeschenk ist dieser Standort um deswillen besonders geeignet, weil er hier auch räumlich ein Gegenstück bildet zu dem aus der korinthischen Beute gestifteten ehernen Zeus des Mummius, der am Südende der Ostfront «an der ersten Säule des Tempels», also genau an der entsprechenden Stelle auf der andern Seite der Rampe aufgestellt war.

Dafs bei aller Unterwürfigkeit und Schmeichelei gegen den römischen Machthaber solche Regungen des griechischen Nationalgefühls nicht gefehlt haben werden, ist an sich wahrscheinlich genug und ebenso, dafs sich im Laufe der Regierungszeit des einen oder anderen Kaisers Momente finden lassen mochten, in denen eine solche verhältnifsmäfsig harmlose patriotische Demonstration ungestraft möglich war. Besonders zur Zeit des griechenfreundlichen Hadrian wird das der Fall gewesen sein, und dieser Zeit ungefähr gehört das Monument an, in welchem wir, wie ich glaube, die Ueberreste jenes Weihgeschenkes zu erkennen haben: der «Zeuscolofs», der am 25. Mai 1878 auf dem Metroon gefunden[1]) und im 5. Jahr der Ausgrabungen durch zahl-

---

[1]) «Ausgrabungen zu Olympia» III. Taf. XVIII, S. 13.

reiche gröfsere und kleinere Fragmente aus dem nordöstlichen Theil der Altis ergänzt worden ist.

Es könnte unbesonnen erscheinen, eine solche Identification zu wagen, wenn wir nicht in diesem Fall durch die ausdrückliche Versicherung des Pausanias, alle in der Altis befindlichen Zeusstatuen «auf das sorgfältigste» aufgezählt zu haben, berechtigt und gewissermafsen verpflichtet wären, auch diese Colossalfigur, deren Zeustypus unverkennbar ist — es genügt, die auf der folgenden Tafel photographirte Statue des Claudius als Jupiter[1]) damit zu vergleichen — unter den von ihm angeführten aufzusuchen.

Unter diesen nun findet sich aufser dem schon erwähnten Zeus des Mummius und einer andern Statue, die man, ohne dafs sie inschriftlich als solches bezeichnet war, zu den Weihgeschenken des Mummius rechnete,[2]) sowie jener Statue Alexanders in Zeusgestalt kein anderes Werk, dessen römischer Ursprung sich einigermafsen wahrscheinlich machen liefse.[3]) Von jenen beiden aber bezeichnet Pausanias das am Tempel aufgestellte Hauptstück ausdrücklich als Bronzestatue, so dafs für die andere als zugehörig betrachtete auch dasselbe Material anzunehmen ist.

Doch darf ich hier ein anderes Zeusbild nicht unerwähnt lassen, das Pausanias, weil es nicht «in der Altis», d. h. im Freien aufgestellt war, aufserhalb dieses Zusammenhangs anführt, ebenso wie er dem im Innern des Buleuterion befindlichen Zeus Ὅρκιος nicht in der topographischen Reihe, sondern am Schlusse derselben nachträglich beschreibt. Im «Karchedonierschatzhaus» (VI, 19, 7) stand ein „Ζεὺς μεγέθει μέγας", und dieser ist in Olympia zuweilen als derjenige betrachtet worden, mit welchem wir unsere Colossalstatue zu identificiren hätten, da ihr Fundort — das Metroon liegt gerade unter jenem

1) «Ausgrabungen zu Olympia» III. Taf. XIX. vgl. IIII. S. 13 Anmkg.

2) V. 24, 8.

3) In den letzten Discussionen über die «Autopsie» des Pausanias ist ihm von einer Seite vorgehalten worden, dafs ihn seine Antipathie gegen das Römerthum nicht gehindert habe, «die Weihgeschenke des verhafsten Mummius» anzuführen, von der anderen, dafs er dieselben keineswegs vollständig aufzähle. Wenn es Pausanias somit nicht gelingt, es Allen recht zu machen, so bleibt er doch auch hier seinem einmal angenommenen Grundsatz treu, die massenhaft vorhandenen römischen Weihgeschenke in der Altis zu übergehen, aufser wo er durch ein sachliches Interesse — wie hier die Vollständigkeit der Aufzählung aller Zeusbilder — genöthigt wird, auch die römischen Anatheme dieser Art zu nennen, oder wo ihn die Beschreibung eines Gebäudes dazu führt, auch dessen römischen Schmuck oder Inhalt zu erwähnen — dazu gehören die Schilde des Mummius an der Aufsenseite des Zeustempels und die Geschenke des Nero im Innern, sowie die dort, im Metroon und Kyrenäerschatzhaus aufgestellten Kaiserstatuen.

Schatzhaus — dafür in der That ganz besonders gut passen würde. Aber abgesehen davon, dafs wir keinerlei Berechtigung zu der Annahme haben, dafs jene Zeusstatue, welche im Karthagerschatzhaus neben einem Weihgeschenk des Gelon aufgestellt war, römischer Zeit angehörte, steht dem besonders die Gröfse des Colosses entgegen, der ohne Basis ca. 4 Meter hoch gewesen sein mufs. Die von Treu hervorgehobene Unmöglichkeit, ihn in der Cella des Metroon unterzubringen, gilt daher nur um so mehr für das noch kleinere Schatzhaus der Karchedonier.

Der Fundort des Colosses «auf dem Südrande des Metroonstylobats» spricht auch keineswegs gegen seine Herkunft von einem an der Nordostecke des Zeustempels aufgestellten Weihgeschenk; der von der Ostfront nach dem Heraion verschleppte Block von der Basis des Zeus der Eleer z. B. ist kaum minder schwer transportabel als die gröfsten Stücke des gewaltsam zersprengten und zerkleinerten Körpers unserer Colossalstatue. In jedem Fall aber kann er in die Lage, in welcher er gefunden wurde, erst nach Zerstörung des Metroons gebracht worden sein, d. h. nach der Erbauung der byzantinischen Festungsmauer, deren Nordwestecke hart an seinen ursprünglichen Standort anstöfst, und über welche er daher bei ihrer Anlage oder später herabgestürzt worden sein wird, da er zu ihrer Construction — die byzantinische Mauer besteht durchweg aus Säulentrommeln und Quadern — nicht verwendbar erschien.

Endlich ist für unsere Erklärung dieser Statue noch ein aus dem Torso selbst entnommenes Argument anzuführen: der Hals ist vorn und an der linken Seite hoch genug erhalten, dafs ein Ansatz des Bartes noch erkennbar sein müfste, wenn ihr Kopf bärtig gewesen wäre. Nun sind uns zwar aus älterer griechischer Zeit eine Reihe von unbärtigen Zeusbildern überliefert, für die Entstehungszeit dieses Werkes aber ist eine solche Darstellung in keiner Weise anzunehmen. Dagegen ist sie natürlich vorauszusetzen, wenn wir hier, wie ich glaube, Alexander in Zeusgestalt zu erkennen haben.

IV.

Im dritten Bande der «Ausgrabungen zu Olympia», Tf. XVII. A. sind die Reliefs einer viereckigen Marmorbasis photographirt, die ungefähr in der Mitte ihrer Höhe horizontal auseinandergesprengt ist und nur den unteren Theil der auf ihr dargestellten Figuren erhalten zeigt. Im Mai dieses Jahres wurde im nördlichen Theil der Echohalle, wo

es seit Jahren unter anderen Steinen unbeachtet gelegen hat, ein Marmorfragment mit verstümmelten Figurenresten gefunden, das sich sogleich als ein Stück des Obertheils jener Basis erkennen liefs und jetzt mit demselben wieder verbunden ist, wie es die beigegebene Skizze zeigt.

Aufser den Ergänzungen der Reliefs auf der linken Nebenseite und dem gröfseren Theil der Vorderseite, welche das neue Stück bietet, läfst es uns auch erkennen, dafs wir hier nur einen Theil eines gröfseren Monuments vor uns haben: seine Oberfläche ist zum Auflager eines über ihm liegenden Steins hergerichtet (im Innern rauh gespitzt, der ursprünglich etwas darüber hervorstehende Rand jetzt abgeschlagen), der Block gehörte also zu einem höheren Postament, das wie die Nikebasis aus mehreren, aufeinander gebauten Steinen gebildet war.[1])

Auf der linken Nebenseite ist ein Held im Kampf mit einem Löwen dargestellt, das Thier steht ihm aufgerichtet gegenüber und hat die linke Hinterpranke auf sein linkes Knie geschlagen, während der Schweif den Boden peitscht. Zu den bisher allein erhaltenen Beinen des Kämpfers fügt das neue Oberstück den Umrifs seines Oberkörpers und des bärtigen Kopfes, sowie den des Löwen, dessen Kopf an seiner rechten Schulter anliegt, so dafs er ihn wahrscheinlich mit beiden Armen umfafst hielt, um ihn zu erwürgen; der gegenwärtige Zustand der fast ganz abgestofsenen Figuren läfst nur noch die allgemeinen Umrisse erkennen. Der dreieckige Ansatz eines rechts im Felde hinter dem Löwen abgebrochenen Gegenstandes findet auf dem oberen Theil keine Fortsetzung, kann also nicht von einer Figur herrühren.

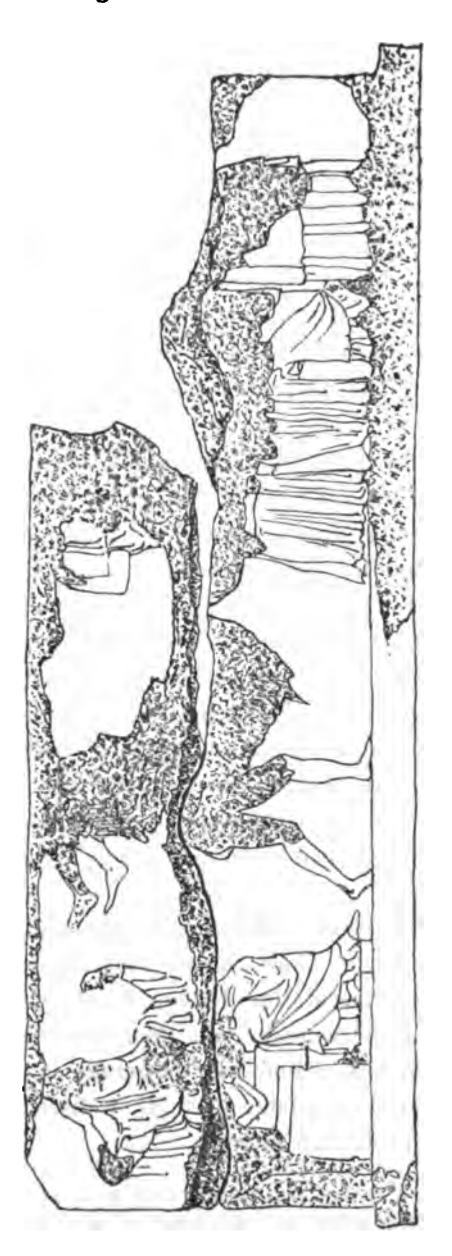
Als Gegenstück dazu ist auf der rechten Nebenseite der nach beendetem Kampf auf dem überwundenen Thier ausruhende Sieger dargestellt; der Löwe liegt lang ausgestreckt am Boden, Kopf und Körper en face; auf ihm sitzt sein Ueberwinder, von dem nur die unteren Gliedmafsen erhalten sind, den linken Fufs hat er gerade vor den Kopf des Thieres auf dessen linke Vordertatze gestellt, während sich seine Rechte auf den Schenkel des Löwen stützt.

---

1) Er ist im Ganzen 0,38—39 hoch, wovon 4 cm auf den unteren, rings 3 cm breit vorstehenden Rand kommen. Die Länge der allein vollständig erhaltenen Vorderseite beträgt ohne diesen Rand 1,025, der obere Theil aber ist nur bis 0,71 lang erhalten. Die Tiefe des ursprünglich gewifs quadratischen Steins ist an dem unteren Theil nur bis zu 0,72 resp. 0,82 m an den Seiten erhalten, am oberen Theil aber bis 0,95.

Das Material ist ein weifser Marmor, von unregelmäfsigem, zum Theil grobem Korn, welcher peloponnesischen Ursprungs zu sein scheint.

Es war sehr natürlich, daſs man die Erklärung dieser Darstellungen zunächst in dem Löwenkampf des Herakles suchte; aber wenn bei dieser Annahme die auf der mittleren Hauptseite der Basis erhaltene Scene unerklärt bleiben musste, so bietet uns diese jetzt, nachdem sie durch das neu aufgefundene Obertheil einige wesentliche Ergänzungen gefunden hat, den Anhalt zu einer neuen Auffassung der gesammten Darstellung.



Hier sitzt am linken Rande nach rechts gewandt auf einem Thronsessel mit gedrechselten Beinen und gerader Rücklehne ein vollbekleideter, bärtiger Mann, dessen faltiger Mantel unter der Brust gegürtet ist, während ein Untergewand an den Aermeln und über den Füſsen zum Vorschein kommt, die auf dem Fuſsbrett des Thrones ruhen. Der linke Arm ist vorgestreckt und hielt ein nur durch Farbe angedeutetes Scepter, der rechte Ellenbogen ist auf die Rücklehne des Sessels gestützt und an die Hand lehnt sich sein Kopf, der mit der «phrygischen Mütze» bedeckt ist; die oben spitz zulaufende Form derselben und die Seitenlaschen, welche von ihr über seine Schultern herabhängen, sind noch deutlich zu erkennen.

Wenn wir den allgemeinen Eindruck der Figur, die majestätische, etwas lässige Würde der Haltung und die volle, fast frauenhafte Bekleidung mit diesem letzteren Attribut zusammennehmen, so werden wir dieselbe mit einem Wort als Barbarenkönig bezeichnen müssen.

Vor ihm schreitet nach rechts ein unbekleideter Mann auf eine Gruppe von 4 Frauen zu, die in ruhiger abwartender Haltung auf der rechten Seite des Reliefs ihm zugewendet stehen, leicht variirt in Stellung und Bekleidung, aber sämmtlich in feingefalteten Untergewändern mit übergeworfenem Mantel. Von der ersten ist auf dem neuen Stück noch ein Theil des Oberkörpers erhalten, die erhobene Rechte fafst mit zierlichem Gestus das Gewand über der Schulter, Kopf und Brust aber sind vollständig zerstört.

Der in der Mitte schreitende Mann ist offenbar die Hauptfigur der Darstellung; bisher war nur sein Unterkörper vorhanden, der etwas schwerfällige Schritt mit gebeugten Knieen liefs vermuthen, dafs er eine Last trug. Das jetzt dazu gekommene Obertheil läfst gerade noch erkennen, welcher Art dieselbe ist; es zeigt hinter dem leider ganz abgestofsenen Körper noch die in der Luft schwebenden Füfse einer anderen Gestalt, die er offenbar mit den Armen umfafst hat, ihr Körper fiel nach der Richtung des Bruchs schräg vor dem seinigen herab. Diese Füfse sind von der Gröfse seiner eigenen, der Getragene war also ohne Zweifel ein überwundener Gegner; der Ansatz einer Spitze vor dem linken Knie des Trägers mufs von einer Waffe herrühren, die jener in der herabhängenden Hand hielt.

Aus den Mythen des Herakles wird sich diese Scene, ein Kämpfer, der vor einem Barbarenkönig und dessen Hof seinen bewaffneten Gegner mit den Armen bezwungen hält, allerdings kaum erklären lassen; wohl aber aus den Thaten eines sterblichen Nachahmers des Herakles, des Thessaliers Pulydamas, dessen von Lysipp gefertigte Statue in Olympia aufgestellt war.[1])

Pausanias (VI, 5) erzählt ausführlich und mit Bewunderung die erstaunlichen Kraftleistungen dieses Athleten, neben denen ihm seine Siege im Pankration, wie er sagt, kaum mehr der Erwähnung werth schienen.

Er tödtet im Olymp einen Löwen mit blofsen Händen *προήχθη δὲ ἐς τὸ τόλμημα φιλοτιμίᾳ πρὸς τὰ Ἡρακλέους ἔργα* — aus einer Heerde greift er den gröfsten und wildesten Stier heraus und bezwingt ihn so, dafs er nur mit Zurücklassung seines Hufs sich von ihm losmachen kann; einen Wagen in vollem Lauf erfafst er und hält ihn

[1]) Als Theile der Basis der Pulydamas-Statue sind diese Reliefs bereits in Adolf Boettichers Olympia S. 103 von R. Weil erklärt worden auf Grund der beiden auf den Löwenkampf bezüglichen Seiten; die mittlere jetzt ergänzte Darstellung, durch welche die dort gegebene Deutung als richtig erwiesen wird, mufste sich allerdings bei ihrer damals so fragmentarischen Erhaltung einer bestimmten Erklärung entziehen.

mit Pferden und Fuhrmann. Der Ruhm seiner Stärke und Thaten drang bis zum Perserkönig Darius Nothos, der ihn nach Susa kommen und vor seinem Hofe Proben seiner Kraft ablegen liefs; dort forderte er 3 der «sogenannten Unsterblichen» zugleich zum Kampf mit ihm allein heraus und überwand und tödtete sie. «Von diesen Thaten, führt Pausanias (VI, 5, 7) fort, sind die einen auf der Basis seiner Statue in Olympia dargestellt, die anderen führt die Inschrift auf.»

Es kann kein Zweifel sein, dafs wir 2 derselben auf dem erhaltenen Theil dieses Bathrons dargestellt finden: die Ueberwindung des Löwen in 2 Scenen und eine der am Perserhofe ausgeführten Kraftproben, zwar nicht die von Pausanias beschriebene, sondern eine andere, die er nicht erwähnt, dem Anschein nach ein Sieg im Ringkampf oder Pankration, der eigentlichen «Kunst» des Pulydamas, die er gewifs auch vor dem Perserkönig producirt haben wird, und zwar über einen mit dem Schwert bewaffneten Gegner, eine That, auf welche die beim Africanus (bei Euseb. p. 41 unter Ol. 93) erhaltene Angabe pafst *καὶ ὡπλισμένους γυμνὸς κατηγωνίσατο.*

Die Worte, mit welchen Pausanias die Statue des Pulydamas einführt *ὁ δὲ ἐπὶ τῷ βάθρῳ τῷ ὑψηλῷ Λυσίππου μέν ἐστιν ἔργον*, geben in anschaulicher Weise, wie sie nur der Schilderung von selbst Gesehenem eigen zu sein pflegt, die Vorstellung von einem aus übereinander gelegten Steinen errichteten Piedestal, wie dasjenige, zu welchem unser Reliefblock gehört haben mufs. Sein ursprünglicher Standort war im östlichen Theil der Altis, denn neben ihm standen die Statuen des Kallias und des Eukles (VI, 6, 1 u. 2), deren Basen ebenso wie die weiterhin erwähnte des Euthymos in die byzantinische Ostmauer aufgenommen wurden; auch die beiden Theile der hier besprochenen haben sich an verschiedenen Punkten der Ostseite gefunden.

Ueber die Vertheilung der in Relief-Inschrift verherrlichten Thaten des Pulydamas auf dem Bathron läfst sich nichts bestimmtes feststellen; es ist möglich, dafs auf der fehlenden 4. Seite unseres Blocks die Bezwingung der 3 «Unsterblichen» dargestellt war, dieselbe kann aber auch ebensogut auf der Hauptseite eines anderen Blocks angebracht gewesen sein, dessen Nebenseiten dann z. B. die Ueberwältigung des Stiers einnehmen mochte. Ein weiterer Stein mufs die Inschrift getragen haben, von der ich nach allen bekannten Analogien annehmen möchte, dafs sie nur ein Verzeichnifs seiner Siege in kunstgerechten Kampfspielen, nicht aber auch Erzählungen anderweitiger Heldenthaten enthalten haben wird. Es bliebe demnach auch die Schilderung des Abenteuers mit dem Wagen der Reliefdarstellung vorbehalten und ich

glaube kaum, dafs mit Pausanias' Erzählung der Inhalt derselben erschöpfend angegeben ist.

Der Ehrgeiz des Pulydamas, es den Thaten des Herakles gleich zu thun, trat in der künstlerischen Verherrlichung derselben vielleicht noch prägnanter hervor, als wir aus den geringen Ueberresten und der Beschreibung jetzt zu erkennen vermögen. Löwe und Stier sind in dieser Hinsicht deutlich genug, aber auch der Einzelkampf mit dem dreifachen Gegner am Perserhof ist vermuthlich durch den des Herakles gegen Geryoneus inspirirt und in dem erhaltenen Hauptbilde unserer Reliefs scheint die Art, wie der Held den überwundenen Gegner zappelnd gepackt hält, einen Anklang an die aus späteren Reliefs bekannte Darstellung des Herakles zu verrathen, der den Eber auf seinen Schultern lebendig dem geängsteten Eurystheus überbringt. Doch könnte man als heroisches Vorbild für diese Scene auch an den Ringkampf des Herakles, oder noch eher an den des Theseus denken, denn die Erzählung von dem Wagen legt die Erinnerung an ein bekanntes Kraftstück des jugendlichen Theseus[1]) nahe, so dafs er vielleicht den Ehrgeiz so weit trieb, die Thaten der gröfsten Heroen auszuführen oder übertreffen zu wollen.

Die Statue des Pulydamas war ein Werk des Lysipp, die Reliefs ihrer Basis gehören daher nicht nur sicher der Zeit dieses Künstlers an, sondern sind vermuthlich auch nach seinen Angaben, vielleicht von seinen Schülern ausgeführt. Die schlechte Erhaltung des auf uns gekommenen Ueberrestes derselben läfst von der Schönheit der Ausführung, die wir bei einem Werk dieses Ursprungs erwarten dürfen, nur wenig mehr erkennen; dagegen ist die Composition der Reliefs noch hinlänglich deutlich, um von ihrem ursprünglichen Charakter einen Eindruck zu geben.

Derselbe scheint wesentlich bestimmt von dem decorativen Zweck, für welchen sie entworfen wurden. Die Bestimmung des Bathrons bringt die Scheidung von Haupt- und Neben-Seiten mit sich, während es bei den letzteren nicht darauf ankam, den Raum zu füllen, sondern nur je die Mitte mit einer Gruppe zu verzieren, machte die ausgedehntere Darstellung der Hauptseite eine innere Gliederung nöthig. Hier sind die Figuren zu Seiten der freibleibenden Mittellinie vertheilt, nicht nach der strengen, äufserlich symmetrischen Weise der älteren Kunst, sondern nach freiem, künstlerischem Ermessen, welches die

[1]) Pausan. I. 19, 1.

grösfsere Masse der einen Hälfte durch die hervorragendere Bedeutung und das Interesse der Handlung auf der anderen aufzuwiegen sucht.

Die Conception der einzelnen Figurengruppen veräth durchaus noch die Originalität der Erfindung griechischer Zeit. Besonders tritt das auf der rechten Nebenseite hervor, die Situation: der auf dem überwundenen Löwen ausruhende Sieger, mag durch die Metope des olympischen Zeustempels, welche dieselbe Scene darstellt, eingegeben sein, ihre künstlerische Gestaltung aber ist hier eine neue und charakteristische; die Ueberlegenheit des Siegers über den unschädlich gemachten Feind tritt sehr ausdrucksvoll hervor, indem er den Fufs auf die Tatze des Löwen, grade vor dessen Rachen gesetzt hat; die Lage des Thiers in vollkommener Vorderansicht, welche die Metope nur für den Kopf angewendet hat, ist höchst eigenthümlich, in der späteren Kunst wird man nicht leicht etwas Aehnliches finden.

Die Kämpfergruppen der Haupt- und Nebenseite sind leider in ihren Details wenig mehr erkennbar; für die letztere wird man wie für einige der nicht erhaltenen Reliefscenen unseres Bathrons eine gewisse Uebereinstimmnng mit Lysipps Darstellungen der Thaten des Herakles für Alyzia in Akarnanien annehmen dürfen, die gewifs für die auf uns gekommenen späteren Nachbildungen, z. B. für die Sarkophage, nicht ohne Einflufs geblieben sind.

Auch in den sitzenden und den ruhig stehenden Figuren zeigt die feine, mit den einfachsten Mitteln erreichte Nüancirung der Bewegungs- und Bekleidungsmotive noch deutlich die Hand eines freischaffenden Künstlers. Anlage und Wurf der Gewänder ist durchaus die der besten griechischen Zeit und ebenso gehört die etwas schräge, perspectivische Stellung des Thrones und Fufsschemels des Perserkönigs, sowie die nur mit Farbe ausgeführte Andeutung des Scepters in seiner Hand zu den Eigenthümlichkeiten griechischer Reliefs des 4. Jahrhunderts.

Das von Brunn beobachtete Princip griechischer Reliefbildung, nach welchem die hervortretenden Theile der Darstellung sämmtlich einer mit der Grundfläche parallelen idealen oberen Fläche untergeordnet werden, ist hier vollständig gewahrt; selbst von den am weitesten vorspringenden Theilen der Figuren tritt keiner über die durch den unteren Rand bezeichnete Höhe heraus; diese obere Fläche, welche das Hervortreten der Figuren beherrscht, ist in Wirklichkeit realer als die Grundfläche des Reliefs selbst: es ist die ursprüngliche Oberfläche des Steins, aus welchem dasselbe gearbeitet wurde.

XIX.

HEINRICH DRESSEL

Numismatische Beiträge

aus dem Grabfelde bei Piedimonte d'Alife

(Allifae. Phistelia).

Hart unter den schroffen Abfällen des samnitischen Apennins nach dem Thal des mittleren Volturno liegt, zwischen olivenreichen Hängen, ein freundliches Bergstädtchen Piedimonte d'Alife, und unweit davon, nach Alife zu, ein antikes Grabfeld. In vergangenen Zeiten kam es nicht selten vor, dafs die Bauern beim Bearbeiten dieses Feldes auf ein altes Grab und seinen oft kostbaren Inhalt stiefsen: das veranlafste sie dann wohl, das Erdreich nach verborgenen Schätzen planlos zu durchwühlen, und eben infolge dieser meist erfolgreichen Explorationen dürfte auch der Name «la conca d'oro», d. h. die Goldkuhle, aufgekommen sein, welchen jenes Feld noch heute führt.

Zum Glück für die Alterthumswissenschaft gehört es jetzt einem intelligenten Manne, dem Fabrikbesitzer Giacomo Egg, der in den Mufsestunden, welche ihm der Betrieb seiner blühenden Baumwollspinnerei läfst, mit ebensoviel Liebe als Begeisterung sich der systematischen und gründlichen Durchforschung dieses interessanten Punktes gewidmet hat. Es ist Egg's Verdienst, wenn wir heute wirklich mit Nutzen die reiche Ernte eines antiken Grabfeldes verwerthen können, das sich in mancher Beziehung mit demjenigen von Suessula messen kann.

Die Necropolis der conca d'oro gehört mit grofser Wahrscheinlichkeit der Stadt Allifae an. Dreifache, ja vierfache Art der Bestattung zeichnet sie aus. Denn die Todten sind hier bald in mächtigen, dachförmig gedeckelten Särgen aus Tufstein, bald in einfachen Ziegelgräbern beigesetzt, gewöhnlich aber in dem nackten Erdboden gebettet — und alle diese Gräber, die in bunter Reihe dicht bei einander und meist nach den verschiedensten Himmelsrichtungen orientirt vorkommen, gehören einer, wenn auch nicht sehr alten, immerhin doch

älteren, d. h. vorrömischen Periode an; erst viel später, etwa gegen das Ende der Republik, begann man hier die Todten zu verbrennen und ihre Asche in Thongefäfsen beizusetzen.

Eine ausführliche Behandlung der so mannigfaltigen Gegenstände, welche aus diesen verschiedenartigen Gräbern an das Tageslicht gezogen wurden, beabsichtige ich demnächst in den Schriften des deutschen archäologischen Instituts in Rom zu publiciren; heute greife ich aus dem reichen mir vorliegenden Material nur einige winzige Silbermünzen heraus, da sie mir Gelegenheit bieten, einige Bemerkungen besonderer Art daran zu knüpfen.

Die meisten Tufsteinsärge enthalten, aufser den auch sonst in Gräbern gewöhnlich vorkommenden Gefäfsen und Schmuckgegenständen, fast regelmäfsig ein formloses Kupferstück (raudus, aes rude) und eine kleine Silbermünze. Es kann nun zwar nicht befremden, in Gräbern, die keineswegs einer sehr alten Zeit angehören, die primitivste Form des Geldwerthes vorzufinden (Mommsen, Gesch. d. Röm. Münzwesens, S. 170), gewifs aber ist es überraschend, in ein und demselben Grabe aes rude und geprägtes Silbergeld, also Geld in zwei verschiedenen Gestalten, nebeneinander zu treffen. Mag auch in gewissen Gegenden, zumal in solchen Gauen, welche durch ihre geographische Lage den grofsen Verkehrsstrafsen entrückt waren, nach der Einführung des geprägten Geldes die alte Münze noch eine Zeit lang als Zahlungsmittel fortgedauert haben, aus Gewohnheit vielleicht auch noch viele Jahre hindurch festgehalten worden sein: dieser Gewohnheitscours mufste endlich einmal aufhören und hatte sicherlich schon längst ein Ende erreicht, als man in der Necropolis der conca d'oro begrub. Dafs vielmehr in diesen Gräbern das formlose Kupferstück nicht mehr die ursprüngliche Bedeutung des Geldes hatte, geht daraus klar hervor, dafs der rituelle, für den alten Charon bestimmte Obolus daselbst in der Gestalt einer kleinen Silbermünze erscheint; und dafs ferner zwischen dieser und dem raudus wirklich ein Unterschied, sogar ein grofser Unterschied besteht, liegt in der Thatsache ausgesprochen, dafs die Silbermünze im Munde, der raudus dagegen in oder auf der rechten Hand des Verstorbenen gefunden wird. Wir werden ihm demnach hier eine besondere Bedeutung beilegen müssen, und diese Bedeutung kann nicht wohl eine andere gewesen sein, als eine rituelle. Ich möchte in der Deposition des formlosen Kupferstückes in das Grab eine specielle Art desjenigen Brauches erblicken, den das römische Alterthum mit dem Ausdruck «stipem iacere» bezeichnet, und bei welchem man ja bis in sehr späte Zeit

hinab sich der primitiven Geldesform bediente (Mommsen a. a. O.); andererseits wäre es aber auch nicht unmöglich, dafs man bei der Niederlegung des raudus in die Hand des Verstorbenen von dem Gedanken ausging, den Todten selber als spendend, d. h. als stipem iacentem zu bezeichnen. Wie dem auch sein mag, diese meines Wissens zum ersten Male in der Necropolis der conca d'oro auftretende Erscheinung[1]) ist so merkwürdig, dafs sie gewifs verdient, genauer untersucht zu werden.

Ich komme nun zu der kleinen Silbermünze selbst, die bald in den Tufsteinsärgen zusammen mit dem raudus vorkommt, bald auch bei den in der nackten Erde bestatteten Todten, hier aber allein, angetroffen wird. Unter 43 von Hrn. Egg in den eben erwähnten zwei Arten von Gräbern gefundenen Silbermünzen gehören 7 nach Allifae, 23 nach Phistelia, nur eine nach Neapolis; bei den übrigen 12 ist die Attribution theils unsicher, theils auch infolge der mangelhaften Erhaltung unmöglich.[2]) Alle sind vom kleinsten Modulus, d. h. ent-

---

[1]) In einigen bei Palestrina entdeckten Peperinsärgen befand sich je ein Stück aes rude, doch keinerlei Münze: vgl. Annali d. Istit. 1855, S. 75.

[2]) Hier das genaue Verzeichnifs. Das Gewicht konnte ich nur auf einer nicht sehr exacten Goldschmiedswaage bestimmen.

Allifae

A Friedlaender osk. Münzen Taf. V, 4. 7 Ex. mit einigen Varietäten. Auf einem Ex. (0,625 Gr.) ist die Aufschrift der Rückseite ////ΛΛΙΒΑ\\Ο\\, auf einem anderen (0,60 Gr.) steht ΛΛΙΒΑ\\/////; die übrigen 5 Ex. sind sämmtlich verwildert und schlecht geprägt, die Aufschrift auf einigen recht deutlich \\\8NOH, auf einem ist nur noch ////////\\ON sichtbar, Gewicht 0,70; 0,65; 0,625 (2 Ex.); 0,55 (abgenutzt).

Phistelia

B Friedlaender Taf. V, 3. 7 Ex., Gewicht 0,70; 0,625; 0,60 (3 Ex.); 0,55; 0,35 (vielfach abgebrochen). — *C* 1 Ex., in allem mit den vorigen übereinstimmend, nur dafs die Aufschrift der Kehrseite rechtsläufig ist, 8ISTꟼVIS. Gewicht 0,60. — *D* Friedlaender Taf. V, 4. 4 Ex. mit kaum erwähnungswerthen Abweichungen (auf dem einen ist die Aufschrift der Rückseite nicht sichtbar), die Schrötlinge alle sehr knapp, Gewicht 0,60 (3 Ex.); 0,50. — *E* Friedlaender Taf. V, 6. 5 Ex. mit einigen Varietäten. Auf 2 Ex. steht am Ende des Stadtnamens ein Punct, auf 2 anderen fehlt er, auf einem Ex. ist die Aufschrift deutlich SꟼV˧//I8, ein Ex. ist verwildert. Gewicht 0,35; 0,325; 0,275 (2 Ex.); 0,20 (vielfach zerbrochen). — *F*, *G* die in diesem Aufsatze näher beschriebenen und abgebildeten zwei Stücke von Phistelia (5 + 1 Ex.).

Phistelia?

H Carelli Taf. 62, 2 und 3. 7 Ex. mit einigen Verschiedenheiten, Gewicht 0,65 (2 Ex.); 0,60; 0,55 (das einzige Ex. mit dem Stern); 0,525; 0,475 (stark oxydirt); 0,35 (vielfach zerbrochen).

Neapolis

I ähnlich den beiden bei Carelli Taf. 72, 3 und 4 abgebildeten Pallaskopf rechtshin, den

weder Obolen oder Halb- und Viertelobolen. Der Kürze wegen bezeichne ich im Folgenden die einzelnen Münztypen mit den bei der Aufzählung in Anmerkung 2 verwendeten Buchstaben.

Es ist zunächst bemerkenswerth, dafs in völlig gleichartigen Gräbern dieser Necropolis bald der gewöhnliche Phisteliatypus (*B*), bald diejenige Münze mit dem Löwen ohne Aufschrift vorkommt (*H*), welche von Carelli wegen einer gewissen Verwandtschaft mit den Didrachmen von Phistelia dieser Stadt zugewiesen, von Friedlaender (osk. Münzen S. 30) dagegen ihr abgesprochen wird. Da diese beiden Münztypen auch sonst in Samnium oft zusammen gefunden werden,[1] so werden wir jetzt schliefsen dürfen, dafs sie ungefähr gleichzeitig sind. Ihr Vorkommen in identischen Gräbern der conca d'oro hat aber aufserdem einen gewissen Werth für ihre Bestimmung; denn ergiebt sich auch daraus nicht ohne weiteres, dafs die Münze nach Phistelia gehört, so wird doch wenigstens die Zutheilung Carellis damit in keiner Weise beeinträchtigt.

Wichtiger ist schon das Ergebnifs für den Münztypus *A*. Er wird bekanntlich einer Stadt Alliba oder Alipha zuerkannt, wenngleich nicht Alle darin übereinstimmen, wo diese Stadt gelegen habe. Der heute am meisten verbreiteten Ansicht zufolge wäre es eine, übrigens sonst gänzlich unbekannte und eigentlich nur der Münze zu Liebe creirte Ortschaft in der Umgegend von Cumae.[2] Das wohlbekannte, auf dem Grenzgebiet von Campanien und Samnium gelegene Allifae dagegen, auf das man doch zunächst geführt wird, wurde von den

---

Helm bekränzt, unter dem Helmbusch ein Kügelchen. *Rs.* Halber Stier mit menschlichem Antlitz linkshin, darüber ᒣ O ᗱ I/// (ein Stempelfehler läfst nicht erkennen, ob auf ᒣ noch ein Buchstabe folgte), Gewicht 0,65.

Cumae oder **Neapolis?**

K Vgl. Cat. of greek coins in the brit. mus., Italy S. 104, 98. Winzige Münze mit einem, vielleicht weiblichen, behelmten Kopf rechtshin (der Helm bekränzt?) *Rs.* Kreis, durch zwei rechtwinklig sich schneidende Durchmesser in vier Segmente getheilt; in jedem Segment ein Punct. 3 Ex., von denen 2 in schlechtem Zustande. Gewicht 0,20; die beiden fehlerhaften Ex. 0,15 und 0,125. — *L* 2 ähnliche winzige Stücke, wie es scheint verwildert. Vorderseite kaum erkennbar, Kehrseite wie bei den vorigen, nur ist der Kreis viel kleiner. Gewicht 0,10.

Aufserdem wurde in einem Ziegelgrab ein plattirtes Didrachmon von Uria gefunden. Pallaskopf linkshin, der Helm mit Kranz und Eule geschmückt. *Rs.* Stier mit menschlichem Antlitz rechtshin, darüber ꟼИE◁Y (*Yrena* für *Yrina* findet sich auch auf einem Ex. des Berliner Münzcabinets, vgl. Friedlaender a. a. O. S. 40).

[1]) Vgl. z. B. Bull. arch. nap. n. s. III. (1855) S. 130 f.

[2]) Vgl. Millingen, considérations S, 142. Mommsen, unterital. Dial. S. 106. Sambon, monn. de la presq'ile italique S. 162.

Meisten ausgeschlossen; zunächst weil die Abzeichen der in Rede stehenden Münze auf eine am Meer gelegene Stadt hindeuten sollen, dann aber wegen einer von Trutta herrührenden und von Friedlaender (a. a. O. S. 25) bestätigten Angabe, dafs im allifaner Gebiet die Münze nicht vorkomme, während sie häufig in der Umgegend von Neapel zusammen mit den kleinen Stücken von Phistelia gefunden werde. «Also zwei sehr entscheidende Merkmale, Fundort und Typenähnlichkeit, führen in die Nähe von Cumae und Puteoli (Phistelia), und es wird daher sehr wahrscheinlich, dafs diese Münzen der freilich nur supponirten Stadt angehören, deren Namen sich in Monte Ollibano, unweit Cumae, erhalten hat»: so schliefst Friedlaender (a. a. O. S. 26) mit Millingen und Avellino, wobei aber nicht zu vergessen ist, dafs man unter Phistelia eine Seestadt in der Nähe von Cumae, d. h. Puteoli versteht. Halten wir dagegen folgende Thatsachen. In einer Necropolis, die in nächster Nähe des samnitischen Allifae gelegen ist, und daher wohl auch das Grabfeld eben dieser Stadt gewesen sein dürfte, finden wir diese Münze zu wiederholten Malen, und sie tritt auch hier sozusagen im Verein mit den kleinen Phisteliastücken auf, denn beide kommen je einzeln in durchaus identischen Gräbern vor. In der Necropolis von Cumae dagegen, in deren unmittelbaren Nähe man das auf den Münzen genannte Alliba oder Alipha voraussetzt, hat sich trotz wiederholter und sehr gründlicher Nachgrabungen auch nicht ein einziges Exemplar derselben gefunden.[1] Damit ist also ein wesentliches Argument wider das samnitische Allifae einfach eliminirt, ein ebenso wesentliches Argument aber gewonnen gegen ein in cumanischem Gebiet gelegenes Alliba; und da, wie sich in der Folge noch ergeben wird, auch das letzte Argument, die auf eine Seestadt deutende Typenähnlichkeit, durchaus keine Beweiskraft hat, so dürften doch wohl alle Zweifel darüber beseitigt sein, dafs die kleinen Silbermünzen mit der Umschrift Allibanon, Alliba, Alifa und ähnlichen wirklich dem samnitischen Allifae angehören.

Und nun Phistelia. Das in Anmerkung 2 gegebene Verzeichnifs enthält die Haupttypen der kleinen Phisteliamünzen bis auf einen einzigen (Friedlaender a. a. O. Taf. V, 7) vollständig. Unsere Series zählt aber aufserdem zwei Stücke, von denen eins gänzlich neu, das andere zwar nicht unbekannt ist, bisher aber nur in einem Exemplar vorgekommen war, das gerade einen wesentlichen Punkt, die Umschrift der Vorderseite, nicht erkennen liefs.

[1]) Dieses hat auf meine Anfrage der genaue Kenner der cumanischen Necropolis Hr. Stevens in Neapel bestätigt.

Der neue Phisteliatypus ist ein einziges Stück von nicht ganz 6 Millimetern Durchmesser, eine Viertelobole, wie sich aus dem Gewicht von 0,15 gr. ergiebt. Zum Glück ist es von einer Erhaltung, die auch die kleinsten Einzelheiten des Gepräges zu erkennen gestattet. Auf der Vorderseite der im wesentlichen dem häufigsten Phisteliatypus (Friedlaender, Taf. V, 3) entsprechende, eigenthümlich behandelte jugendliche Kopf, fast ganz von vorn und mit nur ganz schwach angedeutetem Hals, nur dafs hier der Kopf bekränzt erscheint. Um denselben ist die linksläufige Umschrift ⸮IV√T⸮I8 so vertheilt, dafs die ersten 5 Buchstaben auf der rechten, die letzten 3 auf der linken Seite des Kopfes stehen. Da der Schrötling etwas knapp war, ist der drittletzte Buchstabe nur zum Theil zum Ausdruck gekommen. Die Rückseite zeigt innerhalb eines Kreises einen vierstrahligen Stern mit einem Punkt



oder Kügelchen zwischen den einzelnen Strahlen. Abgesehen davon, dafs dieses Stück die Reihe der kleinen Phisteliamünzen um einen neuen Typus bereichert, erhalten wir mit demselben die Gewifsheit, dafs Phistelia bis auf die Viertelobole hinab gemünzt hat.

Wichtiger als das vorige ist das zweite Silberstück von Phistelia, das seit Friedlaender's Publication nur durch ein mangelhaft erhaltenes Exemplar der Sammlung Pacelli in S. Salvatore di Telese bekannt war (a. a. O., Taf. V, 5), nun aber durch fünf meist wohlerhaltene Exemplare aus der conca d'oro in erfreulicher Weise ergänzt und sichergestellt wird. Der Kopf der Vorderseite entspricht demjenigen der oben erwähnten Viertelobole auch darin vollständig, dafs er bekränzt ist; die Umschrift lautet •⸮II⸮ПV und ist derart vertheilt, dafs auf jeder Seite des Kopfes drei Buchstaben stehen. Auf der Kehrseite der Stadtname •⸮IV√T⸮I8 zu je zwei Buchstaben um das Zeichen ⌶ vertheilt.[1]) Die besterhaltenen Stücke wiegen 0,325 gr. (ein etwas ab-

[1]) Ueber dieses Zeichen vgl. Friedlaender, osk. Münzen S. 27, der mit Recht darauf aufmerksam macht, dafs gegen die Annahme, darin den Buchstaben *H* zu erblicken, die zuweilen stark gekrümmten beiden Hasten sprechen. An *H* scheint mir überhaupt nicht gedacht werden zu können, da die dieses Zeichen gewöhnlich begleitende Schrift die Stellung ⌶ bedingt: ganz sicher ist dieses der Fall bei der Münze von Allifae, Friedlaender a. a. O. Taf. V, 2, bei dem neapolitaner Stück, Sambon a. a. O. Taf. X, 12, und so wohl auch, trotz der bisherigen Auffassung, bei den beiden Phisteliatypen, Friedlaender Taf. V, 5 und 6.

brochenes Ex. wiegt 0,275, ein anderes mit sehr knappem Schrötling 0,25), und damit ist die Existenz der Halbobole in der Münzreihe von Phistelia gesichert. Das Interesse dieses Stückes concentrirt sich in der Umschrift des Kopfes, die, wie wir gesehen haben, aus dem einzigen Worte *Upsiis* besteht. Ich kenne nur ein Beispiel in den oskischen Münzseries, welches zum Vergleich mit unserer Münze herangezogen werden könnte: ich meine das Erzstück der Stadt Aurunka mit der Aufschrift *Aurunkud* und *Makdiis*[1]) (= *Magidius*). Hier und dort also der Stadtname und aufserdem ein Personenname, in welchem man wohl mit Recht den Namen einer Magistratsperson der betreffenden Stadt vermuthet. *Upsiis* ist ein speciell oskischer Name, der in den entsprechenden oder benachbarten Regionen theils in der Originalform[2]) nachweisbar ist, theils in der lateinischen Flexionsform *Opsius* sich erhalten hat (vergl. C. I. L. IX und X).

Hätten die bisherigen Untersuchungen über Phistelia die Lage dieser Stadt in überzeugender Weise gesichert und uns damit den Weg zu ihrer Geschichte erschlossen, so könnte dieses neue Stück mit dem oskischen Magistratsnamen uns in der genaueren Kenntnifs ihrer städtischen Organisation vielleicht wesentlich fördern; bei dem heutigen Stande der Phisteliafrage jedoch mufs seine volle Verwerthung der Zukunft vorbehalten werden. Vermag aber diese eine Münze für den Augenblick unser Wissen hinsichtlich der inneren Gestaltung Phistelias nicht zu erweitern, so führt uns dagegen das häufige Vorkommen von Phisteliastücken in der Necropolis der conca d'oro doch einen entscheidenden Schritt in der schwebenden Frage weiter und ich denke auch der Lösung entgegen.

Werfen wir zunächst einen raschen Blick auf den jetzigen Zustand der Frage um das geheimnifsvolle Phistelia. Nachdem die älteren Numismatiker für die gesuchte Stadt in Pästum eine passende Stelle gefunden zu haben glaubten, zogen sie mit ihr bald an die entgegengesetzte Meeresküste nach Histonium hinüber; doch sie liefsen ihr auch hier keine lange Ruhe, irrten an mancherlei Stätten vorüber und führten sie schliefslich nach Puteoli. Nach Mazocchi (comm. in tab. Heracl. S. 510) und Sestini (classes generales, S. 14) war es Millingen, welcher Puteoli für besonders annehmbar erklärte (ancient coins, S. 7), und wenngleich er gar nicht lange darauf diesen Ort wieder aufgab, um Phistelia an einer nicht näher determinirten Stelle des neapolitanischen

[1]) Cat. of greek coins in the brit. mus., Italy S. 75; vgl. Friedlaender a. a. O. S. 63.
[2]) Zvetaieff, sylloge inscr. oscarum n. 55 *úpsim* = *Opsiorum*.

Golfs anzusetzen (considérations, S. 201), kamen die bedeutendsten Numismatiker der Neuzeit doch auf Puteoli zurück. Der Gründe, welche sie veranlafsten, gerade dieser Stadt den Vorzug zu geben, waren drei: einmal die Namenähnlichkeit Puteoli—Fistlus; dann die Typenähnlichkeit besonders mit der Münze des benachbarten Cumae, welche ein sicheres Criterium dafür abgeben sollte, dafs Phistelia eine Seestadt war; endlich die Umgebung von Neapel als hauptsächlichen Fundort. Da geschah tief im samnitischen Binnenlande unweit Campobasso ein grofser Fund von Phisteliamünzen. Minervini (osserv. numism., S. 14 ff.) wurde dadurch veranlafst, die immer noch nicht recht untergebrachte Stadt aus dem schönen Golf von Neapel mitten in die Berge von Samnium zu versetzen, und, einer von Petrucci[1]) ausgesprochenen Ansicht sich anschliefsend, sie mit jener von Livius und Florus erwähnten Stadt zu identificiren, deren Name zwischen Fugifulae, Furfulae und Faesulae eine lange Reihe von handschriftlichen Corruptelen aufweist, die dem oskischen Fistluis recht nahe kommen.

Seitdem sind viele Jahre vergangen, ohne dafs die Phisteliafrage sich wesentlich veränderte. In neuerer Zeit jedoch stellte von Duhn einige fast nur gelegentliche Bemerkungen über Phistelia zusammen (Bull. d. Istit. 1878, S. 31), welche heute, mit den Ergebnissen aus dem Grabfelde bei Alife betrachtet, der Ausgangspunkt für eine neue, hoffentlich die letzte Phase in der Frage um Phistelia werden; er hat die Beobachtung gemacht, dafs in der Necropolis von Capua Phisteliamünzen nur in geringer Zahl vorkommen, viel häufiger dagegen auf samnitischen Gebiet sich finden, zumal in der Gegend von Telese. Diese Beobachtung kann ich nur bestätigen, denn auch nach meinen Reisenotizen treten sie im eigentlichen Campanien lange nicht so häufig auf, als in Samnium. Dazu kommt die von dem bereits erwähnten Petrucci in seiner handschriftlichen Geschichte von Telese verzeichnete Nachricht, dafs auf den zwischen Piedimonte d'Alife und Faicchio (unweit Telese) gelegenen Bergen von Monterbano aufser den Resten von sogenannten cyclopischen Mauern auch die Tradition bestehe, welche eben diese Stelle mit dem alten Phistelia identificirt (von Duhn im Bull. d. Istit. 1878, S. 32).

Wie verhalten sich zu diesen Notizen die aus den Ausgrabungen in der Necropolis der conca d'oro gewonnenen Thatsachen? Wir haben gesehen, dafs in dem Grabfelde bei Alife die Phisteliamünzen in über-

[1]) Ueber die handschriftliche Geschichte von Telese: vgl. Bull. d. Istit. 1878, Seite 31.

wiegender Anzahl auftraten, denn unter den 43 dort gesammelten kleinen Silberstücken tragen nicht weniger als 23 den Namen dieser Stadt;[1]) ferner, dafs in völlig identischen Gräbern derselben Necropolis bald Stücke von Phistelia, bald solche von Allifae, bald die inschriftlosen kleinen Münzen mit dem Löwen vorkommen, mithin auch hier die auch sonst nachweisbare und gewifs auffällige Erscheinung, dafs diese drei Münzsorten fast regelmäfsig beisammen gefunden werden.[2]) Daraus ergiebt sich zunächst, dafs sowohl die Phisteliatypen *B* bis *G* und die aufschriftlosen Münzen mit dem Löwen *H*, als auch die Kleinsilberstücke von Allifae *A* ziemlich gleichzeitig sein werden. Es mufs aber auch zwischen diesen drei so constant zusammen auftretenden Münztypen ein enger Zusammenhang bestehen, und dieser Zusammenhang denke ich, ist ein localer, d. h. mit anderen Worten, diese Münzen müssen benachbarten Städten angehören. Da der im Grabfelde bei Alife wiederholt vorkommende Typus *A* sicher nicht einem in der Nähe von Cumae vorausgesetzten Alliba zuzutheilen ist, sondern vielmehr dem samnitischen Allifae angehören dürfte (vergl. S. 251), so folgt für die beiden anderen, doch wohl ein und derselben Ortschaft angehörigen Münztypen *B* und *H*, dafs sie von einer Stadt geprägt sind, die nicht allzuweit von Allifae gelegen war.[3]) Und da ferner die Fundnotizen, nicht die früheren allzu allgemein gehaltenen und nicht immer zuverlässigen,[4]) sondern die neueren auf genauer Beobachtung und auf Ausgrabungen beruhenden uns für Phistelia alle vom eigentlichen Campanien hinwegweisen und nach der Grenze Samniums bis in das samnitische Bergland führen, so werden wir heute mit mehr

---

[1]) Rechnen wir die öfters erwähnten, mit grofser Wahrscheinlichkeit auch zu Phistelia gehörigen Stücke mit dem Löwen hinzu (*H*), so steigert sich die Zahl auf 30.

[2]) Für die beiden erstgenannten Münztypen Friedlaender a. a. O. S. 25; bei kleineren, aus Campanien oder Samnium nach Rom in den Handel gebrachten Münzfunden habe ich fast immer die drei Münztypen beisammen getroffen.

[3]) Auf die Nachbarschaft von Allifae und Phistelia könnte auch die Typenähnlichkeit deuten, welche zwei Münzen von Allifae (Friedlaender Taf. V, 2 u. 3) mit zwei Stücken von Phistelia (ebenda Taf. V, 5 u. 6) aufweisen. Allein hierauf ist kein besonderes Gewicht zu legen, da es, wie sich noch zeigen wird, mit der Typenähnlichkeit eine besondere Bewandtnifs hat.

[4]) Die Provenienzangaben, welche die Antiquitätenhändler besonders in Neapel liefern, sind mit der gröfsten Vorsicht aufzunehmen: fast alles stammt, wenn man ihren Angaben Glauben schenken will, aus Cumae, Pozzuoli, Pompei, überhaupt aus der näheren Umgebung Neapels, während doch nicht allein, was in Süditalien, sondern auch was im Bergland von Samnium und den Abruzzen gefunden wird, nach Neapel confluirt. So beruhen vielfach die früheren Notizen über die Provenienz der kleinen Phistelia- und Allifämünzen auf Aussagen recht bedenklicher Art.

Zuversicht und mit gröfserem Recht, als es zuvor geschehen konnte,[1]) Phistelia in demjenigen Theil von Samnium zu suchen haben, der an Campanien angrenzt, oder genauer präcisirt, auf den Abhängen des nach dem Thal des mittleren Volturno abfallenden Berglandes in der Richtung von Piedimonte d'Alife bis hinter Telese und vielleicht bis in das caudinische Samnium hinein.

Ob Phistelia wirklich auf den Bergen von Monterbano gelegen hat, wo Petrucci neben cyclopischen Mauern die Localtradition für den Namen Phistelias vorfand, ob es in der unmittelbaren Umgegend von Telese zu suchen ist, ob es gar mit der von Livius IX, 21 erwähnten Stadt Plistia oder Plistica identisch ist, wie Avellino (opuscoli III, S. 86) geglaubt hat und bei der auch ich unabhängig von ihm einen Moment stehen geblieben war, lasse ich dahin gestellt; nur eine genaue topographische Untersuchung jener Gegend, die Prüfung ihrer Ueberreste und die fortgesetzte Beobachtung der Münzfunde, besonders in den Gräbern, wird darüber Aufschlufs zu geben vermögen.

Sicher lag Phistelia nicht im Herzen von Samnium, wie Minervini angenommen hat, weil eine tief in Samnium gelegene, also doch wohl rein samnitische Stadt, keine eigene Münze geprägt hat (Mommsen, unterital. Dial., S. 106). Vielmehr zeigt uns die Münzreihe von Phistelia, dafs diese Stadt eine mit griechischen Elementen gemischte Bevölkerung hatte: denn eines unter seinen kleinen Silberstücken führt den Stadtnamen in der griechischen Form und mit griechischen Buchstaben geschrieben (Friedlaender a. a. O. Taf. V, 4). Dafs es aber nur einen einzigen Phisteliatypus mit griechischer Aufschrift giebt, und eben diese Münze auf ihrer Rückseite den Stadtnamen in oskischer Sprache und mit oskischen Lettern wiederholt, ist ein sicherer Beweis dafür, dafs in jener Stadt das oskische Element das bei weitem vorherrschende war.[2])

Ist schon aus diesem Grunde ein am Golf von Neapel gelegenes Phistelia recht bedenklich, so wird, abgesehen von anderen widersprechenden Gründen,[3]) seine Identität mit Puteoli, überhaupt seine Lage im Gebiet von Cumae-Puteoli-Neapolis durch den Umstand

---

1) Vgl. von Duhn in den Verhandl. d. 34sten Vers. deutscher Philol. in Trier, S. 157.

2) Ich sehe wirklich nicht ein, was Minervini (saggio di osserv. numism. S. 15) bei Erwähnung dieser einzigen bilinguen Phisteliamünze veranlafste, gerade entgegengesetzter Ansicht zu sein (doveva assolutamente predominare l'elemento greco). — Dafs hingegen ein nicht weit von der Grenzscheide Campaniens gelegenes Phistelia auf seine griechischen Bevölkerungselemente eine kleine Rücksicht nahm, kann nicht befremden.

3) Gegen Puteoli z. B. chronologische Gründe; vgl. von Duhn in den Verhandl. d. 34sten Vers. d. Philol. in Trier, S. 157.

geradezu unmöglich gemacht, dafs weder in puteolaner Gräbern noch in der viel durchforschten Necropolis von Cumae auch nur eine einzige Münze von Phistelia zum Vorschein gekommen ist.[1])

Und nun zum Schlufs noch eine Bemerkung über die Typenähnlichkeit der Phisteliamünze mit südcampanischen, speciell mit cumanischen Stücken, auf die ja die Anhänger von Phistelia-Puteoli ein so grofses Gewicht legen. Man hat besonders die Anlehnung an cumaner Typen hervorgehoben und behauptet, dafs Abzeichen wie der Delphin und die Muschel auf eine am Meer gelegene Stadt deuten. Die Bemerkung ist nur zum Theil richtig, die Folgerung entschieden falsch. Denn unter etwa 10 bisher bekannten Münzen von Phistelia zeigen streng genommen nur zwei insofern eine Anlehnung an cumaner Typen, als auf ihnen wesentlich übereinstimmende Abzeichen vorkommen;[2]) volle Typenentlehnung ist dagegen nicht nachweisbar, während alle übrigen auch nicht ein einziges Abzeichen führen, das auf eine Seestadt hindeuten könnte, hingegen Anlehnung an Neapel, an Heraklea, an Allifae, Reminiscenzen an Nola oder Uria. Wie es aber bei den oskischen Münzen mit der Anlehnung und mit der Entlehnung überhaupt steht, lehrt ein nur flüchtiger Blick auf die betreffende Series: die Typen wiederholen sich in der auffälligsten Weise, und wir finden kaum eine Stadt, welche nicht auf der einen oder andern Seite ihrer Münze das Abzeichen einer andern nahen oder fernen Stadt reproducirte.[3]) Läfst demnach die Typenähnlichkeit durchaus keinen Schlufs auf die Nachbarschaft zweier Städte zu, so ist noch viel weniger eine Muschel, ein Delphin oder sonst ein ähnliches Symbol ein zwingender Grund, um eine damit versehene Münze einer Seestadt zuzuweisen: die Münze von Calatia mit dem Dreizack des Neptun, jene von Larinum und von Luceria mit dem Delphin, die von Teate mit Neptun, auf dem Delphin reitend, und manche andere[4]) sind ein schlagender Beweis dafür; ebenso wie die Scylla auf den S. 249 erwähnten Silberstücken keineswegs genügt, um sie dem tief im Binnenlande gelegenen Allifae abzusprechen.

Endlich vergesse man nicht, dafs, während alle übrigen oskischen

---

[1]) Die ausdrückliche Bestätigung auch dieser Nachricht verdanke ich Hrn. Stevens.

[2]) Muschel, Gerstenkorn und Delphin (Friedlaender a. a. O. Taf. V, 3 u. 4) oder die blofse Muschel u. Gerstenkorn? (cat. of greek coins in the brit. mus., Italy S. 122, 1).

[3]) Um nur auf einige Beispiele hinzuweisen, vergleiche man die Münzserien Capua-Atella; Capua-Calatia; Hyria-Freternum (Neapolis, Poseidonia); Teate-Velia, Tarentum.

[4]) Vgl. auch die Bemerkungen von Cavedoni im Bull. arch. nap. II (1844) S. 103 und Friedlaender a. a. O. S. 21.

Münzen einen engen stilistischen Anschlufs an die griechisch-campanische Kunst zeigen, allein die Münzreihe von Phistelia einige Typen aufweist, welche vom stilistischen Standpunkt betrachtet, eine andere Kunstempfindung verrathen. Schon das Didrachmon mit der rechtsläufigen Aufschrift *Fistlus* (Friedlaender a. a. O. Taf. V, 1) zeigt auf der Vorderseite einen Kopf, welcher der sonst in Campanien befolgten Richtung entschieden fremdartige Elemente enthält: es liegt etwas Wildes und Derbes, zugleich Charactervolles darin, wie es auf keiner anderen oskischen Münze wiederkehrt — die kleine öfter erwähnte aufschriftlose Münze mit dem Löwen ausgenommen, deren ähnlich, nur noch viel derber behandelter Kopf Carelli, und wie es scheint mit vollem Recht, veranlafste, sie Phistelia zuzuschreiben. Und nun vollends die eigenthümlichen, fast ganz von vorn dargestellten Jünglingsköpfe, oft nur blofse Gesichter, mit kurzem Haar, die bis jetzt auf fünf verschiedenen Kleinsilberstücken nachweisbar sind! Das sind wahrlich keine Repräsentanten griechisch-campanischer Kunst, sondern rein oskisch-samnitische Gebilde, Köpfe aus denen das nationale Element der samnitischen Bergstadt zu vollem Durchbruch gekommen ist.

XX.

WILHELM GURLITT

Paionios und der Ostgiebel des Zeustempels in Olympia.

Die Giebelsculpturen des Zeustempels in Olympia bieten der archäologischen Betrachtung eine solche Fülle von Problemen[1]), dafs es auch den vielseitigsten Bemühungen bisher noch nicht gelungen ist, dieselben in jeder Hinsicht befriedigend zu lösen.[2]) Es bedarf daher gewifs keiner Entschuldigung, wenn ich mich hier mit einer Reihe dieser Probleme beschäftige, am wenigsten in einer Schrift, welche in dankbarer Erinnerung an vielseitige Belehrung und Förderung zur Feier des Jubelfestes von E. Curtius bestimmt ist, dem wir die Wiederauffindung dieser Sculpturen vor Allem und in erster Linie verdanken.

Indem ich auf die in Anm. 1 angekündigte weitere Ausführung verweise, betone ich hier vorläufig, dafs auch für mich die von C. T. Newton, Sidney Colvins[3]) und Brunn[4]) erkannte stilistische Uebereinstimmung der gesammten Tempelsculpturen, d. h. des Ost- und Westgiebels und der Metopen eine Thatsache ist. Sie zeigt sich nach meinem Empfinden namentlich darin, dafs sich in sämmtlichen Sculpturen des Tempels jene verwirrende, besonders schwierig zu begreifende Verschiedenheit oder Mischung von Stilen und Typen findet, welche man mit einem harten Ausdrucke «stillos» nennen könnte und

---

1) Der Aufsatz war ursprünglich gröfser angelegt und besprach auch den Westgiebel und seinen Künstler Alkamenes. Die Enge des Raumes zwang, diesen ganzen Theil wegzulassen. Der Verf. wird in der nächsten Zeit den hier ausgelassenen Theil an anderem Orte veröffentlichen und erlaubt sich schon hier auf diese Fortsetzung, als auf eine nothwendige Ergänzung, hinzuweisen.

2) Aus der umfangreichen Litteratur über die Giebelsculpturen habe ich im folgenden mit Vermeidung jeder Polemik nur das citirt, was meine Auffassung, soviel ich mir bewufst bin, beeinflufst hat.

3) The Academy 1876, No. 208.

4) Sitzungsber. der phil. phill. Classe der bayr. Ak. 1877 S. 1 ff. 1878, S. 442 ff.

mancher vielleicht auch so genannt hat. Sie hat auf mich Anfangs den Eindruck einer trüben, nicht geklärten Mischung gemacht, hervorgebracht dadurch, dafs die Entwürfe oder Modelle von Künstlern, welche dem Kreise des Pheidias angehörig, auf der Höhe des damals in Athen erreichten Kunstschaffens standen, an den einheimischen elischen Steinmetzen kein für solche Aufgaben geschultes Personal fanden.[1])

Dieser Auffassung aber sind jetzt die Stützen entzogen; denn erstens ist die Vollendung des Tempels mit seinem im Rahmen der Architektur auftretenden Schmucke früher zu setzen[2]), als man sonst annahm; zweitens ist die enge Verbindung zwischen Alkamenes und Paionios einer- und Pheidias andererseits nicht mehr festzuhalten. Aber auch abgesehen von diesen chronologischen Schwierigkeiten genügt die obige Annahme nicht zur vollständigen Erklärung der in den Sculpturen zu Tage tretenden Erscheinungen. Dennoch verdient sie nicht die Zurücksetzung, welche ihr jetzt von verschiedenen Seiten zu Theil wird. Sind nicht auch am Parthenon die verschiedenen ausführenden Hände deutlich sichtbar und am sogenannten Theseion? wobei nicht vergessen werden darf, dafs damals in Athen die Marmorsculptur eine ganz andere Entwickelung hinter sich hatte als in Elis. Deckt sich im Tempel von Phigaleia der Stil der Reste der Metopen mit dem des Innenfrieses? Und wie ist auf der andern Seite der gemeinsame Zug zu erklären, welcher unleugbar die zeitlich und räumlich getrennten Sculpturen vom Maussolleion in Halikarnafs, vom Nereiden-Denkmale und vom Heroon zu Gjölbaschi verbindet?

Doch es würde hier zu weit führen, wollte ich den Einflufs dieser «Bauhütten» ausführen, wie man sie mit einem Ausdrucke bezeichnen kann, welcher ganz analogen Verhältnissen und Zeiten entnommen ist. Soviel steht jedenfalls fest und ist durch die Ausgrabungen bestätigt worden, dafs es in Elis v o r den Tempelsculpturen kein gröfseres Werk der Marmorplastik gegeben hat, dafs also die Steinmetzen von Elis keine Gelegenheit hatten, Hand und Auge an gröfseren plastischen Aufgaben zu üben.

Wenn ich mich an eine Besprechung dieser Probleme mache, so geschieht es nicht mit der Prätension, sie sämmtlich zu lösen. Nur möchte ich in Umkehrung des Rumohr'schen Wortes, dafs die Thätigkeit des Künstlers «anschauendes Denken» sei, die Hauptaufgabe des

---

[1]) v. Lützow's Zeitschr. XII, S. 197 ff.

[2]) Purgold, Archäol. Zeit. 40 S. 184. Vgl. Furtwängler, Arch. Z. 37 S. 44. Ders., Die Bronzefunde von Olympia S. 4 f. Abh. der Berl. Akad. 1880.

Archäologen in Fragen wie die vorliegenden als «denkendes Anschauen» bezeichnen und damit andeuten, dafs man ganz von den Ansichten, welche durch die rein literarische Ueberlieferung über Paionios und Alkamenes nahe gelegt waren, abzusehen hat und nur aus der Betrachtung der wiedergefundenen Monumente Aufschlufs und Förderung erwarten darf.

Trotz dieser Stellung zu den hier zu behandelnden Fragen ist es nothwendig, einige Bemerkungen über die Angaben des Pausanias, soweit sie die Giebelsculpturen des Tempels betreffen, vorauszuschicken. Denn, wenn wir der bestimmten Aussage des Pausanias nicht trauen dürfen, ist die Ueberschrift, welche wir für diesen Aufsatz gewählt haben, unberechtigt, ist es uns nicht gestattet, mit den Werken, wie sie vor uns liegen, die Namen bestimmter griechischer Künstler zu verbinden.

Die Sache liegt da für Paionios und Alkamenes nicht gleich. Bei Alkamenes haben wir zunächst keinen Grund, an der Angabe des Pausanias (5, 10, 8) zu zweifeln.[1] Bei Paionios (Paus. 5, 10, 6) dagegen könnte man den Grund eines Irrthums, nicht so sehr zwar des Pausanias,[2] als der elischen Tradition aus einer falschen Deutung der uns jetzt vorliegenden Inschrift der Nike-Basis[3] erklären. Man braucht nur anzunehmen und hat angenommen, dafs in dem Satz: *ὃς καὶ τἀκρωτήρια ποιῶν ἐπὶ τὸν ναὸν ἐνίκα* antike Leser, wie, da die Inschrift bekannt wurde, einige der modernen Erklärer den Ausdruck *ἀκρωτήρια* nicht, wie es allein möglich scheint,[4] nur auf den Schmuck a u f den Giebeln, sondern auch auf die Figuren i n den Giebeln bezogen hätten und sofort hatte man Gelegenheit, dem Pausanias mit einer gewissen Schadenfreude eines der Mifsverständnisse vorzuwerfen, an denen er, wie man glaubt, so reich ist. Aber erstens wäre mit der Möglichkeit eines Mifsverständnisses nicht auch schon der Beweis für das thatsächliche Vorhandensein erbracht. Dann würden sich hier doch, wie ich schon andeutete, eher die Eleer als Pausanias geirrt haben und im Ganzen herrscht keine so grofse Geneigtheit, die elischen Tempelbehörden des Irrthums zu zeihen, wie Pausanias, den man schier für vogelfrei erklärt hat.

---

[1]) Ueber den Irrthum in der Bezeichnung der Mittelfigur spreche ich in der Abhandlung über Alkamenes.

[2]) Aus dem folgenden wird es klar werden, dafs ich in der «Pausaniasfrage» an dem «altväterischen» Standpunkt, den Schubart (Neue Jahrb. 1883 S. 469 ff., 1884 S. 94 ff.) und Brunn (ebenda. S. 23 ff.) vertreten, festhalte.

[3]) Röhl, inscr. Graec. ant. 358. Hicks, manual of Gr. historical inscr. 49. Dittenberger, syll. inscr. Gr. 30.

[4]) Michaelis, Archäol. Zeit. 34 S. 169.

Drittens aber haben wir doch keinen Grund anzunehmen, dafs die Griechen ihre eigene Sprache nicht verstanden hätten, besonders da sie durch den prägnanten Ausdruck *ἐπὶ τὸν ναὸν*, welcher für Figuren in den Giebeln wenig passend ist, auf den rechten Weg gewiesen worden wären. Dieses Mifsverständnifs, sei es des Pausanias oder der Eleer, ist also im höchsten Grade unwahrscheinlich.

Man könnte die Sache aber auch anders wenden und es merkwürdig finden, dafs Paionios in der Inschrift von seinem Siege in der Concurrenz — oder wie wir es nennen wollen — wegen der Akroterien spricht, von dem viel gröfseren Werke der Giebelgruppe, welche seiner Nike gegenübersteht, dagegen nichts erwähnt. Der Grund dieser Erscheinung ist wohl der folgende: Das Motiv der herabschwebenden Nike ist für den Tempelgiebel erfunden. Die Bestellung der Messenier ist durch die Akroterien-Figur angeregt, die Nike selbst ist eine Replik, eine Wiederholung der auf dem Giebel befindlichen. Was war natürlicher, als dafs sich Paionios hier als Verfertiger jener schwerlich mit einer Künstlerinschrift versehenen Figur gleich mitbekannte? Mufste er ohne diese Angabe nicht als Copist erscheinen?

Zu den in stark anekdotischer Färbung überlieferten Nachrichten über Concurrenzen mit plastischen Werken, welche sich stets auf Einzelfiguren beziehen, tritt hier die erste monumental beglaubigte hinzu.

Bei der Betrachtung der Werke des Paionios befinden wir uns in einer einzig günstigen Lage. Die zwei plastischen Arbeiten unseres Künstlers, welche in der alten Litteratur erwähnt werden, liegen uns vor, und zwar eine unzweifelhaft authentische Originalarbeit seines Meifsels neben den mehr decorativen Sculpturen des Giebelfeldes. Auf eine dritte Arbeit unseres Meisters, welche wir erst durch die Inschrift kennen gelernt haben, können wir, glaube ich, aus seiner Nike zurückschliefsen. Aus den Verhältnissen der beiden erstgenannten Werke zu einander müssen sich die wichtigsten Schlüsse ziehen lassen, Schlüsse, welche namentlich auch für die Auffassung des Pheidias ausschlaggebend sind, von welchem uns nur Sculpturen im Rahmen der Architektur erhalten sind. Der Unterschied zwischen den Originalarbeiten und solchen Atelierwerken braucht freilich hier, wie dort, nicht ganz derselben Art zu sein: erstens weil der Parthenon sammt und sonders eine Sorgfalt der Ausführung zeigt, welche wenigstens den Giebelfeldern in Olympia abgeht; zweitens weil Pheidias in Athen über viel geschultere Kräfte verfügte als Paionios in Elis; und endlich tritt ein incommensurabler Factor ein, nämlich

die alles überragende Genialität des Pheidias. Aber doch die Richtung, in welcher der Unterschied liegt, werden uns diese Betrachtungen andeuten.

Es ist natürlich, dafs wir bei einer Würdigung des Paionios von seinem Originalwerke ausgehen, wobei wir uns die Datirung auf später versparen. Wir wollen es versuchen, ganz voraussetzungslos vor die Statue zu treten und nicht bereits durch historische Erwägungen unser Urtheil im Voraus bestimmen lassen. Wir haben keinen Grund anzunehmen, dafs irgend eine fremde Hand hier zwischen Conception und Ausführung getreten ist, dafs Paionios dieses Werk, auf welches er mit einem emphatischen Zusatze seinen Namen setzte, aus seiner Werkstatt nehmen liefs, ehe er, sei es selbst dieselbe ganz in Marmor fertiggestellt, sei es doch die letzte Hand persönlich angelegt hatte. Alle Vorzüge und Mängel, welche wir entdecken können, werden Vorzüge und Mängel des Paionios selbst sein.

Die Conception des Werkes, eine Nike, welche durch die Luft herabfliegt, ist, — darüber sind alle einig — malerisch, und zwar malerisch in der prägnanten Bedeutung des Wortes, d. h. beeinflufst von einem für ein Gemälde erfundenen oder auf einem Gemälde dargestellten Motiv. Furtwängler[1]) und Milchhöfer[2]) haben mit gröfstem Rechte auf diese Beeinflussung der Plastik durch die Malerei energisch hingewiesen. Es ist Thatsache, dafs die pathetischen Maler Zeuxis und Parrhasios älter sind, als Skopas und Praxiteles, die Bildhauer, welche durch allbekannte Werke für uns die Vertreter dieser neuen Richtung sind. Und ebenso hat Brunn mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dafs Aglaophon, der Vater des Polygnotos, zuerst die Nike mit Flügeln gemalt haben soll[3]) und dafs die bunten Kopftücher des Polygnotos[4]) bei unseren Giebelgruppen zahlreich vertreten sind, wie sich auch an dem allein erhaltenen Hinterkopf der Nike sich kreuzende Kopfbinden verwendet finden. Auch darf man nicht vergessen, dafs der gröfste Künstler dieser Zeit in seiner Jugend ein Maler gewesen ist. Doch ist nichts geeigneter, die Genialität des Pheidias zu zeigen, als das unfehlbar sichere Gefühl, welches ihn in seinen plastischen Werken von solcher Beeinflussung von der Malerei durchaus freihält. Und dieses sichere Stilgefühl war in Athen so eingewurzelt, dafs wir in der Nikebalustrade, obgleich ja das Relief ein Aufgeben der

---

1) Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans.
2) Die Befreiung des Prometheus.
3) Brunn, a. a. O. 1877 S. 26.
4) Brunn, a. a. O. 1878 S. 450.

strengeren Gesetze der Rundfigur eher verträgt, unter den zahlreichen geflügelten Gestalten keine finden, welche ganz vom Boden losgelöst wäre. So haben wir hier einen sehr frühen Fall der Beeinflussung der Sculptur durch die Malerei, welche sich durch die ganze Folgezeit hindurchzieht, in unserer litterarischen Ueberlieferung deutlich genug hervortritt, sich aber in den Monumenten nicht so demonstriren läfst, da uns einerseits die gemalten Vasen gerade da den Dienst versagen, wo das eigentlich Malerische in der Malerei sich entwickelt, die Wandgemälde dagegen als späte Nachzügler und letzte Ausläufer einer Kunst erscheinen, welche ihren Kreislauf bereits vollendet hat.

Weniger allgemein aber ist erkannt, dafs wir es hier mit einer decorativen Sculptur zu thun haben. Sie ist, wie sich aus dem Zusatz zur Künstlerinschrift auf der Basis erschliefsen läfst, eine Replik der Akroterion-Figur. Ihre nächste Verwandte, die Nike von Megara, auf dem Theseionplatz in Athen[1]) wird gewifs auf jeden Beschauer einen decorativen Eindruck machen und ebenso die Nereiden, die man zum Vergleiche herangezogen hat.[2]) Die herabfliegende Nike ferner ist in aller späteren Kunst in derselben decorativen Weise verwendet worden.[3]) Es ist nun interessant zu beobachten, wie Paionios, welchen das Malerische im verwendeten Motiv durchaus nicht beunruhigt zu haben scheint, das allzu Decorationsmäfsige zu modificiren bemüht war. Er vermehrte vor allem die Mafse des Bildwerkes, sowohl um die monumentale Wirkung zu verstärken, als um der Figur in der Seitenansicht eine ruhigere Silhouette zu geben. Denn der gewaltige Bausch des nachflatternden Mantels, das vom Gürtel ausgehende Gewandstück, welches nur eine maskirte Stütze ist, hat bei einer Akroterien-Statue, die auf die Vorderansicht berechnet[4]) ist und von der Seite kaum gesehen werden konnte, keinen Sinn. Der nachfliegende Mantel, der wie ein Blechdach wirken mufste, scheint mir in aller erhaltenen Bronzeplastik unerhört.

Ist nun die Frage unberechtigt, woher dieses neue Motiv stamme, welches wir an dem Bronzewerke nicht voraussetzen können, an der Marmorstatue aber finden? Ich habe schon in einem früheren Aufsatze, welcher nur mit den Funden der ersten und zweiten Campagne rechnete, auf die Nike oder Iris[5]) vom Ostgiebel des Parthenon hin-

1) Mittheilungen d. deutschen archäol. Inst. in Athen VI, Taf. 10, 11.

2) Overbeck, Gr. Plast. 3 II. S. 415.

3) v. Lützow, Münchener Antiken Taf. 13.

4) Furtwängler, Arch. Zeit. 40. S. 347 ff.

5) G. bei Michaelis, der Parthenon Taf. 6. Benndorf, Neue archäolog. Unters. auf Samothrake S. 72 erkennt in ihr eine «ältere Hand».

gewiesen. Durch die Thatsache, dafs auch der Nike des Paionios ein Mantel nachflattert, wird dieser Hinweis noch schlagender. Sollen wir annehmen, dafs dieses Motiv zweimal erfunden sei oder dafs Pheidias von Paionios geborgt habe? Beides scheint mir höchst unwahrscheinlich und es ist das einfachste anzunehmen, dafs Paionios die Statue aus dem Ostgiebel gekannt und in seiner Weise verwendet hat. Dazu kommt noch, dafs der eigenartige Gegensatz der starken Bewegung des Gewandes an den Beinen und des nachflatternden Mantels, während die Gewandung um die Brust verhältnifsmäfsig ruhig ist, sich bei beiden Statuen findet. Während sie sich bei der Pheidiassischen Figur erklärt, da wir annehmen müssen, dafs Nike, der Situation entsprechend, eben den ersten Schritt thut, den die schwere Falte am vorgesetzten Unterbein prachtvoll charakterisirt, so dafs die loseren, beweglichen Theile der Kleidung zuerst ergriffen werden, hat dieser Contrast, der bei Paionios noch viel stärker und unvermittelter auftritt, bei seiner durch die Luft hinsausenden Nike keinen Sinn. Doch glaube ich nicht, dafs wir den Einflufs der Pheidiassischen Figur weiter ausdehnen dürfen. Wenn ich auch nicht leugne, dafs Paionios von der Gewandbehandlung in der attischen Schule gelernt hat, so bleibt doch genug Malerisches, nur ungefähr Stimmendes übrig, um so viel behaupten zu können, dafs er, aus welchen Gründen immer, die Vorzüge der attischen Schule zwar auf sich wirken liefs, aber nicht ganz und voll in sich aufnehmen mochte oder konnte.

Die besten Gewandpartien sind offenbar diejenigen, welche Paionios am tiefsten aus dem Marmor herausgeholt hat. Dort löst sich das Gewand in tiefen, schönen Faltenzügen fast ganz in Bewegung auf. Ich möchte da dem absprechenden Urtheile Brunn's nicht beistimmen, dafs ein Theil derselben wie angeklebt erscheine. Die Falten, welche so aussehen, sollen zu denjenigen überleiten, welche, als durch den Körper und das vorliegende Gewand gegen den Luftzug geschützt, fast senkrecht herabfallend gedacht sind. Uebrigens bedenke man auch, dafs diese Falten von vorn mit der gesammten Basis kaum zu sehen waren und nur in der Seitenansicht in der angegebenen Weise wirkten. Etwas Aehnliches sehen wir z. B. am Gewande der Niobe, deren Rückseite uns vielleicht die beste Vorstellung von der Rückseite der Nike, abgesehen natürlich von den Flügeln, geben kann. Anders steht es mit der ganzen Vorderansicht der Statue. Da fehlt es hauptsächlich an der nöthigen Tiefenentwicklung der Falten. Auf dem zurückstehenden rechten Bein hat das seinen guten Grund. Der scharf angeprefste Stoff drückt den energischen Luftzug glücklich aus. Aber

sonst ist alles zu knapp, zu dürftig, namentlich die Falten auf der Brust und über dem linken vortretenden Schenkel.

Diese und ähnliche Mängel der Figur sind schon oft hervorgehoben worden, dafs ich hier nicht weiter eingehend über sie zu sprechen brauche. Doch die Erklärung derselben scheint mir noch nicht gelungen. Es sind offenbar der Bauch, die Brüste, das Knie zu nahe unter der Oberfläche des Blockes angelegt und so hat Paionios, obgleich er die Brüste schwellend, den Bauch geradezu vorquellend bildete, nicht mehr Tiefe und Bewegungsfreiheit genug gehabt für die Faltenlagen, wollte er nicht in's Fleisch hineingehen, wie er es beim Gürtel wirklich gethan hat. Er mufste sich also vor den Brüsten, unter dem linken Arm und über dem linken Schenkel helfen, wie es eben ging. Wo er Material genug hatte, wie am Rücken, hat er sogar den übervollen Luftsack nicht gescheut. Vorne, wie schon gesagt, ist alles zu knapp, zu gespannt, zu dürftig ausgefallen und dennoch ist der Oberkörper im Vergleich zu den gewaltigen Beinen zu schmächtig gerathen, dennoch ist ihm fast schon zu viel weggenommen worden.[1]) Unser Künstler hat, wie es Puget von dem Bildhauer überhaupt verlangte, seine Statue im Marmor gesucht. Ich brauche kaum daran zu erinnern, dafs das gröfste plastische Original-Genie der Neuzeit, Michel Angelo, nach demselben Princip gearbeitet hat, und so wird es wohl nicht mehr als ein Vergehen an der Majestät der antiken Kunst erscheinen, wenn ich es geradezu ausspreche, dafs sich Paionios bei der Bildung des Oberkörpers bis zum Gürtel und dann wieder bei den Faltenlagen über dem linken Schenkel etwas verhauen hat.

Dies kann aber einem Künstler nur passiren, wenn er die Herstellung eines Thonmodelles in der Gröfse des Marmorwerkes aus irgend einem Grunde verschmäht. Es ist natürlich ganz und gar unmöglich, zu entscheiden, ob Paionios ein Modell im kleineren Mafsstabe oder eine Zeichnung benutzte — das eine oder das andere ist von Vielen für die Giebelsculpturen angenommen worden — oder ob er sich im Vertrauen auf sein Können ohne weitere Vorbereitungen an den gewaltigen Marmorblock wagte.

Aber so erklären sich doch nur die hervorstechendsten Mängel: die auffallende Knappheit des Oberkörpers, das Verschwinden des Gewandes zwischen den Beinen, die sonderbar unverständliche Bildung des Untergewandes unter dem linken Arm und über dem linken Schenkel.

---

1) Ich verstehe nicht, wie man diese auffallende Knappheit des Oberleibes aus Rücksicht auf die optische Wirkung erklären kann.

— Das ganze Werk ist von aufsen hinein, statt von innen heraus gearbeitet. Dem Künstler schwebte bei seiner Arbeit nur die äufsere Erscheinung seiner Gestalt vor. Er hat sie nicht durch einen Act künstlerischer Intuition oder Abstraction in ein plastisches Kunstwerk umgewandelt, welches nach innerer Nothwendigkeit gebildet sein mufs und in sich selbst sein Lebensprincip trägt. Dies zeigt sich am deutlichsten in den unbelebten Falten vor der Brust und in der oberflächlichen Bildung des Nackten. Es handelt sich um ein mehr äufserliches Verfahren, welches sich am kürzesten durch die Bezeichnung «decorativ» charakterisiren läfst. Dazu stimmt dann auch die Behandlung der Basis, welche nichts ist als ein unbehauen stehen gelassener Block, nur dem realen Bedürfnifs dienend, den Marmor zu tragen.[1])

Fassen wir das Gesagte zusammen, so erkennen wir in der Nike ein plastisches Werk, welches von einem Maler empfangen, in die decorative Plastik übergeführt und dann durch eine Reihe von Modificationen für die Monumentalplastik geeignet gemacht worden ist, in Paionios einen Künstler, welcher den Einflufs des *Ἀττικὸν ἐργαστήριον* empfunden hat, aber durch denselben in seinem Wesen nicht mehr verändert wurde, vor Allem weil er sich in seiner kühnen, wagenden Technik so sicher fühlte, dafs er der mühsamen, sorgfältig abgewogenen Arbeit der gleichzeitigen attischen wie peloponnesischen Schule entrathen zu können meinte.

«Der wahre Stil kommt dann,» heifst es in A. Feuerbachs ‚Vermächtnifs', «wenn der Mensch, selbst grofs angelegt, nach Bewältigung der unendlichen Feinheiten der Natur die Sicherheit erlangt, in's Grofse zu gehen.» Hier haben wir einen begabten Künstler vor uns, welcher diese Versuche, diese mühselige «Bewältigung der unendlichen Feinheiten der Natur» überspringen zu können meint und mit keckem Wagen gleich nach den höchsten Kränzen greift. Es ist ein Glück für die Entwickelung der griechischen Kunst, dafs solche Künstlernaturen in der entscheidenden Zeit des 5. Jahrhunderts nicht bestimmend gewirkt haben, aber es ist ein neuer Zug in dem Gemälde der griechischen Kunstgeschichte jener Zeit, vielleicht störend, aber umgemein wichtig.

Auch Paionios war aller Wahrscheinlichkeit nach, wie es ausdrücklich von Pasiteles oder Praxiteles heifst,[2]) ein Autodidakt, d. h. er war nicht durch eine anerkannte Schule gegangen, sondern durch sein

---

[1]) Sie war freilich dem Auge fast ganz entzogen und die Löcher in der Vorderseite derselben scheinen auf eine Vorkehrung zu deuten, welche diesen Block noch mehr verkleiden sollte.

[2]) Paus. 5, 20, 2.

Talent aus einem Steinmetzen ein Künstler geworden. Diese enge Verbindung von Handwerk und Kunst braucht nicht immer eine gewisse Aengstlichkeit oder Genauigkeit der Ausführung zur Folge zu haben. Sie kann sich auch, wie wir bei Paionios annehmen, darin äufsern, dafs man mit verwegener Sicherheit von einem decorativen Standpunkte aus an die gröfsten Aufgaben herantritt und sie im Vertrauen auf ein technisches Können, welches nie versagt hat, ausführt. Sie kann sich auch, und so erscheint uns die Nike, in einer gewissen sorglosen fa-presto-Manier zeigen, welche Grofses zu schaffen glaubt, wenn sie nur, wie Feuerbach sagt, «in's Grofse geht.»

Es wird hier auch am Platze sein, die Consequenzen aus dieser Auffassung für die Giebelfiguren des Parthenon zu ziehen. Benndorf hat versucht, das Eigenartige des Gewandstiles dieser Figuren dadurch zu charakterisiren, dafs er sie wie «in Vision», «mit innerstem Aufgebot von Intuition in der Erregung einer athemlos raschen Arbeit» vollendet nennt.[1]) Betrachten wir z. B. das Gewand der liegenden Figur im Ostgiebel,[2]) so mufs man sagen, dafs es ein Wunder in Conception und Ausführung ist: so ganz nur die schöne Folie des Leibes und doch bis in's Einzelnste hinein voll selbstständigen Lebens, so liebevoll durchgeführt bis in die kleinsten, wie zufälligen Falten und Fältchen und doch in seinen grofsen Massen so einfach, so übersichtlich zusammengehalten. Diese wunderbare Vollendung kann für die Plastik nur in Thon erreicht werden; der Thon allein folgte jeder Intention des Künstlers geschmeidig, in ihm allein können solche Studien nach der Natur ausgeführt werden und andererseits das Ganze wieder in seinen Hauptmassen und Zügen zusammencomponirt werden. Für die Giebelsculpturen des Parthenon also sind offenbar naturgrofse Thonmodelle hergestellt worden und in ähnlicher Weise wie im Gewande des Praxitelischen Hermes können wir die Nachwirkung dieser Thonmodelle noch in den fertigen Marmorwerken beobachten.[3])

Ueber die Inschrift hier nur wenige Worte. Aus der Form des jonischen Alphabets lassen sich jetzt, seit durch Rühl[4]) und Comparetti,[5]) die Inschrift von Halikarnafs ihre paläographische Bedeutung eingebüfst hat, noch weniger als früher[6]) sichere Kriterien für die Zeit-

1) Benndorf, Neue archäol. Unters. auf Samothrake S. 72. 73.

2) M. bei Michaelis, der Parthenon, Taf. 6.

3) Wir nehmen also an, dafs Pheidias für die Marmorwerke eben solche Modelle herstellte, wie sie die Technik des Gusses von jeher nothwendig machte.

4) Philologus 41. S. 54 ff.

5) Mélanges Graux S. 118 ff.

6) Kirchhoff, Studien zur Geschichte des gr. Alph. 3 S. 4 ff.

bestimmung entnehmen. Auch der Inhalt giebt keinen festen chronologischen Anhalt. Haben wir die Nike des Paionios im Obigen richtig aufgefafst, so mufs sie nach dem Parthenon, d. h. nach 436 v. Chr. geschaffen sein, und in der That ist in der Inschrift nichts enthalten, was uns hinderte, die Ausführung der Gestalt der Nike nach 429[1]) anzusetzen. Denn wenn auch Brunn[2]) und Röhl[3]) und namentlich Dittenberger[4]) richtig nachgewiesen haben, dafs aus der allgemeinen Bezeichnung *ἀπὸ τῶν πολεμίων* nichts weiter zu schliefsen ist, so bleibt es doch am einfachsten diese Formel so zu verstehen, dafs sie sich auf die mannigfachen Kämpfe zurückbezieht, welche etwa 422 durch den Nikiasfrieden einen vorläufigen Abschlufs fanden.

Indem wir uns nun zur Betrachtung des Ostgiebels wenden, erinnern wir daran, dafs wir oben keinen Grund fanden, an der Richtigkeit der Angabe des Pausanias über den Urheber zu zweifeln. Es ist trotzdem klar, dafs sich Pausanias bei der Beschreibung und Benennung der Figuren im Giebel geirrt hat. Denn er hat offenbar ein Mädchen für einen Jüngling genommen. Aber ich sehe nicht ein, was wir aus diesem Irrthume folgern können, mag er aus einem Uebersehen des Pausanias selbst oder aus einer falschen Angabe der elischen Ortsführer oder endlich aus der schriftlichen Quelle stammen, welche Pausanias einfach abgeschrieben habe, als dafs hier eben ein Versehen vorliegt. Nur möge darauf hingewiesen werden, dafs wir auch heute noch in Verlegenheit sind, dem Mädchen und, füge ich gleich hinzu, dem sitzenden Greise einen passenden Namen zu geben.

Ich gehe hier nicht auf die verschiedenen Anordnungen[5]) ein, wie sie E. Curtius[6]) und wie sie Treu[7]) vorgeschlagen haben. Bei der losen Aneinanderreihung der Figuren scheint eine Entscheidung schwer zu treffen. Die Anordnung von E. Curtius hält sich enger an die äufseren Umstände des Fundes, aber sie stöfst auf gewisse technische Schwierigkeiten, welchen Treu gerecht zu werden versucht. Wir versagen es uns daher auch, näher auf die Corresponsion der einzelnen Figuren einzugehen. Genug dafs sich bei jeder der beiden Anordnungen eine symmetrische Composition ergiebt, welche aber nicht die mathematisch genaue der Aegineten ist, sondern sich der fein ab-

1) Schubring, Arch. Zeit. 35. S. 59 ff.
2) a. a. O. 1878 S. 470 f.
3) Inscr. Gr. ant. S. 82 zu n. 348.
4) Syll. inscr. Gr. S. 59 zu n. 30.
5) G. Hirschfeld, Deutsche Rundschau 1877 S. 286 ff.
6) E. Curtius, Sitzungsber. der Berl. Akad. 1883 S. 115 ff.
7) Treu, Arch. Z. 40, S. 215 ff.

gewogenen rhythmischen Entsprechung nähert, welche in den Giebelfeldern des Parthenon hervortritt und oft besprochen ist. Aber auch ohne hier zu entscheiden, können wir uns nicht dem herben Urtheile anschliefsen, welches man über die Giebelcomposition ausgesprochen hat.[1]) Schon die Fülle der Schemata von den aufrecht stehenden, durch die mannigfache Abwechselung der knieenden und sitzenden bis zu den liegenden Figuren in der Ecke scheint mir eine mildere Beurtheilung zu verdienen.[2]) Eine Reihe dieser Gestalten ist in ihrer Haltung höchst originell erfunden und dargestellt. Besonders ist dabei auf die jugendlichen Gestalten, den kauernden Knaben[3]) und das hockende Mädchen[4]) hinzuweisen. Auf den gleichzeitigen Vasenbildern werden Knaben und Mädchen und Kinder überhaupt als kleine Erwachsene gebildet. Auch das reizende Relief des Mädchens mit der Taube aus Paros[5]) zeigt diese Eigenthümlichkeit und auf dem Relief von Eleusis[6]) hat die sichere Fügung der Glieder und der feste Stand des Knaben nichts Kindliches. Auch später noch gelingt es den griechischen Künstlern nicht immer, diese Schwierigkeit ganz zu überwinden. Der Plutos des Kephisodotos[7]) hat einen zu kleinen Kopf und andererseits zu reife Formen. Auch am Praxitelischen Hermes ist das Kind das Schwächste. Nicht nur ist es zu klein, sondern Kopf und Körper haben nicht das richtige Verhältnifs. Erst der hellenistischen Kunst gelingt es den «Putto» darzustellen.[8]) Um so bemerkenswerther ist die gelungene Bildung des Mädchens, besonders aber des Knaben in unserem Giebel, dem wir aus dieser Frühzeit nur den Dornauszieher[9]) an die Seite stellen können.

Den dargestellten Moment hat man richtig als die «Ruhe vor dem Sturme» bezeichnet. Der Künstler konnte das Wettfahren selbst im Giebel nicht darstellen. Er hat sich einen andern ungemein prägnanten Moment gewählt. Eben haben die beiden Protagonisten den Schwur geleistet, beide mit einer reservatio mentalis. Zögernd im Gefühle der

---

1) Overbeck, Gr. Plast. 3 I S. 426.

2) Vgl. die gleichzeitigen Bemühungen der Schalenmaler aus dem Kreis des Epiktetos.

3) *E* bei Treu, Arch. Z. 40 Taf. 12.

4) *O* bei Treu.

5) Ich kenne nur eine Photographie aus dem Apparat der Wiener Akademie.

6) Arch. Z. 1844 Taf. 15.

7) Mittheilungen des d. Instituts in Athen VI. Taf. 13.

8) Der Knabe mit der Gans, Overbeck, Plastik Fig. 122. II S. 144; der Dornauszieher, Arch. Z. 37, Taf. 2. 3.

9) Furtwängler, der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans, 1876. Vignette, vgl. Murray, a history of Greek sculpture I. S. 227. Gazette arch. VII Taf. 9—11.

Schuld, welche sie im Begriffe sind, auf sich zu laden, wendet sich jeder nach seiner Seite, und vortrefflich ist bei beiden der Trotz zugleich und die innere Hemmung ausgedrückt. Diese Spannung setzt sich dann fein fort in den auf beiden Seiten stehenden weiblichen Figuren, welche gleichfalls wie von einem Schauer vor der Entscheidung ergriffen scheinen. Während aber dann, so viel wir sehen können, nur noch in dem Kopfe des. Greises jene ahnungsvolle Stimmung zum Ausdrucke kommt, scheint bei den andern nur die abwechselnde Darstellung des Sitzens und Knieens den Künstler interessirt zu haben. Erst in der gespannten Aufmerksamkeit der beiden Flufsgötter tönt der angestimmte Accord wieder an. In der Mitte aber, das Ganze beherrschend, erscheint Zeus selbst, zwar in lebendiger Leiblichkeit, aber dennoch als ein *ἄγαλμα*, wie es Pausanias bezeichnet, den Anwesenden unsichtbar, aber waltend und wirkend durch seine blofse Gegenwart, wie Zeus auf dem Throne im Tempel ruhig dasitzt, während in den Bildwerken seine Weltregierung in Belohnung und Strafgerichten dargestellt ist.[1])

Betrachten wir die Figuren zunächst, ohne in das Einzelne einzugehen, so mufs uns auffallen, dafs trotz der reichen Mannigfaltigkeit in den Stellungen der knieenden, hockenden, kauernden, sitzenden und liegenden Figuren die stehenden ein wesentlich gleiches Schema zeigen. Das polykletische uno crure insistere finden wir nirgends verwendet. Der Oberkörper aller Figuren zeigt keinen Gegensatz der belasteten und entlasteten Seite. In der Stellung z. B. des Pelops ist der Künstler nicht weiter gegangen, als bis zum Stande des Apollon Philesios, welchen man sich gewöhnt hat, auf Kanachos den älteren zurückzuführen. Bei sämmtlichen Figuren ist der Körper breit und massig angelegt. Das Nackte ist so gebildet, wie es dem Auge erscheint, aber nicht wie es ist.[2]) Wenn auch die einzelnen Partien des Körpers oder der Muskeln im Ganzen und Grofsen richtig gegen einander abgesetzt sind, so fehlen doch die scharfen Scheidungen, die mathematische Richtigkeit, die etwas abstracte Manier der peloponnesischen Schule und andererseits ist von der inneren Belebung, welche Pheidias seinen Gestalten zu geben weifs, nichts zu verspüren. Auch hier läfst sich sagen, was wir bei der Nike schon aussprachen, dafs nämlich die Arbeit gewissermafsen von aufsen, von der Oberfläche des Blockes hineingeht, dafs aber nicht ein Componiren von Innen

[1]) E. Petersen, die Kunst des Pheidias S. 375.

[2]) Plin. n. h. 34, 65. Aristot. Poët. 25.

heraus vorhergegangen ist. Deswegen fehlt diesen Figuren auch das feine rhythmische Gefühl. Der Contur ist mit einem gewissen rohen Naturalismus gebildet, welchem feineres künstlerisches Abwägen ferne ist.

Dasselbe läfst sich auch von den Gewändern sagen. Auch sie zeigen, wenn auch in verschiedenen Stilarten, wie wir gleich besprechen werden, die breite, oberflächliche, massige Manier, die den Körpern eigenthümlich ist. Ferner ist bei allen Figuren auf eine starke Mitwirkung der Malerei gerechnet, um die Einzelheiten erst zur Wirkung zu bringen; und endlich ist ihnen allen gemein die rücksichtslose Vernachlässigung derjenigen Theile, welche entweder von dem Auge des Beschauers abgewendet waren oder durch die Kante des Simses dem Anblick entzogen wurden.

Alles dieses berechtigt uns zu dem Ausspruche, dafs wir hier decorative Sculpturen im prägnanten Sinne des Wortes vor uns haben. Aber stellt man sich einmal auf diesen Standpunkt, auf den Standpunkt decorativer Sculptur, so wird man das Massige, Breite, Raumfüllende als einen Vorzug empfinden. Jede Figur deckt den ihr angewiesenen Raum in energischer Entwickelung. Besonders findet diese Bemerkung auf die fünf mittleren Figuren ihre Anwendung. Sie sind sämmtlich fast ganz in der Vorderansicht, und doch in geschickter, geistreicher Abwechselung gebildet. Niemand würde hier an eine Verdoppelung der Figuren denken können, wie es bei den Aegineten geschehen ist.[1]) Man darf sie eben nicht nur mit den Parthenongiebeln vergleichen. Diese sind ein einziges Werk, wie Pheidias ein einziger Künstler war. Und wie es nur den attischen Architekten gelungen ist, Anmuth und Leichtigkeit mit monumentaler Wirkung zu verbinden, so hat es auch Pheidias zuerst verstanden, die vollendetste plastische Stilisirung zu tadelloser decorativer Wirkung zu bringen. In ihm vereinigt sich eben, was früher getrennt war: der breite, zuweilen etwas flaue Vortrag, mag man ihn nun malerisch oder decorativ nennen, der Thonbildner und Marmortechniker mit der knappen, scharfen, sorgfältig abgewogenen, fast ängstlichen Art der Holzschnitzer und Erzgiefser, der eine im letzten Ende auf Asien, der andere auf Aegypten weisend. Denn die Kunst Vorderasiens ist, nach den ersten naturalistischen Anläufen,[2]) sowohl im Relief als in den spärlichen Rundfiguren durchaus auf den äufseren Schein gerichtet, Fläche füllend, decorativ. Die Aegypter dagegen bekunden in ihrer besten Zeit einen auf das Monumentale, mehr auf das Allgemeine, als das Besondere gerichteten Sinn.

---

[1]) Lange, Ber. d. phil. hist. Cl. der k. sächs. Ges. d. W. 1878.

[2]) Perrot et Chipiez, histoire de l'art dans l'antiquité II. S. 585 ff.

Man muſs unsere Giebelgruppen aber auch mit den Aegineten vergleichen. Ein rein plastisches Stilgefühl trägt dort die Schuld, daſs Alles mager und sperrig erscheint, so daſs man eine Verdoppelung der Figuren wahrscheinlich gefunden hat. Und doch sind die Aegineten und die Sculpturen von Olympia nur durch wenige Jahre getrennt. Es ist ganz unmöglich, hier von den einen zu den anderen einen Uebergang zu construiren. Zwei ganz verschiedene Stilrichtungen stehen sich da ihren letzten Ausläufern gegenüber, Brunn's[1]) nordgriechische Kunst, und die der Daedaliden nach Klein.[2]) In der attischen Schule des Pheidias finden sie ihre Ausgleichung. Aber auch Polykleitos sieht sich veranlaſst, seinen Gestalten eine gröſsere Fülle zu geben.

Bei dieser Betrachtungsweise erklären sich auch die Fehler und Mängel, welche unser durch die Vollendung der Parthenonsculpturen und die als freistehende Rundplastik gearbeiteten Aegineten verwöhntes Auge beleidigen. Alle Theile, welche nicht zu sehen waren, also für den Zweck der decorativen Wirkung gleichgiltig sind, sind einfach nicht fertig gestellt worden. Man hat sie stehen gelassen, wie sie waren, und dieses ist besonders wichtig für jene Partien, welche durch die vorspringende Kante der horizontalen Sima verdeckt waren. Diese unteren verdeckten Gewandpartien, die entweder entsetzlich flau und wollen aussehen, oder die sichtbaren Faltenzüge nur eben ganz oberflächlich zu Ende führen, müssen bei der Betrachtung ganz eliminirt werden.

Fragen wir aber, wo sich dieser Sinn für decorative Plastik auf griechischem Boden entwickelt hat, so werden wir nach Kleinasien und die vorliegenden Inseln gewiesen. Die gewaltigen Tempelbauten, das Heraion auf Samos, das Artemision in Ephesos, das Dindymaion bei Milet, boten in ihren weitgespannten Giebelfeldern und den langen Friesstreifen Raum zu ihrer Entwicklung.

Bei Betrachtung der Figuren des Ostgiebels im Einzelnen fallen sehr bedeutende Unterschiede in's Auge. Die Köpfe zeigen verschiedene Typen und die Gewänder sind in verschiedenem Stil — oder sollen wir sagen in verschiedener Manier? — behandelt. Es ist dies um so bemerkenswerther, als die Körper, welchen sie angehören oder

---

[1]) Brunn, Sitz.-Ber. d. phil.-phill. Classe der. k. bayr. Ak. d. W. 1876 S. 315 ff.

[2]) Klein, Arch. epigr. Mitth. a. Oesterreich 5, S. 84 ff. 7, S. 60 ff. Beide Namen sind übrigens nicht glücklich gewählt. Auch alle andern Namen scheinen mir das Problem nicht zu erschöpfen. Nur in der allgemeinen Fassung, welche ich oben gegeben habe, tritt es in seiner ganzen Bedeutung hervor.

welche sie bekleiden, im Wesentlichen eine übereinstimmende, oben charakterisirte Behandlung zeigen.

Einen ganz bestimmten Stil hat das Gewand der Hippodomeia.[1]) Wir sehen die streng stilisirte Darstellung des weiten, hellenischen Frauenkleides mit Ueberschlag und Gewandbausch, wenn es als verhüllende Bedeckung, nicht als Folie des Körpers behandelt wird. Bis auf die linke Brust und das leise vorgesetzte rechte Knie verschwindet der Körper unter der Gewandung. Die symmetrische Anordnung desselben wird nur durch den Knick unter der Halsgrube und den Zipfel über der rechten Schulter unterbrochen. Letzterer führt zur zweiten Manier hinüber: beide dienen der Belebung des Gewandes, nicht der Verdeutlichung des darunterliegenden Körpers.

Mit Ausnahme des Gewandzipfels übereinstimmend trägt die Hesperide[2]) und die Athena[3]) auf den Metopen dasselbe Gewand. Dieser erste Gewandstil hat sich offenbar in strenger Schulübung allmählich entwickelt. Wir können ihn, indem wir die Artemis von Kalavryta,[4]) die argivische Hera[5]) und das Relief der Polystrata[6]) vergleichen, den peloponnesischen nennen.

Am nächsten verwandt ist das Gewand der Sterope.[7]) Doch tritt der erste Stil hier noch getrübter auf. Die Zipfelfalten des Ueberfalls an ihrer rechten Seite gehören einer ganz anderen Stilrichtung an, welche in der Chlamys des Oinomaos,[8]) namentlich an seiner rechten Seite, herrscht. Die knappen, scharf gebrochenen Falten, welche wie Blätterteig aussehen, finden ihre nächste Analogie in Werken, wie das Relief aus Pella[9]) und das Relief in Athen.[10]) Diese Weise der Gewandbehandlung hat sich, im Gegensatz zu der oben besprochenen, bei der plastischen Darstellung des eng und prall am

---

[1]) *F* bei Treu: Arch. Z. 40. Taf. 12. Ausgrabungen von Olympia I, 7. V, 12.

[2]) Metope: Ausgr. I, 17.

[3]) Metope: II, 26A. Sie ist in ihrem feinen, durchaus gleichmäfsigen Stil, in ihrem gemäfsigten Archaismus die einheitlichste Gestalt am ganzen Tempel.

[4]) Arch. Z. 39, Taf. 2, 2. Hier tritt er in der einfachsten Fassung auf. Vgl. Mittheilungen d. d. a. Inst. in Athen III Taf. 1, 1.

[5]) Ann. dell' inst. 1861 tav. d'agg. *A.* Conze, Götter- und Heroengestalten Taf. 6, 1.

[5]) Le Bas, voyage arch. mon. fig. Taf. 102, 1.

[7]) *K.* Ausgr. II, 6.

[8]) *J.* Ausgr. I, 9. IV, 9.

[9]) Mitth. des d. a. Inst. in Athen VIII Taf. 4 (Brunn). Bull. de corr. hellén. VIII Taf. 11 (Heuzey).

[10]) Exped. de la Morée pl. 41, 1—3. «Wahrscheinlich aus Lamia» v. Sybel, Katalog der Sculpturen zu Athen 76, «Gewifs aus Salamis», Furtwängler, Sammlung Sabouroff zu Taf. 5.

Körper anliegenden Gewandes entwickelt, bei welcher gewissermafsen für die Dürftigkeit der Bekleidung selbst die zierlich gefältelten Zipfel entschädigen sollten.[1]) Doch ist bei dieser zweiten Manier in unserm Giebel, entschiedener als bei der ersten, mit der archaischen Gebundenheit gebrochen: sie macht sich nur noch in der verhältnifsmäfsigen Regelmäfsigkeit der Faltenzüge, in der abstracteren Stilisirung der gesteiften und geprefsten Zipfel bemerklich.[2])

Den Uebergang zu einem dritten Gewandstil bildet die Bekleidung des kauernden Knaben.[3]) Auch hier ist das Gewand knapp anliegend und geht auf der Basis in an die alte Regelmäfsigkeit erinnernde Quetschfalten aus. Aber der Stoff ist gröber, und es ist nicht ein bestimmtes Kleidungsstück, sondern ein wie zufällig umgenommenes Stück Zeug dargestellt.

Die übrigen Figuren, mit Ausnahme des Mädchens,[4]) haben eigentlich nur malerisch umgenommene Tücher aus einem groben Gewebe, welche naturalistisch dem zufälligen Wurfe an einem Mannequin nachgebildet sind und im Wesentlichen nur dazu dienen, den Gestalten mehr Fülle zu geben und eine Abwechslung drapirter und nackter Figuren hervorzubringen. Nur das Mädchen zeigt in seiner durchgeführten Bekleidung eine klarere Linienführung[5]) und beweist, dafs auch diese dritte Manier einer plastischen Stilisirung fähig war. In diesen flotten, aber auch flauen Gewändern liegt etwas Individuelles, und wir werden, indem wir die Nike zum Vergleich heranziehen, in ihnen die decorative Manier des Paionios selbst erkennen können.[6]) Sie weist auf den Gewandstil hin, welchen Pheidias zur Vollendung führte.

Noch schärfer tritt diese Verschiedenheit bei den Kopftypen hervor. Niemand würde glauben, um von den zwei vollständig erhaltenen Exemplaren auszugehen, dafs der Greisenkopf[7]) und der Kopf des Kladeos[8]) ein und demselben Werke angehören, wenn dies nicht eben

---

1) Ein gutes Beispiel aus der grofsen Menge dieser Gestalten giebt die Aphrodite mon. dell' inst. IX Taf. 3.

2) Ich verzichte darauf, diesem Gewandstil einen bestimmten Namen zu geben. Helbig, das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert S. 128 ff., führt diesen knappen und conventionellen Stil auf aegyptische und vorderasiatische Einflüsse zurück.

3) *E.* Ausgr. I, 13.

4) *O.* Ausgr. II, 7A. IV, 10A.

5) Abgesehen von dem untergeschlagenen Unterbein, welches von der Sima verdeckt war.

6) Doch tritt sie nicht ganz rein auf. Der Knick z. B. auf der Hüfte des Alpheios (*A.* Ausgr. I, 15.) muthet an, wie ein Motiv aus der ersten Manier.

7) *N.* Ausgr. I, 10. 11.

8) *P.* Ausgr. I, 14. IV, 6. 7. 8.

durch die Ausgrabung über jeden Zweifel gestellt wäre. Betrachten wir den erstgenannten! Er ist ein Meisterwerk der decorativen Plastik mit seinem grofs angelegten, hohen Schädel, welcher das spärlich sich ringelnde Kopfhaar belebt, aber nicht verdeckt, mit der hohen faltenreichen Stirn, mit der energischen starken Nase, mit seinen grofsen tiefliegenden Augen, mit dem sprechenden Mund und dem in seinen Massen vortrefflich angelegten Bart. Und daneben nun der Kopf des Flufsgottes, der fast in jedem Zuge ein Gegenspiel des Greisenkopfes ist: ein langgezogenes, niedriges Schädeldach, das Haar eine ungegliederte, ganz dem Maler überlassene Masse, kurze, glatte Stirn, spitze, gekniffene, luftlose Nase, kleine, fast in der Ebene des Gesichtes liegende Augen, deren Lider unbelebte Curven bilden, festgeschlossener Mund mit schmalen Lippen.

Von den übrigen Köpfen ist der von L[1]) dem von N verwandt; der Kopf von B[2]) wiederholt den Typus des Herakles in den Metopen;[3]) der Kopf des Mädchens O ist eine weniger ausgeführte Replik der Köpfe des Westgiebels; der des Oinomaos endlich ein Beispiel rein äufserlicher Mache.

Sehen wir uns nach Analogien für die beiden Typen N und P um, so werden wir nach verschiedenen Seiten gewiesen. Der Greisenkopf gehört zu den Köpfen, auf welche Conze aufmerksam gemacht hat;[4]) im Umrifs erinnert er an den Kopf des Theseus oder Dionysos vom Ostgiebel des Parthenon[5]) und an die Köpfe auf dem Friese ebenda. Eine consequente Weiterbildung aber zeigen, namentlich in der Form der grofsen Augen, die Köpfe des Skopas aus den Giebelfeldern des Athenatempels in Tegea.[6]) Der Kopf des Flufsgottes aber hat die scharfe, fast mathematische Linienführung, auf welche Brunn wiederholt aufmerksam gemacht hat, wie wir sie in ihrer einfachsten Form auf den altspartanischen Reliefs[7]) sehen. Er führt zu dem Typus des Doryphoros.

---

1) Ausgr. I, 16A. II, 9A.

2) Ausgr. II, 7B. V, 13A.

3) Ausgr. V, 16. IV, 12A. B. 13A. Vgl. das Köpfchen von Meligú, Mitth. d. d. a. Inst. in Ath. VII Taf. 6.

4) Beiträge zur Geschichte der griech. Plastik zu Taf. II.

5) Michaelis, D auf Taf. 6, 10.

6) Mitth. d. d. a. Inst. in Ath. VI. Taf. 14. 15. Uebrigens haben am frühesten Matz und ich (im Jahre 1868) diese Köpfe als zu den Giebelfeldern gehörig erkannt. Ich habe sie damals dem Ephorat und Prof. Kumanudis in Athen angezeigt, konnte aber weder ihre Transportirung nach Athen, noch ihre Abformung durchsetzen.

7) Mitth. d. d. a. Inst. in Ath. II Taf. 20—25. Furtwängler, Sammlung Sabouroff Taf. 1. Der Schnitt der Augen in dem herausgewandten Kopf (Taf. 20) ist ganz der an unserem Kopfe.

So kreuzen sich in den Sculpturen des Giebelfeldes die verschiedensten Richtungen und Einflüsse. Sie gewähren uns einerseits einen belehrenden Einblick in die gährende Bewegung auf dem Gebiete der Plastik in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts, sind aber andererseits in ihrer Mischung in ein und demselben Giebelfelde schwer zu begreifen. Eine Verschiedenheit der ausführenden Hände mufs angenommen werden, aber diese Annahme löst das Räthsel nicht vollständig, besonders weil die ganz verschiedenen Kopftypen N und P auf Leibern sitzen, welche in ihrem derben Naturalismus die gröfste Uebereinstimmung zeigen und weil doch das Ganze durch den allen Gestalten und Typen gemeinsamen decorativen Zug zusammengehalten wird.

Die Bildung der Pferde weicht bedeutend ab von der im Giebel und im Friese des Parthenon. Es ist dabei zu beachten die magere Croupe, das spitze Hintertheil und der walzenförmige Leib, wie wir ihn in voller Ausbildung in einem archaischen Werke, dem Reiter von Vari,[1]) finden. Es ist dieselbe Pferdebildung, die in etwas gedrungeneren Formen auf dem Westgiebel unseres Tempels wiedererscheint, und welche auch im Grofsen und Ganzen die der Kentaurenleiber auf den Parthenon-Metopen ist. Die Hälse der Pferde des Ostgiebels sind schwächlicher, gestreckter, als am Parthenon, ohne allerdings die Weichlichkeit des argivischen Reliefs[2]) zu erreichen. Die kleinen Köpfe sind fein naturalistisch ausgebildet, doch zeigen sie gegenüber den Pferden des Parthenon eine gewisse Kleinlichkeit. Es sind hier viel mehr Einzelformen ausgeführt und angedeutet, die plastische Stilisirung ist nicht so weit geführt. Aehnliche Pferde finden wir im Friese des Parthenon nur einmal.[3])

Fassen wir das Gesagte zusammen, so zeigt sich, dafs wir die Eigenthümlichkeit des Stiles des Paionios, wie wir denselben aus seinem Originalwerke der Nike abgeleitet haben, in den Giebelsculpturen wieder finden: dasselbe Streben nach decorativer Wirkung, derselbe kecke Wurf, der gleiche Mangel feiner und rhythmischer Empfindung,[4]) dieselbe Weise, mehr von aufsen hinein, als aus einer Idee von innen heraus zu schaffen. Es zeigt sich uns dabei die merkwürdige Erscheinung, dafs Paionios, trotz der Einwirkung der attischen Schule, sein

---

1) Mitth. d. d. a. Inst in Ath. IV, Taf. 3.

2) Mitth. d. d. a. Inst. in Ath. III, Taf. 13.

3) Michaelis, der Parthenon, Taf. 12. XXII. XXIII. Sie zeigen auch denselben Ansatz des Schweifes. Es wird wohl gestattet sein, die Frage aufzuwerfen, ob wir in diesen Darstellungen die viel gerühmten Pferde des Kalamis erkennen dürfen.

4) O. Rayet, gazette des beaux arts 1877 S. 134 ff.

künstlerisches Wesen in den dreifsig Jahren, welche wir jetzt über blicken können, nicht verändert hat: er ist ein energischer, begabter Decorativkünstler gewesen und geblieben, und wir dürfen daraus vielleicht schliefsen, dafs er in einem Alter nach Olympia gekommen ist, welches es ihm erschwerte von seiner einmal ausgebildeten Art abzuweichen und welches ihn verhinderte, die neuen Eindrücke innerlich zu verarbeiten. Die Nike und der Ostgiebel sind nur qualitativ, nicht im Wesen verschieden. Rücksichtsloser treten in dem Ostgiebel die malerisch decorativen Formen auf, doch auch in der Originalstatue ist das Motiv und die Ausführung nur aus der decorativen Richtung des Künstlers zu begreifen.

Aber welcher Unterschied herrschte dennoch zwischen dem Originalwerke und den Giebelgruppen! Im Giebel ist alles vergröbert und verflaut. Die decorative Breite wird zur Plumpheit, namentlich in den Gewändern der 3. Manier, die unbekümmerte Behandlung zur Nachlässigkeit, der naive Wurf der Erfindung zur Nonchalance. Wendet man den Blick von den Gruppen zur Nike zurück, so überrascht der durchaus individuelle Zug, die packende, effectvolle Darstellung eines kühnen Bewegungsmotivs, die grofsartige Auffassung, die Frische der Mache. Wir erkennen hier — und zwar zum ersten Male innerhalb der griechischen Kunst — wie viel, auch in Griechenland, bei solchen Tempelsculpturen von der ersten Inspiration des entwerfenden Künstlers auf dem weiten Wege bis zur Ausführung verloren ging.

Hier ist der Platz, ein Zeugnifs über Paionios zu besprechen, welches das interessante Resultat zu ergeben scheint, dafs Paionios, obgleich er, wie Alkamenes, kein Athener war, in Athen selbst beschäftigt war, wenn auch nicht gerade als plastischer Künstler. Ich meine die Stelle in der Komödie des Krates *Θηρία*.[1]) In derselben war die gute alte Zeit als ein wahres Schlaraffenleben geschildert, und in der erhaltenen Stelle überbieten sich ähnlich, wie in den Rittern des Aristophanes der Wursthändler und der Paphlagonier, zwei Interlocutoren in der Schilderung der Genüsse, welche sie ihren Anhängern gewähren wollen. Der erste bietet ein «Tischchen deck dich» u. s. w., der andere ein Warmbad von Meerwasser, welches sich von selbst füllt, und zu dem Salbflasche, Schwamm und Sandalen von selbst kommen. Er sagt:

— *τὰ θερμὰ λουτρὰ ἄξω τοῖς ἐμοῖς*
ἐπὶ κιόνων ὥσπερ διὰ τοῦ παιωνίου
ἐπὶ (*ἀπὸ* Bergk) *τῆς θαλάττης*. —

1) Kock fragm. com. Gr. Krates fr. 15.

Mit Recht hat Birt[1]) an der Erwähnung des *παιώνιον*, welches doch nur als Krankenhaus gefafst werden kann, Anstofs genommen. Was soll es in der That bedeuten, dafs das warme Wasser «wie durch das Krankenhaus» geleitet werden soll?

Leopold Schmidt, dessen Conjectur ich nur aus dem Citate Birts kenne, vermuthet daher: *ὡς διὰ τέχνης Παιωνίου,* was einen vortrefflichen Sinn giebt; aber die Veränderung ist sehr gewaltsam. Birt schlägt vor: *ὥσπερ διὰ τοῦ Παιωνίου,* was freilich sehr einfach ist, aber wiederum hinsichtlich des Sinnes und der Construction seine Schwierigkeiten hat. Den störenden Artikel könnte man entfernen, indem man schriebe: *ὥσπερ διά του Παιωνίου.* Aber *διὰ* mit dem Genetiv bleibt hart und wenn man *διὰ τὸν Παιώνιον* schreibt, so giebt es wieder kein Mittel, den Artikel zu entfernen. Die Stelle scheint mir noch nicht geheilt. Die Corruptel steckt in den Buchstaben *ΠΕΡΔΙΑ.*

Wie dem aber auch sei, dafs hier von einem Ingenieur, um den modernen Ausdruck zu wählen, welcher den Athenern eine Wasserleitung angelegt hatte, die Rede ist, scheint mir unzweifelhaft. Birt denkt dabei an den Architekten Paionios aus Ephesos, welcher im Verein mit Demetrios den Tempel der Artemis in Ephesos vollendete und dann mit Daphnis zusammen den Tempel des Apollon Dindymaios bei Milet baute.[2]) Brunn[3]) ist im Zusammenhange mit seiner Auffassung der samischen Künstlerfamilie der Rhoikos, Telekles und Theodoros geneigt, den Bau speciell des Branchidentempels und damit auch die Zeit des Paionios von Ephesos erst nach der Schlacht am Eurymedon anzusetzen. Doch wird man sich jetzt allgemein lieber der Ansetzung, welche Urlichs[4]) vertreten hat, anschliefsen. Er läfst das Dindymaion um die Zeit der Schlacht bei Mykale errichtet werden, den Tempel von Ephesos aber viel früher. Bedenken wir nun, dafs Aristophanes in den Rittern V. 537, welche 424 v. Chr. aufgeführt wurden, von Krates als einem damals noch lebenden Künstler spricht, der dann und wann noch einen Sieg gewinne, dafs die dort gegebene Charakteristik des Krates auf Stücke pafst, wie die *Θηρία*, welche auch Kratinos erst in seinem Alter schuf,[5]) so müfste

---

1) Elpides S. 102, Anm. 66.

2) Vitr. VII praef. 16.

3) Geschichte der griech. Künstler II S. 380 ff.

4) Rhein. Mus. N. F. X. S. 1 ff.

5) Eine genaue Zeitbestimmung läfst sich nicht gewinnen. Nach Athenäus p. 268 E sind sie vor den Amphiktyonen des Telekleides aufgeführt, welche Kock fragm. com. Gr. I. S. 209 nach der Verurtheilung des Anaxagoras (c. 431. E. Curtius, Gr. Gesch. 5 III, S. 396) ansetzt.

das Werk dieses Ephesiers Paionios ein sehr bedeutendes sein, wenn es in einer Komödie aus der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts als ein allgemein bekanntes erwähnt würde.[1]) Dann aber dürften wir uns darüber wundern, dafs wir von dieser Wasseranlage, oder was es sonst war, keine Erwähnung in der antiken Litteratur finden. Dagegen brauchen wir, wenn es sich um eine Anspielung auf eine eben damals entstandene Anlage handelte,[2]) uns dieselbe nicht gerade bedeutend zu denken und daher auch nicht zu erwarten, sie noch anderwärts erwähnt zu finden.

Wir gewinnen damit also Kunde von einem Paionios, der nach der Mitte des fünften Jahrhunderts in Athen thätig war und bei der Seltenheit des Namens, für welchen wir aus dieser Zeit nur noch einen Träger nachweisen können, einen attischen Kleruchen aus Lemnos, welcher in den ersten Jahren des peloponnesischen Krieges gefallen ist,[3]) liegt es gewifs nahe, an unseren Paionios zu denken. Ich brauche nur an Kleoitas zu erinnern, welcher die *ἱππάφεσις* im Hippodrom zu Olympia errichtete und dessen Ruhm sich namentlich auf dieses technische Werk gründete, um der Verbindung von plastischer und technischer Begabung und Bethätigung das Befremdende zu nehmen.

Für die, wie ich glaube, noch nicht endgiltig gelöste Frage, ob Pheidias zuerst den Zeus von Olympia oder die Athene Parthenos gebildet habe,[4]) ist es jedenfalls nicht gleichgiltig, wenn wir anzunehmen berechtigt sind, dafs ein Künstler, welcher vorher am Tempel zu Olympia beschäftigt war, später in Athen arbeitete. Konnte man früher, ehe man die Giebelsculpturen kannte, sich denken, dafs Paionios von Athen aus dem Pheidias, etwa als sein Schüler, nach Olympia gefolgt sei, so ist diese Annahme unmöglich geworden. Doch könnten wir jetzt einen Einflufs der attischen Schule, speciell des Pheidias, auf das spätere Werk des Paionios, die Nike, nicht nur begreifen, sondern auch nachweisen, wann und wo Paionios denselben in sich aufgenommen hat. Auch verstehen wir jetzt besser, warum sich die Messenier und Naupaktier für ihr Siegesdenkmal gerade an Paionios

---

1) Ebenso hat man aus Arist. Vög. 1128 auf die kurz vorher erfolgte Aufstellung des *δούριος ἵππος* geschlossen.

2) Ich erinnere an die regelmäfsigen Stadtanlagen des Hippodamos und an die Wasserleitung des Meton (c. 433. E. Curtius, Gr. Gesch. 5 III S. 284).

3) C. J. A. I, 443.

4) Sauppe, Gött. Nachr. 1867, S. 175 ff. E. Curtius, Arch. Z, 35, S. 134. Ders. Gr. Gesch. 5 II, S. 396 u. Anm. 16, S. 855. Müller-Strübing, N. Jahrb. 1882, S. 289 ff. Löschcke, in Historische Untersuchungen A. Schäfer gewidmet, S. 25 ff.

wendeten. Er war ein Künstler, welcher damals in Athen, dem treuesten Schutzstaate der Messenier, lebte und arbeitete.

Wie ich in der Note 1 angekündigten weiteren Ausführung zu zeigen suchen werde, haben wir bei Alkamenes im Gegensatze zu Paionios eine entschiedene Weiterentwickelung des Künstlers über den Stil, welchen seine Olympiasculpturen zeigen, anzunehmen. Das Lob, welches seiner Aphrodite Urania gespendet wird, die mannigfache Verwendung des Künstlers für die Tempelbilder der aus ihren Ruinen wieder aufblühenden Stadt, welche in den verschiedensten Materialien hergestellt wurden, der ehrende Beiname seiner Athleten-Statue, zeigen ihn uns durchaus in einer Stellung, welche die Gleichsetzung mit Pheidias uns begreiflich macht, und diese Gleichsetzung kann uns zugleich zeigen, dafs Alkamenes über die decorative Gewandtheit, welche als charakteristische Begabung des Paionios bei der Betrachtung seiner Werke eben gewonnen wurde, zu der strengen plastischen Stilisirung des Pheidias fortgeschritten ist. An seinen Götterbildern rühmt man das Gewicht, also eine Pheidiasische Eigenschaft, sein Hephaistos zeigte eine sinnige Anwendung eines charakteristischen Motives, welches wir auch in dem Friese des Parthenon angedeutet finden und ganz der naiven Weise entspricht, wie Pheidias seine Götter gestaltete.

Wir denken uns also, dafs von jenen beiden Handwerksmeistern, die gerade zur rechten Zeit ein glückliches Geschick nach Elis führte, der ältere schon in einem Lebensalter stand, welches ihm den Anschlufs an die Fortschritte der neuen Richtung erschwerte, Alkamenes aber, als der jüngere und begabtere, wie ihn der Westgiebel zeigt, die ganze Frische und Empfänglichkeit dem Neuen und Grofsartigen entgegen brachte, welches in der Meisterschöpfung des Pheidias im Tempel zu Olympia sich offenbarte, dafs er dem Meister nach Athen folgte und in einem Verhältnisse, welches zwischen dem des Schülers und des unabhängig nachstrebenden Künstlers die Mitte hielt, sich zu einem der ersten Meister der Idealplastik hindurcharbeitete.

Die Kunst aber, welche Paionios und Alkamenes übten, als sie nach Olympia kamen, können wir wohl am besten bezeichnen als eine wild wachsende Pflanze, die ohne strenge Schulung und Zucht auf dem einzig fruchtbaren Boden hellenischer Kunstbegabung gedieh. Als die Gefahr der Perserkriege glücklich überstanden war, blieb in den Geistern nicht nur ein hoher idealer Schwung, sondern ganz Griechenland erfreute sich auch aus der reichen Beute eines Wohlstandes, den es früher nicht gekannt hatte. Empfand man den Wunsch, den heimischen

Göttern den Dank für Rettung aus gröfster Noth in glänzenden Tempelbauten abzutragen, so fehlte es auch nicht an Mitteln, die sich allerwärts regende Baulust zu befriedigen. Mit den Bauhandwerkern, welche zu den gröfseren Bauunternehmungen zusammenströmten, kamen auch geschicktere Steinmetzen, welche künstlichere Arbeit verstanden, wenn es verlangt wurde, auch eine Figur machen konnten, namentlich von den marmorreichen Inseln Paros und Thasos. Ungezählte sind gestorben ohne einen Namen zu hinterlassen. Eine Reihe derselben sind durch die Bauinschrift des Erechtheion der Vergessenheit entrissen. Wenigen spielte Glück und Begabung eine grofse Aufgabe in die Hände, wie dem Paionios. Die wenigsten haben die Höhe künstlerischen Schaffens erklimmen können. Zu ihnen gehört Alkamenes.

Das Gemeinsame dieser decorativen Kunst ist aber, dafs sie sich den mannigfach damals in Griechenland sich kreuzenden Richtungen in der Plastik zugänglich erwies, und zwar um so mehr, je weniger der anordnende Künstler selbst über dem Standpunkt eines Decorateurs erhaben war.[1])

---

1) Ich bemerke zum Schlusse, dafs mir der zweite Band von Murray's history of Gr. sculpture erst nach Abschlufs der Arbeit zugekommen ist.

XXI.

WILHELM DITTENBERGER

Epigraphische Miscellen.

I.

Aus der grofsen Menge zum Theil recht unbedeutender metrischer Inschriften, die durch die Ausgrabungen der letzten Jahre zu Tage gefördert sind, heben sich die Epigramme des in der Nähe von Thespiae aufgefundenen Denkmals der neun Musen nicht gerade durch einen besonderen poetischen Werth, aber durch ihre Beziehung zu einer der berühmtesten Cultstellen des alten Böotien heraus, und verdienen daher besondere Beachtung. Leider sind nur vier von ihnen vollständig (*Ἀθήναιον* VII. p. 282) und von einem fünften (Bulletin de correspondance Hellénique III. p. 446 n. 6) die Versenden erhalten. Während aber von jenen vier die der Urania, Terpsichore und Polymnia dem Verständnifs keinerlei Schwierigkeiten in den Weg legen, scheint mir das der Thaleia bis jetzt noch nicht richtig gelesen und gedeutet zu sein. Was auf dem Stein steht, wissen wir zwar, nachdem Kumanudis einen nicht ganz vollständigen und richtigen Text gegeben hatte, durch J. Schmidt, Mittheilungen des arch. Instituts in Athen V. (1880) p. 121 ganz genau:

϶ΑΛΛΙΕΠΙΡΗΝΗΣΣΟΦΙΗΣΚΑΛΑΤΟΙΓΑΙΑΠΑΣΑ
ΙΡΗΝΗΛΟΙΒΑΣΤΑΣΔΕΘΑΛΕΙΑΧΕΩ

Wenn derselbe aber diesen Text in folgender Weise umschreibt:

Θάλλ(ε)ι ἐπ' (ε)ἰρήνης σοφίης καλά τοι γαῖ' ἅπασα·
(ε)ἰρήνῃ λοιβὰς τάσδε, Θάλεια, χέω.

und übersetzt «Wetteifernd in des Friedens Künsten treibt schöne Blüthen Dir die ganze Erde; dem Frieden bringe ich, Thaleia, diese Spenden dar,» so erregt dies in mehr als einer Hinsicht Bedenken. Zunächst läfst sich die Messung *γᾰῖ' ἅπασα* in keiner Weise rechtfertigen. Denn wenn es schon an sich höchst zweifelhaft erscheinen mufs, ob *γαῖα* überhaupt zu denjenigen Worten gerechnet werden

darf, deren Diphthong vor folgendem Vocal unter Umständen als Kürze behandelt wird,[1]) so fehlen hier überdies die Bedingungen, unter denen die Verkürzung zulässig wäre. Denn wenn dieselbe in gewissen Fällen im Innern des Wortes (z. B. *οἷος ἐσσί*), in noch viel weiterem Umfang aber im Auslaut vor einem vocalisch anlautenden Wort (z. B. *κοῦροι Ἀχαιῶν*) auftritt, so ist es dagegen ganz ohne Beispiel, dafs der vocalische Anlaut erst Elision des auslautenden kurzen Vocals und dann überdies noch Verkürzung des diesem vorangehenden Diphthongs gewirkt hätte; nach einem *ποτ' ἔειπες* oder einem ähnlichen, dem *γαῖ' ἅπασα* analogen Versausgange dürfte man wohl in der gesammten daktylischen Poesie der Griechen vergeblich suchen. Zu diesem metrisch-prosodischen Bedenken gesellt sich aber, um von weniger erheblichen Anstöfsen abzusehen,[2]) ein nicht minder entscheidendes sachliches: Wenn nach Schmidt's Deutung Thaleia ohne Zweifel die angeredete Person sein soll,[3]) wer ist denn dann der Redende? Das Denkmal ist geweiht nicht von einem Einzelnen, sondern von der Gemeinde Thespiae, wie die in grofsen, weit von einander abstehenden Buchstaben über den Epigrammen hinlaufende Dedicationsinschrift *[Τ]άδε*[4]) *Θεισπιέες [ἀνέθιαν Ἀπόλλ]ωνι* beweist. Welchen Sinn könnte es dann haben, dafs in dem Epigramm der Thaleia eine in keiner Weise näher bezeichnete einzelne Person von sich sagt «ich bringe dem Frieden diese Spenden dar.» Ueberdies ist zu beachten, dafs in keinem einzigen der übrigen Epigramme die

---

1) Man könnte sich dafür nur auf *γαϊάχος* Pind. Ol. XIII, 78, *γαϊήοχος* Hesiod. Theog. 15 berufen. Aber der Rückschlufs von diesem Compositum auf das einfache *γαῖα* ist keineswegs unbedenklich, und aufserdem spricht viel dafür, dafs an jenen beiden Stellen vielmehr *γεάχος, γεήοχος* zu schreiben ist (vgl. Boeckh Not. crit. ad. Pind. p. 424).

2) Dafs die Abhängigkeit der beiden Genetive von einander (*ἐπ' εἰρήνης σοφίης* «in des Friedens Künsten») etwas sehr Geschraubtes hat, und dafs die asyndetische Nebeneinanderstellung beider Sätze nicht elegant genannt werden kann, wird allerdings Jedermann zugeben. Aber man würde diese Härten und Unebenheiten allenfalls hinnehmen können, wenn alles Andere in Ordnung wäre.

3) Denn auf wen aufser ihr könnte sich das Pronomen der zweiten Person beziehen?

4) Von den fünf erhaltenen Steinen enthält jeder drei Buchstaben, und zwischen dem über dem Epigramm der Terpsichore stehenden *ΕΚ* [*Σ*] und dem zu dem verstümmelten Epigramm einer unbekannten Muse gehörigen *ΩΝΙ* fehlen gerade noch zwölf. Es herrscht also die schönste Symmetrie, welche nur durch das zu Anfang fehlende *Τ* gestört wird. Dafs dies ganz allein auf einem links an den der Urania anstofsenden und sonst vollständig unbeschriebenen Stein gestanden hätte, ist wenig wahrscheinlich. Sollten die Böoter, wie das für das Pronomen *οὗτος* jetzt durch eine ganze Reihe urkundlicher Zeugnisse feststeht, auch bei *ὅδε* den Anlaut der sämmtlichen Casus obliqui nach der Analogie des Nominativus singularis behandelt haben, und danach *ἅδε* zu lesen sein? Die bis jetzt aus böotischen Inschriften bekannten Beispiele geben nach keiner Seite eine Entscheidung.

Muse angeredet wird, während in dreien unter den vier Gedichten der Verfasser sie selbst redend einführt.[1]) So spricht Alles dafür, dafs dies auch hier der Fall ist, und dafs überhaupt nur zwei Personen in unserem Epigramm in Frage kommen, die Muse Thaleia und die Friedensgöttin Eirene, welcher jene zum Dank für die Förderung der Künste durch den Frieden ihre Libation darbringt. Dafs eine Gottheit der andern eine Opferspende ausgiefst, kann durchaus nicht auffallen, zumal in ganz analoger Weise in einem anderen der thespischen Epigramme Polymnia dem Zeus gegenübertritt. Danach ist zu lesen:

Θάλλ(ε)ι ἐπ' (ε)ἰρήνης σοφίης καλά· τοίγαρ ἁπάσα[ς]
(Ε)ἰρήνῃ λοιβὰς τάσδε Θάλεια χέω.

«Es blüht im Frieden die Herrlichkeit der Kunst; drum giefse ich, Thaleia, der Friedensgöttin alle diese Spenden aus.»

Dafs *ἁπάσας* ungeschickt und prosaisch ist, läfst sich nicht leugnen, aber ein bedeutender und geschmackvoller Dichter ist der Verfasser dieser Epigramme auch nicht gewesen.

Aus einem ganz ähnlichen Grunde kann mich auch die Herstellung eines thebanischen Grabepigramms bei Kaibel Hermes VIII. p. 422 n. 40 (Epigr. Gr. 488) nicht befriedigen. Er liest:

Σοῦ μὲν δὴ πατρὶς δήν, Κερκίνε, Φοξίου υἱέ,
Ποντιὰς Ἡράκλει' ἕξει ἄχος φθιμένου
ἡμ[ετέρ]ων ἐγ χερσὶ φίλων· ὅ[θεν οὔ]ποτ' ἐπαίνου
[λησόμ]εθ· ἦ μάλα γὰρ [σὴν φ]ύσιν ἠγασάμην.

Die Ergänzung *ἡμ[ετέρ]ων* rührt von Bücheler her. Aber auch hier fragt man sich vergebens, wer denn eigentlich redend eingeführt wird. Die Freunde offenbar nicht; denn wie sollten diese sich selbst «unsere Freunde» nennen? Und kann denn hier überhaupt von anderen Freunden, als von denen des verstorbenen Kerkinos selbst die Rede sein? «Er starb zwar fern von der Heimath, aber in den Armen der Freunde.» Das ist ein einfacher und für eine Grabschrift durchaus angemessener Gedanke, der durch jenes *ἡμετέρων* zerstört wird. Ich schlage daher vor zu lesen:

Σοῦ μὲν δὴ πατρὶς δήν, Κερκίνε Φοξίου υἱέ,
Ποντιὰς Ἡράκλει' ἕξει ἄχος φθιμένου,
ἧμ [προλιπ]ὼν ἐγ χερσὶ φίλων θ[άνες. οὔ]ποτ' ἐπαίνου
[λησόμ]εθ'· ἦ μάλα γὰρ [σὴν φ]ύσιν ἠγασάμην.

Endlich möge sich hier noch ein drittes Beispiel anreihen, wo

[1]) Nämlich in den vollständig erhaltenen der Urania und Polymnia und in dem fragmentirten, wo die Versausgänge *χάρις, αἷς ἐνορῶσα* und *δέδορκα καλά* keinen Zweifel lassen.

ebenfalls die Beziehung der in dem Epigramm vorkommenden ersten Person bei der vom Herausgeber befolgten Lesung und Interpunction ganz unverständlich bleibt. L. Heuzey, Mission archéologique p. 439 n. 225 veröffentlicht eine in der Kirche des Dorfes *Mavromati*, nicht weit von den Ruinen des alten Gomphoi, gefundene Inschrift in folgender Gestalt:

Ἁπάντων κρέσσων ἀρετά· μετὰ παῖδα ϑέεσκον,
ἔργων ἁμετέρων ἄξιον ὡς ἰδόμαν·
καὶ δ' ἄν νιν κίχον — — — —

Zu der Unklarheit, wer hier in erster Person redend eingeführt würde, kommt noch der grobe prosodische Fehler in *ἁπάντων*, den dem Verfasser zuzutrauen das sonst in metrischer Hinsicht ganz correcte Gedicht uns nicht berechtigt. Es mufs daher gelesen werden:

Ἁ πάντων κρέσσων Ἀρετὰ μετὰ παῖδα ϑέεσκον.

So, als Epitheton der persönlich gedachten *Ἀρετά*, erscheint auch dieses *πάντων κρέσσων* passender und weniger geschmacklos, als wenn nach Heuzey's Lesung der doch wahrlich nicht tiefsinnige Gedanke «die Tugend ist besser als alles Andere» selbständig an die Spitze des Gedichtes gestellt wird. Befremden könnte auf den ersten Blick die Anschauung, wonach die *Ἀρετὰ* den Knaben einzuholen strebt, während uns das Umgekehrte, die Vorstellung von einem Lauf des Menschen, dessen Ziel die Tugend ist, ganz natürlich erscheint. Indefs der Pentameter motivirt jene Auffassung in durchaus angemessener Weise: Da der Knabe (durch Abstammung und natürliche Begabung) würdig schien, in die Zahl der Verehrer der *Ἀρετὰ* einzutreten, so strebte die Göttin danach, ihn für sich zu gewinnen, und es wäre ihr auch gelungen, wenn nicht sein allzu früher Tod ihre Bemühungen vereitelt hätte.

Auch anderwärts lassen sich zuweilen Anstöfse durch eine leichte Aenderung in der Wortabtheilung beseitigen. So liest man in der *Ἐφημερὶς ἀρχαιολογικὴ περίοδος* III (1883) p. 25, n. 1 ein Weihgedicht aus dem Asklepieion in Epidauros:

[Ζ]ηνὶ καὶ Ἡελίῳ [κ]αὶ πᾶσιν ἀειγενέεσσιν
[ὀ]λβοδόταις καὶ [ἐ]λευϑερίοις καὶ λυσιπόνοισιν
ἱεροφάντης εἷς ὁσίῃ ϑεοπειϑέι γαίων
Διογένης, Δηοῦς πρόπολος, Παιήονος ἱρεύς.

ohne dafs der Herausgeber verriethe, welchen Sinn das Zahlwort *εἷς*

in diesem Zusammenhang haben könnte. Natürlich ist der Ariost *εἶσ'* (*εἶσε* = *ἱδρύσατο*) herzustellen.[1])

Daſs metrische Inschriften keineswegs immer mit abgesetzten Versen eingehauen worden sind, ist eine bekannte Thatsache. Nicht selten wird daher von den Herausgebern der metrische Charakter derselben verkannt. Ein Beispiel der Art, das sogar Kaibel entgangen zu sein scheint — wenigstens finde ich es weder in seiner schönen Sammlung, noch in den Nachträgen, die er im Rheinischen Museum gegeben hat — liegt unverkennbar in der von L. Duchesne und Ch. Bayet in Archives des missions scient. et littér. Ser. III T. III (1876) p. 238 n. 55 mitgetheilten Grabschrift aus Thessalonike vor, wo Z. 3 bis 6 zwei iambische Trimeter bilden:

Διοσκουρίδου τὸ σῆμα τοῦ χρηστοῦ πατρὸς
ἐπόησεν ἡ παῖς Ἀμμίλα μνήμης χάριν.

Denn daſs die drei ersten Silben von *Διοσκουρίδου*, welche nach regelmäſsiger Prosodie einen Bacchius bilden, als Spondeus (oder Anapaest?) behandelt werden, würde nach den zahlreichen Beispielen ähnlicher Licenzen in Eigennamen selbst in einem Dedicationsepigramm der classischen Zeit kaum Anstoſs erregen, um so weniger in dem vorliegenden, das nach dem beigefügten Doppeldatum (J. 282 der makedonischen Provincialaera = 166 der Aera des Augustus) im J. 136 n. Chr. abgefaſst ist.

Ein ganz ähnlicher Fall liegt in dem Epitaphium von Anaphe

---

[1]) Nicht mit derselben Zuversicht glaube ich eben dieses Heilmittel auf das thespische Epigramm, Mitth. des archäologischen Instituts in Athen V (1880) p. 123 n. 11:

ἐνθάδε σῆμα θεᾶς ἀνδρὸς φίλου Εὐτυχιανοῦ

anwenden zu können. Denn daſs in der späteren Kaiserzeit das Activum *θεάω* in der Literatur vorkommt, bemerkt der Herausgeber mit Recht. Ueberwiegend wahrscheinlich aber ist es mir doch, daſs vielmehr *θέασ'* (d. h. *θέασαι*) gelesen werden muſs. Dasjenige *αι*, welches für den Accent als Kürze gilt, wird bekanntlich von den daktylischen Dichtern ohne Bedenken elidirt; und wenn mir auch augenblicklich gerade für den Imperativus aoristi medii kein Beleg zu Gebote steht, so ist doch nicht abzusehen, warum man in dieser Form jenen Laut anders behandelt haben sollte als sonst. — In dem Epigramm von Tomis Arch. epigr. Mittheilungen aus Oesterreich VI p. 30 n. 60 findet Th. Gomperz, daſs sich das Distichon V. 5. 6 durch Geschraubtheit des Ausdruckes sehr zu seinem Nachtheil von den übrigen unterscheide, und nimmt namentlich Anstoſs an den Worten *χρωτὸν ἔρωτα φέρων*, indem er bemerkt, das Verbaladjectivum *χρωτὸς* fehle den Wörterbüchern. Es ist aber durchaus nicht gerathen, es auf das Zeugniſs dieser Inschrift hin in dieselben aufzunehmen; denn es muſs vielmehr gelesen werden:

χρῶ τὸν ἔρωτα φέρων πᾶσι χρόνων ἀγαθοῖς.

Dann kann freilich der Schluſs des Hexameters nicht mit G. hergestellt werden *ἔλ' αὐ[τός]*, sondern es muſs dort ein Participium gestanden haben. Am nächsten der Ueberlieferung liegt *ἐλαύ[νων]*, dessen sprachliche Zulässigkeit mir aber zweifelhaft ist.

vor, welches nach der mir nicht zugänglichen Originalpublication von Kumanudis, *Παλιγγενεσία*, 19. Sept. 1865, P. Vidal-Lablache, Revue archéologique N. S. XXII (1870—71), p. 285 mittheilt. Denn was hier auf die in den üblichen Formeln abgefaſste Dedication *Ὁ δᾶμος | Εὐθυμίδα ¦ Ἀνδρομέ¦νους ἄριστα ¦ βιώσασαν* in Z. 6—9 folgt, ist offenbar ein elegisches Distichon:

Ἕκτον χἑξηκοστὸν ἔτος ζήσασαν ἀλύπως
δᾶμος ἀφηρώϊξ' Εὐθυμίδ' Ἀνδρομένους.

Auch hier wird die unrichtige Prosodie *Εὐθῦμίδα* gewiſs Niemanden an dem metrischen Charakter der Inschrift irre machen. Vidal-Lablache freilich (und Kumanudis?) hat denselben nicht erkannt, denn er setzt ganz unbefangen vor *δᾶμος* die Ergänzung [*ὁ*] ein.

II.

Unter den mannigfachen Schwierigkeiten, die sich der sicheren Ergänzung verstümmelter Inschrifttexte in den Weg stellen, ist eine der hauptsächlichsten die Ungewiſsheit über den Umfang der auszufüllenden Lücken. Ist der Stein auf einer oder gar auf beiden Seiten gebrochen, so daſs alle Zeilen gleichmäſsig unvollständig sind, und giebt weder metrische Abfassung noch streng regelmäſsige Anordnung der Schrift einen gewissen Anhalt, so ist es oft überhaupt nicht mit Sicherheit auszumachen, wie viel fehlt. Ganz besonders verwickelt aber liegt die Sache, wenn die erhaltenen Partien in verschiedenen Zeilen deutlich auf einen sehr verschiedenen Umfang des zu Ergänzenden hinzuweisen scheinen, während doch aus anderen Gründen anzunehmen ist, daſs die Zeilen sämmtlich wenigstens ungefähr gleiche Länge gehabt haben. So in dem delphischen Psephismafragment, welches in den Mittheilungen des arch. Instituts in Athen V. (1880), p. 202 n. 62 veröffentlicht ist.

Daſs hier einzelne Zeilen-Enden und Anfänge für einen sehr geringen Umfang der Lücken zu sprechen scheinen, ist dem Herausgeber natürlich nicht entgangen: namentlich verweist er auf Z. 6. 7, wo sich die Ergänzung [*ἐπανενε*]¦*ώσαντο* geradezu aufdrängt. Allein, meint er, wer Z. 7—9 in's Auge fasse, werde gerade das Gegentheil für wahrscheinlich halten. Er verzichtet daher auf eine vollständige Herstellung, fügt aber den meisten Zeilen am Anfang und am Ende Ergänzungsvorschläge bei, welche sämmtlich auf der Voraussetzung beruhen, daſs das Verlorene an Umfang das Erhaltene erheblich übertreffe.

ϽΣΑΓΑΘΩΝ
ΝΕΟΤΕΛΕΟΣΚ/
ΙΤΟΙΑΔΕΛΦΕ
ΘΟΥΡΙΟΙΣΓΕΡ
5 ΑΣΓΡΟΜΑΝΤ
ΙΑΣΕΓΑΝΕΝ
ΩΣΑΝΤΟΕΓ
ΟΝΑΟΣΚΑΤΕ
ΥΘΗΚΑΙΔΕΔΟ
10 ΔΕΛΦΟΙΣΘ
ΟΙΣΑΓΟΔC
ΝΤΑΝΓΡC
ΝΤΗΙΑΝΓ
ΑΛΙΩΤΑΝ
15 ΤΩΝΤΑΡΑΝ
ΝΟΥ///ΛΕΟΙ

Gottfried Hermann (Opp. VII, p. 177) hat in einem ähnlichen Falle den Grundsatz ausgesprochen, man müsse von der Voraussetzung eines geringen Umfangs der Lücken ausgehen, weil dies die einfachere Annahme sei.[1]) Allein, so berechtigt die Mahnung ist, in Kritik und Erklärung stets das Einfache und Natürliche dem Gesuchten und Gekünstelten vorzuziehen, so wenig hat sie doch mit der Frage zu thun, die uns hier beschäftigt. Und überhaupt wird sich über die Entscheidung dieser Frage niemals eine allgemeine Regel aufstellen lassen, sie wird immer nach der Beschaffenheit des einzelnen Denkmals beurtheilt werden müssen. Darüber darf man jedoch etwas anderes nicht übersehen: dafs, wo in Wirklichkeit nur wenige Buchstaben fehlen, unter der irrthümlichen Voraussetzung eines viel gröfseren Defectes sich eine sprachlich und sachlich befriedigende Ergänzung ausfindig machen läfst, ist gar nichts Auffallendes; denn mit dem Umfang der Lücke wächst die Zahl der Möglichkeiten. Nur durch einen höchst unwahrscheinlichen Zufall aber kann das Entgegengesetzte eintreten, dafs an einer Stelle, an welcher in Wirklichkeit eine gröfsere Zahl von Worten zerstört ist, durch Einsetzung eines oder zweier Buchstaben ein in jeder Hinsicht unanstöfsiger Zusammenhang hergestellt werden kann. Und dafs dieser eigenthümliche Zufall gar drei- oder viermal in der-

---

[1]) *Sic ventum est ad tertium, de quo quaerendum sit, multane an pauca perierint. Proficiscendum vero semper ab eo, quod maxime simplex est, ut pauca deesse putemus.*

selben Inschrift wirksam gewesen sein soll, das darf man geradezu für unmöglich erklären.

Man wird daher mit vollem Rechte behaupten dürfen, dafs, wo in demselben Denkmal einige Zeilen den Schein eines bedeutenden, andere den eines geringen Umfangs der Lücken erregen, jener, nicht dieser Schein die Präsumtion gegen sich hat, auf Täuschung zu beruhen. Und wenn insofern dem Hermannschen Grundsatz, so schief und unzutreffend er in seiner theoretischen Formulirung ist, doch etwas Wahres zu Grunde liegt, so hat sich dies in praxi nicht nur an dem von ihm behandelten argivischen Epigramm (Röhl, J. G. A. 37) bewährt, sondern ich glaube zur Evidenz erweisen zu können, dafs es sich mit unserer delphischen Urkunde nicht anders verhält. Schon der Umstand, dafs der Herausgeber seine Voraussetzung eines gröfseren Umfangs z. Th. nur durch recht unwahrscheinliche Häufung von synonymen Ausdrücken hat durchsetzen können,[1]) spricht gegen dieselbe. Widerlegt werden aber kann sie nur durch einen von der entgegengesetzten Annahme ausgehenden Ergänzungsversuch, den ich hiermit vorlege. Es ist zu lesen:

— — — ος Ἀγάθων | Νεοτέλεος κα|ὶ τοὶ ἀδελφε[οὶ] | Θουρίοις περ[ὶ τ]|ᾶς προμαντ[η]|ΐας ἐπανεν[ε]|ώσαντο, ἐπ[εὶ] | ὁ ναὸς κατε[κα]|ύθη, καὶ ἔδο[ξε] | Δελφοῖς, Θ[ουρί]|οις ἀποδό[με]|ν τὰν προ[μα]|ντηΐαν, π[ρο]|αλωτᾶν [ὄν]|των Ταραν[τί]|νου, [Κ]λεοί[του, — — — — — —]

Die Ergänzung des Anfangs mufs zweifelhaft bleiben. Dafs Z. 1—7 von einen Antrag auf Erneuerung der Promanteia für die Thurier die Rede ist, welchen Agathon, Neoteles' Sohn, und seine Brüder — offenbar Bürger von Thurioi — an die Gemeinde Delphi gestellt haben, unterliegt keinem Zweifel. Hält man es sprachlich für zulässig, dafs die Worte *περὶ τῆς προμαντηΐας ἐπανενεώσαντο* diesen Sinn haben, so könnte man annehmen, dafs V. 1 weiter nichts als *[ἐπὶ τοῦ δεῖνος ἄρχοντ]ος* gestanden hätte. Ich gestehe aber, dafs ich nicht im Stande bin, diese Interpretation der Worte grammatisch zu rechtfertigen, und es ist mir deshalb wahrscheinlicher, dafs oben mehrere Zeilen fehlen, in welchen unter anderen ein Substantivum der Bedeutung «Gesuch, Antrag,» als

---

[1]) Z. 6. 7. *ἐπανεν[έωσαντο ἐπανωρθ]ώσαντο.* Z. 8. 9. *ὁ ναὸς κατε[καύθη κατελ]ύθη.* (Letzteres Wort auch an sich unpassend.) Auch Z. 11. 12 *τὰν προ[ξενίαν προμα]ντηΐαν π[ροεδρίαν* ist keineswegs ohne Anstofs, so geläufig auch die asyndetische Nebeneinanderstellung solcher Worte ohne den Artikel in Urkunden über erstmalige Verleihung von Privilegien ist. Und wie unwahrscheinlich, dafs an allen diesen Stellen der Stein gerade so gebrochen sein soll, dafs sich aus den Resten zweier Wörter durch Ergänzung von einem oder zwei Buchstaben ein tadelloses Wort herstellen läfst!

Object zu *ἐπανενέωσαντο* gestanden hat. Allerdings bedeutet dann der Satz nicht «sie haben den Antrag auf Erneuerung der Promantie gestellt», sondern «sie haben den Antrag in Betreff der Promantie erneuert»; indessen hat eine solche Zurückweisung auf einen schon früher einmal gestellten Antrag nichts Anstöfsiges. Und dafs es sich nicht um eine erstmalige Verleihung der Promantie, sondern um Bestätigung der bereits früher verliehenen handelt, geht auch so aus dem Verbum *ἀποδόμεν* und aus dem Artikel *τὰν* mit Sicherheit hervor. Meine Ergänzungen von Z. 7—13 bedürfen wohl keines Wortes der Begründung oder Vertheidigung. Dagegen ist der Schlufs nicht ohne Schwierigkeiten. Wenn der Herausgeber annahm, dafs Z. 14 die Massalioten, Z. 15 die Tarentiner genannt würden, so verschwindet zwar letzterer Schein sofort, wenn man sich erinnert, wie häufig der Mannsname *Ταραντῖνος* in den delphischen Urkunden vorkommt;[1]) der Name der Massalioten aber kann nur durch Einsetzung eines Wortes entfernt werden, dessen Existenz in der griechischen Sprache durch kein Zeugnifs zu belegen ist. Da aber eine andere Möglichkeit, soviel ich sehe, nicht vorliegt, und es absurd wäre, um dieser einen Zeile willen die durch den übrigen Text über allen Zweifel erhobene Ueberzeugung von dem geringen Umfang der Lücken aufzugeben, so werden wir uns bei jener Ergänzung beruhigen müssen, falls sie sich sprachlich und sachlich durch genügende Analogien rechtfertigen läfst. Wie von *ἡλικία* abgeleitet wird *ἡλικιώτης*, um den Genossen derselben *ἡλικία* zu bezeichnen, so können von *ἁλία* die Mitglieder der Volksversammlung *ἁλιῶται* genannt werden[2].) Und wie der Vorsitzende der *μνάμονες προμνάμων*, der Vorsteher der *αἰσιμνᾶται προαισιμνᾶται* heifsen (Syll. J. G. 252, 54. 321, 5. 369, 13), so sehe ich kein Hindernifs *προαλιῶται* als «Vorsitzende der Volksversammlung» zu deuten. Dafs in einem Psephisma die Namen

---

[1]) Verkannt ist er von L. Thenon in dem Proxeniedecrete von Elyros auf Kreta Revue archéologique N. S. XIV (1866) p. 398, wo Z. 3 *Δελφοῖς Κλεοφάνει Ταραντ[ίνου]* (*Τάραντ[ος]* Th.) zu lesen ist.

[2]) Der Umlaut des $\bar{\alpha}$ zu *ω* in dieser Bildung ist allerdings ursprünglich nicht allgemein griechisch, denn bei den kleinasiatischen Joniern haben sich bekanntlich Formen wie *Μασσαλιήτης* erhalten, wovon *Μασσαλιώτης* die attische und erst später in allgemeinen Gebrauch gekommene Umwandlung ist. Andrerseits aber ist das *ω* von Hause aus gewifs nicht nur attisch, sondern ebenso gut auch dorisch. Bezeichnend dafür erscheint mir namentlich, dafs das Ethnikon von Bargylia, welches sonst überall, und namentlich in den Urkunden dieser Stadt selbst (Syll. J. G. 168, 24), *Βαργυλιήτης* lautet, in einer Inschrift von Rhodos Revue archéologique N. S. XIII (1866) p. 357 n. 20 in der Form *Βαργυλιώτας* auftritt. — Dafs die Volksversammlung der Delphier in den uns vorliegenden Urkunden (z. B. Syll. J. G. 233, 34) nicht *ἁλία*, sondern *ἐκκλησία* heifst, halte ich aus mehr als einem Grunde für irrelevant.

derjenigen genannt werden, unter deren Vorsitz der Beschlufs gefafst ist, entspricht ganz dem allgemein griechischen Brauche. Wie sich diese *προαλιῶται* zu den in zahlreichen Delphischen Urkunden vorkommenden *ἄρχοντες, βουλευταί, βουλεύοντες* (gewöhnlich drei mit halbjähriger Amtsdauer) verhalten, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, zumal wir nicht wissen, wie viele Namen auf unserm Stein gestanden haben. Doch gestehe ich, dafs mir die Identität höchst wahrscheinlich ist. Die Verschiedenheit der Titulatur kann kaum dagegen beweisen, da einerseits unsere Inschrift älter zu sein scheint als die grofse Mehrzahl der sonstigen Delphischen Urkunden, und andererseits auch in diesen ein Schwanken zwischen den oben erwähnten Bezeichnungen hervortritt. Andererseits kann man unter den *βουλευταί* (*βουλεύοντες*) doch nicht wohl etwas anderes als die Vorsitzenden des Rathes verstehen; denn wenn auch der Ausdruck wörtlich genommen nichts bedeutet als «Rathsmitglieder», so wird doch Niemand glauben, der gesammte Rath von Delphi habe aus drei Personen bestanden! Die Vorsitzenden des Rathes aber sind nicht nur in Athen, sondern in vielen griechischen Staaten zugleich die Leiter der Volksversammlung gewesen; dasselbe auch für Delphi anzunehmen, berechtigt uns die constante Verzeichnung der *βουλεύοντες* neben dem (eponymen) Archon in den Psephismen.

In der hiermit wohl genügend gerechtfertigten Textesherstellung erhält nun unser Decret eine gewisse Bedeutung als Zeugnifs für eine sonst unbekannte geschichtliche Thatsache. Dafs nämlich Z. 8 von einem Tempelbrande die Rede ist, hat der Herausgeber richtig erkannt. Aber er denkt an das bekannte Ereignifs von 548 v. Chr., nach welchem der Tempel von den Alkmeoniden wieder hergestellt wurde. Eine andere Katastrophe von so grofser Bedeutung, dafs sie zum Ausgangspunkt für eine Aera habe dienen können, sei wenigstens nicht bekannt, freilich auch von der Zählung der Jahre vom Brande des Tempels an keine weitere Spur in unserer Ueberlieferung zu finden. Man darf wohl sagen, dafs dieser Gedanke einer Aera, deren Epoche die Zerstörung des Gotteshauses durch Feuer gewesen sei, an sich ein wenig glücklicher ist. Auf jeden Fall aber ist er ausgeschlossen, nachdem der geringe Umfang der Lücken dargethan ist. Vielmehr wird der Brand des Tempels erwähnt, um das Gesuch der Thurier zu motiviren. Die Urkunde über ihre Promantie war im Tempel aufgestellt, sie war bei dem Brande zu Grunde gegangen, und deshalb beantragen sie jetzt eine Erneuerung ihres Privilegiums. So hat unser Psephisma seinem Inhalt und seiner Veranlassung nach die nächste Verwandtschaft mit dem attischen Decret für die Söhne des Apemantos

von Thasos (C. J. Att. II 3. Syll. J. G. 49), durch welches die Wiederherstellung ihrer unter der Herrschaft der Dreifsig vernichteten Proxenieurkunde angeordnet wird. Zugleich aber schwindet damit jede Möglichkeit, die Worte auf jenes bekannte Ereignifs zu beziehen, schon deshalb — um von anderen schwerwiegenden Gründen abzusehen — weil zur Zeit jenes ersten Tempelbrandes die Stadt Thurioi noch gar nicht existirte. Ist demnach ein späterer, in der Literatur nicht erwähnter Brand zu verstehen, so bleibt freilich die Möglichkeit, dafs derselbe durch irgend einen Zufall ausgekommen ist; und unter dieser Voraussetzung läfst sich über seine Zeit nichts Bestimmtes ermitteln. Viel wahrscheinlicher aber ist die Vermuthung, dafs er bei Gelegenheit der gallischen Invasion im Jahre 279 v. Chr. stattgefunden hat. Das Schweigen der Schriftsteller erklärt sich in diesem Falle sehr einfach. Unsere Ueberlieferung über diese Zeit ist nicht nur sehr lückenhaft, sondern auch durch tendenziöse Entstellungen in hohem Mafse getrübt. In den zusammenhängenden Berichten bei Justin und Pausanias wird ja *in maiorem Apollinis Pythii gloriam* überhaupt geleugnet, dafs es den Galliern gelungen sei, sich der Stadt und des Heiligthums zu bemächtigen, und nur in vereinzelten gelegentlichen Andeutungen anderer Schriftsteller (Diodor. V, 32, 5. Strabo IV, 1, 13 p. 188. Appian Illyr. 5) schimmert der wahre Sachverhalt durch (P. Foucart Archives des missions scient. et litt. Ser. II Tom. II 1865, p. 209 ff.). Unter diesen Umständen kann das Schweigen dieser Schriftsteller über den Brand des Tempels — sie erwähnen nur die Plünderung — in keiner Weise als Beweis gegen die Thatsächlichkeit desselben gelten.

Auf dieselbe Veranlassung darf man nun wohl auch die Erneuerung der Promanteia der Naxier zurückführen; die mehrfach herausgegebene Urkunde darüber (C. Wescher Revue archéologique N. S. IV (1861), p. 314. P. Foucart Archives des missions scient. et litt. Ser. II, T. II, (1865), p. 90 = Rev. arch. VIII (1863), p. 56. Wescher et Foucart Inscriptions recueillies à Delphes 466) erwähnt zwar die Veranlassung nicht, aber ihr Wortlaut (*Δελφοὶ ἀπέδωκαν ¦ Ναξίοις τὰν προμαντηΐαν ¦ καττὰ ἀρχαῖα, ἄρχοντος ¦ Θεολύτου, βουλεύοντος ¦ Ἐπιγένεος*) zeigt, dafs der Fall ein ganz analoger war, wie der der Thurier, und die sprachliche Fassung weist auf die ungefähre Gleichzeitigkeit beider Denkmäler hin, insofern in beiden die Form *προμαντηΐα* sich findet, wogegen die sehr zahlreichen delphischen Inschriften aus dem Ende des dritten und dem zweiten Jahrhundert vor Chr., in welchen dieses Privilegium erwähnt wird, durchaus das der späteren Gemeinsprache angehörige *προμαντεία* bieten. Dafs dies uns berechtigt, jene beiden Inschriften erheblich früher anzu-

setzen, als jene, ist unzweifelhaft. Aber dies geschieht ja auch schon, wenn wir annehmen, dafs die Erneuerung der Promanteia für Thurioi und Naxos in einem der nächsten Jahre nach der gallischen Katastrophe erfolgt sei. Ganz abzuweisen ist dagegen die Schlufsfolgerung Foucart's, welcher um jenes *προμαντηΐα* willen behauptet, die Inschrift für Naxos sei im ionischen Dialekt verfafst, und dieselbe in's vierte oder gar in's fünfte Jahrhundert hinaufrücken will.[1])

Zum Schlufs sei hier noch kurz auf eine andere Inschrift hingewiesen, wo die vom Herausgeber nicht mit Bestimmtheit getroffene Entscheidung über den Umfang der Lücken meines Erachtens in demselben Sinne ausfallen mufs, wie bei dem eben besprochenen delphischen Psephisma: Die Brunnenaufschrift von Lebadeia, Mitth. des arch. Inst. V, (1880), p. 140 n. 52 dürfte einfach so zu lesen sein: [*Ὁ δεῖνα — — — ὕ*]*δωρ καὶ* [*τ*]*ὰ* [*κρα*]|*τηρίδια καὶ λ*[*ε*]|*οντόκρουνα* | *καὶ τὸ περὶ τὴν* | *κρήνην ἔσω* | *κατασκεύασμ*[*α*] | *πᾶν* | *καὶ τὸ εἰς* | *αὐτὴν ὕδωρ* | [*ἐ*]*κ τῶν ἰδίων* | *τῇ θεῷ καὶ τῇ* | *πόλει.* Denn gröfser können die Lücken am Ende von Z. 1, 2 nicht sein, wie die Vergleichung mit den folgenden vollständig erhaltenen Zeilen beweist. Das Wort *λεοντόκρουνον* ist meines Wissens sonst nicht nachweisbar, aber weder seiner Bildung nach, noch — bei der bekannten Verwendung der Löwenköpfe — sachlich anstöfsig.

III.

Eine höchst ergiebige Quelle sind die Inschriften für die Kenntnifs der griechischen Eigennamen. Je mehr die Masse der durch sorgfältige Abschriften bekannt werdenden Texte anwächst, desto bedenklicher wird man werden müssen, Namen von auffallender Form, die keine Ableitung aus dem uns bekannten griechischen Sprachschatz zulassen, kurzer Hand durch Emendation zu beseitigen. Aber man mufs sich doch andererseits hüten, diese berechtigte Vorsicht bis zu einer kritiklosen Hinnahme des Undenkbaren zu treiben, sondern stets eingedenk bleiben, dafs weder die Steinmetzen noch die sorgfältigsten

[1]) Unverständlich ist mir das paläographische Argument, durch welches Foucart diese Zeitbestimmung zu stützen sucht. Die Buchstabenform Ξ, meint er, gehöre dem ionischen Alphabet an und finde sich wieder in einer anderen Inschrift der Naxier, welche auf Delos gefunden sei und nach der sehr plausiblen Meinung Boeckhs in das fünfte Jahrh. vor Chr. gehöre. Beide Thatsachen sind richtig, aber was sie hier beweisen sollen, gestehe ich absolut nicht zu begreifen. Denn das ionische Alphabet wurde bekanntlich seit Ende des 5. Jahrh. nach und nach von allen Hellenen ohne Ausnahme adoptirt, und in ihm erhielt sich die Form Ξ neben dem vereinfachten Ξ nicht nur bis in die Zeit, in welche ich die beiden Inschriften setze, sondern noch Jahrhunderte darüber hinaus bis tief in die römische Kaiserzeit.

Copisten unfehlbar sind. So hat der Herausgeber der sämischen Inschrift Bull. de corr. Hell. V (1881), p. 486 n. 7 gewifs nicht recht gethan Z. 3 die Lesung *ἔκγονον Τολματρέου τοῦ ἱερέ[ως] | τῆς Ἥρας* unbeanstandet zu lassen, da zwar von *τόλμα* abgeleitete Namen, wie *Τολμαῖος, Τολμίδης,* dem Griechischen nicht fremd sind, aber die letzten Silben absolut keine Erklärung zulassen, mag man den Namen nun als Compositum oder als Derivatum fassen. Offenbar ist *ΤΟΛΜΑΤΡΕΟΥ* für *ΤΦΛΜΑΤΡΕΟΥ* d. h. *Τ(ίτου) Φλ(αουίου) Ματρέου* verschrieben oder verlesen. Genau den entgegengesetzten Irrthum begeht der Herausgeber der Inschrift aus Sestos Bull. de corr. Hell. IV (1880), p. 516, wenn er dieselbe so liest: *[Τί]τος Φ(λάβιος) Ὀρφανὸς Τίτου | [Ν]ικίας τὸ μνημῆον | ἐποίησεν τῷ ἀδελφῷ | [Τ]ίτῳ Φ(λαβίῳ) Ὀρφανῷ Τίτου | Πύθῃ | [κ]αὶ Φ(λαβίᾳ) Ὀρφανῇ Τίτου Βην[ύστ]ει τῇ συναπελευθέρᾳ.* Dafs hier der Gentilname *Φλάβιος* durchweg, statt der gebräuchlichen Abkürzungen *Φλ.* oder *Φλα.,* durch ein blofses *Φ* ausgedrückt sein soll, noch dazu neben dem überall voll ausgeschriebenen Pränomen *Τίτος,* ist gewifs seltsam. Ganz unerhört aber mufs man es nennen, dafs alle Personen neben dem als Cognomen behandelten eigentlichen Individualnamen noch einen zweiten griechischen Namen (*Ὀρφανός, Ὀρφανή*) führen, der durch seine Stellung zwischen dem römischen Gentilnamen und dem Pränomen des Vaters als gewifsermafsen zum Familiennamen gehörig erscheint. Vielmehr haben die in unserer Inschrift genannten Personen *Τίτος Φορφανὸς Τίτου Νικίας, Τίτος Φορφανὸς Τίτου Πύθης* und *Φορφανὴ Τίτου Βηνύστα* geheifsen. *Furfanius* ist ein mehrfach bezeugter Gentilname (E. Hübner, Eph. epigr. II, p. 67), abgeleitet von dem Cognomen *Furfanus.* Dafs aber neben den Ableitungen auf *-ius* diese Cognomina (ursprünglich Ethnika) auf *-anus*, *-enus* und *-inus* sehr häufig auch in unveränderter Gestalt als Gentilnamen gebraucht worden, ist eine bekannte Thatsache, für welche Hübner S. 30 bis 52 die überaus zahleichen Belege zusammengestellt hat. — Einen ganz unmöglichen Namen enthält ferner das Psephisma von Oropos, welches zuletzt und am genauesten von Newton *Greek inscriptions in the British Museum* II. p. 27 n. CLXI herausgegeben ist. Z. 1—3 lauten hier *δεδόχθαι | τῶι δ[ή]μωι, Οἰνόφιλον Φιμένος | Κρῆτα πρόξενον εἶ[ν]α[ι].* Frühere Zweifel über die Lesung sind durch Newtons Abschrift endgültig beseitigt, aber dafs *Φιμήν* ein griechischer Name sei, kann ich nimmermehr glauben. Vielmehr hat sich der Steinmetz eines sehr begreiflichen Versehens schuldig gemacht: Es ist zu lesen *Οἰνόφιλον Φιλοποίμενος Κρῆτα;* die Wiederholung zweier fast ganz identischen Silben in der Buchstabengruppe *ΦΙΛΟΝΦΙΛΟΠΟΙΜΕΝΟΣ*, welche er

in seiner Vorlage fand, hatte ein Abirren von dem zweiten *Φ* auf das dritte *O*, welches auch durch die Aehnlichkeit dieser beiden Buchstaben begünstigt wurde, und die Ueberspringung des Dazwischenliegenden zur Folge. Bei der grofsen Seltenheit des Namens *Φιλοποίμην* darf man vielleicht vermuthen, dafs der hier erwähnte Kreter nach dem berühmten achäischen Feldherrn genannt sei. Das müfste dann um die Zeit geschehen sein, wo dieser sich auf der Insel aufhielt und in die dortigen Kämpfe eingriff. In diesem Falle könnte unsere Inschrift freilich erst aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. stammen; indefs sehe ich auch keinen Grund, dieselbe für älter zu halten.[1]) — Reich an interessanten Personennamen sind die Verzeichnisse aus Thasos, welche E. Miller an verschiedenen Orten, namentlich aber in der Revue archéologique N. S. XII (1865) p. 141 ff. herausgegeben hat. Hier scheinen mir einige Namen vom Herausgeber verkannt zu sein: p. 141 n. 5 Z. 10 wohl [*Γ*]*ύλων* ([*Α*]*ὐλὼν* M.); p. 145 n. 9 col. II Z. 1 ergänzt M. [*Ἀ*]*τίβητος*. Aber dieser Name ist unverständlich, und überdies mufs nach dem Majuskeltext viel mehr als ein Buchstabe am Anfang fehlen. Sollte etwa [*Ἀναν*]*τί*[*ρ*]*ητος* zu lesen sein? Z. 14 ist *Αὐλωφῶντος* gewifs verschrieben oder verlesen statt *Ἀ(γ)λωφῶντος*; p. 268 n. 10 col. I Z. 8 *Δηϊόρας Ἡγησαγόρεω* M. Abgesehen von dem Bedenken gegen ersteren Namen liegt hier ein Versehen vor. Denn nicht *ΗΓΗΣΑΓΟΡΕΩ*, sondern *ΗΣΗΡΑΓΟΡΕΩ* hat der Majuskeltext. Der Vatername ist also *Ἡραγόρεω*, für den des Sohnes bleibt die Gruppe *ΔΗΙΟΡΑΣΗΣ* übrig, welche sicher *Δηϊθράσης* zu lesen ist, eine Namensform, die durch *Δηϊκράτης*, *Δηΐμαχος*, *Δηΐφοβος* hinlänglich geschützt wird. p. 269 n. 11 col. II, 2 ist der ungeheuerliche Name *Μυσηροφῶν* .... ohne Zweifel in *Μῦς Ἡροφῶν*[*τος*] zu verwandeln. p. 273 n. 14 hat M. *Ἀγώδικος Σατύρου* unberührt gelassen, trotzdem in der folgenden Inschrift *Λεώδικος Σατύρου* steht und auch sonst mehrfach in diesen Listen der Name *Λεώδικος* vorkommt. Natürlich ist *ΑΓ* Lesefehler für *ΛΕ*. p. 371 n. 20 ist für *Χαίρρων* gewifs *Χαιρ(ί)ων*, für *Ἀγροίδου* wahrscheinlich *Ἀγροί(κ)ου* zu lesen. — Bei Rofs Inscr. inedd. III p. 13 n. 255 (Thera), wo der Schlufs dem Herausgeber räthselhaft geblieben ist, haben wir offenbar zu lesen *ἄγγελος* | *Καλλινό*|*ης καὶ (Ε)ὐ*|*φ(ρ)αν(τ)ικῆς* (die Ueberlieferung ist *ΣΥ* | *ΦΙΑΝΙΙΚΗΣ*). Zu dem Namen kann man die von derselben Insel stammende Inschrift Bull. de corr. Hell. I p. 136 n. 59 vergleichen: *ἁ βουλὰ καὶ ὁ δᾶμος ἐτείμασεν* | *Εὐφραίνουσαν*

[12]) In der grofsen oropischen Urkunde bei Newton p. 22 n. CLX, ist Z. 29, wo *ΠΛΑΝΙΟΝΟΣ* auf dem Stein steht, offenbar nicht mit dem Herausgeber *Πλανίονος*, sondern *Πλαν(γ)όνος* zu lesen.

'Επισκευαστικοῦ. — Mitth. des arch. Inst. I p. 240 n. 5 lese ich [*Λύ*]*κος 'Ερωτοσσθένει τῷ φίλῳ ἐχαρίσατο τὸν τόπον.* Denn nimmt man *"Ερωτος* als Vaternamen, so bleibt für den *φίλος* der Name *Σθένης* übrig, der an sich nichts Bedenkliches hat, aber doch nach der Analogie von *Κράτης, Λάχης, Μένης, Τέλης* flectirt werden müfste und also nicht im Dativ *Σθένει* lauten könnte. Dagegen wird *'Ερωτοσσθένης* durch *'Ερωτόκριτος* und Aehnliches geschützt, und die graphische Verdoppelung des *σ* bedarf vollends keiner Vertheidigung.

Zum Schlufs seien hier noch zwei Beispiele erwähnt, wo ich seltene oder ganz unbekannte Namen, die aber schlagende Analogien für sich haben, mit Sicherheit glaube ergänzen zu können. Das Epigramm von Pherae Bull. de corr. Hell. VII (1883) p. 61 n. 15 lese ich so:

Σῴζων μὲν πίστιν, τιμῶν δ' ἀρ[*ετήν*], *θάνες ὧδε*
καλ' 'Ιασα[*γόρα*] *πατρίδος ἐκ Τεγέας.*

Der Herausgeber schreibt *Καλλια Σα* . . . . (sehr nahe läge *Σα*[*τύρου*]), aber das einfache Lambda in einer Inschrift, die durchaus nicht archaisch ist, sondern etwa aus dem dritten Jahrh. v. Chr. stammt, wäre auffallend. Dagegen kommt der Name *'Ιασαγόρας* aufserdem in der larisaeischen Urkunde, Mitth. des arch. Inst. VII p. 229 vor. Lolling liest ihn zwar *'Ισαγόρου*, aber mit Unrecht, wie sein Majuskeltext (Z. 32 Ende *ΙΑ* Z. 33 *ϹΑΓΟΡΟΥ*) zeigt. — Der erste Hexameter des delischen Dedicationsepigramms Bull. de corr. Hell. VII (1883) p. 370 n. 20 sieht im Majuskeltext so aus:

ΠΑΝΤΑΧΟΡΗΓΗΣΑΣΠΡΓΓΕΦ.ΙΟΥ..ΙΣΚΡΙΤΟΛΗΜ////

Die beiden Buchstabenreste in der Mitte zwischen ΠΡ und ΕΦ giebt der Herausgeber zwar nicht im Text, bemerkt aber, dafs sie «*assez nettement*» auf dem Steine zu unterscheiden seien. Auf eine Ergänzung dieser Stelle verzichtet er und liest am Ende [*πα*]*ῖς Κριτοδήμ*[*ου*]. Aber das dem [*πα*]*ῖς* unmittelbar vorangehende *ΟΥ* zeigt doch, dafs hier der Vatername gestanden hat, *Κριτόδημος* also der Sohn sein mufs. Es ist zu lesen

Πάντα χορηγήσας Πρ[*επ*]*εφ*[*ήμ*]*ου παῖς Κριτόδημ*[*ος*].

Der Name ist, soviel ich weifs, unbelegt, aber durch *Πρεπέλαος* (Syll. J. G. 134, 4) hinlänglich geschützt.

XXII.

BERNHARD KÜBLER

Athetesen im Aristophanes.

In der letzten Zeit hat sich unter den meisten Bearbeitern des Aristophanes mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn gebrochen, dafs die uns erhaltenen Handschriften dieses Dichters durch Zusätze Späterer stark entstellt seien. Vor Allen haben Meineke und Hamaker in dieser Richtung den Weg gewiesen, und O. Hense hat sich in der Vorrede zu seinen heliodoreischen Untersuchungen (Leipzig 1870) p. VI darüber in folgender Weise ausgesprochen: «Da unsere heutigen Aristophaneshandschriften, wie die Fragmente des Heliodor dies am augenscheinlichsten beweisen, auf ein durch die Byzantiner vielfach glossirtes und interpolirtes Exemplar zurückgehen, so bleibt für uns als Grundsatz bestehen, bei dem kritischen Geschäft zunächst weit eher an das Ausmerzen mannigfacher Interpretamente, als an die Statuirung etwaiger Lücken zu denken, eine Norm, die ohnehin die stimmfähige Kritik der scenischen Dichter von Tage zu Tage mehr als die ihrige anerkennt.» In der That hat sich auch v. Velsen in seinen Ausgaben aristophanischer Komödien vielfach als ein Anhänger jenes von Hense aufgestellten Prinzips erwiesen.

Allein wenn wir auf die einzige thatsächliche Begründung, welche Hense für seinen Grundsatz beibringt, auf die Ueberlieferung der Verszahlen in den kolometrischen Scholien, eingehen, so zeigt es sich bald, wie wenig daraus zu gewinnen ist. Das hat für den Plutus schon Bamberg in seinen Exercitationes criticae in Aristophanis Plutum (Programm des Joachimsthalsch. Gymnasiums zu Berlin 1869) p. 24 fg. nachgewiesen, wie Hense selbst zugiebt.[1] Aber wenn nun der Letztere

[1] a. a. O. p. 88. «Wie dieser Kritiker selbst wufste, konnte dieser Versuch (die metrischen Scholien zum Plutos für den Text des Dichters zu verwerthen) nur von sehr geringem Erfolge begleitet sein, da gerade diese Scholien meist ganz jungen Ursprungs sind.

den Mangel oder nach Bamberg das gänzliche Fehlen von Resultaten für die Behandlung des Plutostextes aus den metrischen Scholien darauf schiebt, dafs jene Scholien zum Plutos gerade sehr jung sind, so kann er doch selbst aus den älteren Scholion, die auf Heliodor's Kolometrie zurückgeführt wurden, keine bessere Ausbeute gewinnen. Denn jene Verszahlen, die uns in den Scholien aufbewahrt sind, waren der Verderbnifs zu sehr ausgesetzt, und wer bürgt uns dafür, dafs sie nicht, wenn sie mit der Zahl der in den Handschriften vorhandenen Verse nicht übereinstimmten, von den Schreibern eigenmächtig geändert wurden? Das hat Hense selbst empfunden und ist daher mit diesen Zahlen sehr willkürlich umgesprungen, ohne ihnen irgend einen Werth beizumessen. So hat er z. B. im Scholion zu Fried. 1—81, wo es heifst *μετὰ δὲ πεντήκοντα ὀκτὼ ἔστι προαναφώνημα τὸ «ἔα ἔα»* einfach für *ὀκτώ* vorgeschlagen *ἐννέα* zu schreiben, weil in unsern Texten jenes *ἔα ἔα* erst nach dem 59. Verse steht. Zu Fried. 124—153 *εἴσθεσις εἰς στίχους ἰαμβικοὺς τριμέτρους ἀκαταλήκτους κε',* wo wir 30 Verse haben, verbessert Hense das *κε'* in *λ',* um die Uebereinstimmung mit unserer Aristophanesüberlieferung herzustellen. Noch evidenter ist die Unsicherheit solcher Verszahlen in dem Scholion zu Fried. 173—298 *ἐν ἐνίοις δὲ ἀντιγράφοις μετὰ στίχους να' ἔστι κωλάριον τόδε «τί φησι;» καὶ μετ' ἄλλους λη' τόδε «ἰή ἰή».* Hier zeigt das *μετ' ἄλλους,* dafs beide Male die gleiche Zahl stehen mufste, und doch finden wir erst 51, dann 38 *στίχοι* angegeben. So emendirt denn Hense beide Zahlen in *λα'.* Auch das Scholion zu Acharn. 860—928, welches *ἴαμβοι ξε'* angiebt, während in unsern Handschriften 68 Verse stehen, hat Hense einfach in *ξη'* geändert. Dagegen stimmte er Thiemann nicht unbedingt bei in der Emendation des Scholions zu Acharn. 719—815, wo jener für das handschriftlich überlieferte *στίχοι ἰαμβικοὶ ἀκατάληκτοι ις'* schrieb *ρις',* während in unsern Handschriften 107 Trimeter stehen, denn er hielt es nicht für unmöglich, dafs das ganz verstümmelte Scholion eine Bemerkung zum *στίχος ις',* dem sechzehnten Verse, enthalten habe. Das Scholion zu Acharn. 1—203, welches unsern 203 Versen gegenüber *στίχοι ἰαμβικοὶ τρίμετροι ἀκατάληκτοι σα'* zählt, liefs Hense unverändert, weil er Vers 201 und 202 für unecht hielt. Wir glauben, das Angeführte beweist zur Genüge, wie unsicher jene Zahlen sind, und werden also wenig Werth darauf legen, wenn sie einmal mit der Zahl der erhaltenen Verse stimmen, wie zu Ritt. 1—246 *ἑξῆς δὲ πάλιν ἐν εἰσθέσει ἰαμβικοὶ ὅμοιοι μ'* (202—241), während auch hier der Anfang des Scholions *στίχοι ἰαμβικοὶ ἀκατάληκτοι τρίμετροι ἑκατὸν ἐνενήκοντα τρεῖς* unsern 196 Versen gegenüber zählt,

wozu Hense bemerkt «die Verwerthung der Zahl ἐνενήκοντα τρεῖς für unsern Text wird schwierig sein.»

Läfst sich nun aber auch aus den metrischen Scholien eine Interpolation unseres Textes, wenigstens was die dialogischen Partien betrifft, nirgends mit Sicherheit erweisen,[1]) so könnten doch aus innern Gründen manche Verse, die in unsern Handschriften fehlen, als unecht erkannt und ausgeschieden werden, und es kann ja auch nicht bestritten werden, dafs Aristophanes, wie so mancher andere alte Schriftsteller, hier und da eine Zugabe von byzantinischer Erfindung erhalten hat. Allein es will uns bedünken, als sei die Kritik bei der Ausmerzung solcher Stellen oft nicht mit der nöthigen Vorsicht zu Werke gegangen, und wir wollen im Folgenden versuchen, diesen Satz auch den «Stimmfähigen» gegenüber an einigen Beispielen zu erweisen; wir werden dabei ausschliefslich die späteren Komödien betrachten, einmal, weil die älteren erst kürzlich von Ehrhardt, (de Aristophanis fabularum interpolatione Hall. Dissert. 1881) behandelt sind, und dann, weil wir vornehmlich die neuen Ausgaben v. Velsens berücksichtigen wollen.

Mit Recht gilt es als ein sehr gewichtiges Bedenken gegen einen Vers, wenn derselbe in unseren besten Handschriften, im Ravennas und Venetus, fehlt, und so ist denn wohl seit Bergk von den meisten Herausgebern[2]) Plutos 281 ὅτου χάριν μ' ὁ δεσπότης ὁ σὸς κέκληκε δεῦρο beseitigt worden, zumal da derselbe Vers hinter 259 in unveränderter Gestalt steht. Er konnte leicht von einem Schreiber zur Ergänzung des φράσαι δ' οὔπω τέτληκας ἡμῖν hinzugeschrieben worden sein und sich so in den Text eingeschlichen haben. Das letztere Argument allein würde ich aber nicht ohne weiteres für ausreichend gehalten haben, um die Annahme einer Interpolation zu begründen. Daher kann ich v. Velsen nicht beistimmen, wenn er 1173

ἀφ' οὗ γὰρ ὁ Πλοῦτος οὗτος ἤρξατο βλέπειν

in Klammern setzt, weil wir auch 968 lesen:

ἀφ' οὗ γὰρ ὁ θεὸς οὗτος ἤρξατο βλέπειν

und 1113

ἀφ' οὗ γὰρ ἤρξατ' ἐξ ἀρχῆς βλέπειν ὁ Πλοῦτος.

Aristophanes schreibt sehr häufig Verse, die aneinander anklingen, vgl. Plut. 65

εἰ μὴ φράσεις γάρ, ἀπό σ' ὀλῶ κακὸν κακῶς

---

[1]) Ausgenommen vielleicht die Stelle im Frieden 890, welche Hense p. 76 f. behandelt.

[2]) Dindorf behält ihn bei.

mit 418

ἐγὼ γὰρ ὑμᾶς ἐξολῶ κακοὺς κακῶς;

sodann Plut. 188

ὥστ' οὐδεὶς μεστὸς σοῦ γέγον' οὐδεὶς πώποτε

mit 193

σοῦ δ' ἐγένετ' οὐδεὶς μεστὸς οὐδεπώποτε,

wo freilich Kappeyne Vers 188 tilgt, was aber v. Bamberg a. a. O. p. 26 fg. genügend widerlegt hat.

Plut. 302 ἐγὼ δὲ τὴν Κίρκην γε τὴν τὰ φάρμακ' ἀνακυκῶσαν ist beinahe ganz gleich dem Verse 309

οὐκοῦν σε τὴν Κίρκην γε τὴν τὰ φάρμακ' ἀνακυκῶσαν.

Vergleiche ferner Plut. 1060

ταλάντατ' ἀνδρῶν οὐχ ὑγιαίνειν μοι δοκεῖς

und 1066 γέρων ἀνὴρ ὢν οὐχ ὑγιαίνειν μοι δοκεῖς.

Endlich sind einander völlig gleich die Verse Plut. 1002 u. 1073

πάλαι ποτ' ἦσαν ἄλκιμοι Μιλήσιοι.

Solche Wiederholungen sind oft absichtlich vom Dichter gesetzt und darauf berechnet, eine komische Wirkung hervorzubringen, die wir bisweilen nicht mehr völlig verstehen oder nachempfinden können. Es mochte vorkommen, dafs solche Verse auf Ausdrücke und Redens arten anspielten, die gerade zur Aufführungszeit der betreffenden Ko mödie in aller Munde waren; der Art mochte das ἄλκιμοι Μιλήσιοι sein. Man sollte sich daher solchen Versen gegenüber doppelt vorsichtig verhalten, und sie nicht tilgen, wie es z. B. Hamaker, Meineke, Kappeyne und Dindorf thaten mit Plut. 957

ὅτι ἔστ' ἐκείνου τοῦ πονηροῦ κόμματος,

weil er zu sehr anklinge an Vs. 862

ἔοικε δ' εἶναι τοῦ πονηροῦ κόμματος.

Dafs man in jener Zeit gerade viel über das miserable Geld, das πονηρὸν κόμμα, gewitzelt hat, sehen wir auch aus Ecclesiaz. 816

καὶ κακὸν γέ μοι
τὸ κόμμ' ἐγένετ' ἐκεῖνο

und noch deutlicher aus der Parabase der Frösche 725 sq.

ἀλλὰ τούτοις τοῖς πονηροῖς χαλκίοις
χθές τε καὶ πρώην κοπεῖσι τῷ κακίστῳ κόμματι κτλ.

Viel deutlicher für uns liegt aber der Grund, weshalb Aristophanes jenen Vers 1173 des Plutos schrieb, den er mit geringen Aenderungen schon zweimal gebraucht hatte. Gerade dadurch wollte er Heiterkeit erregen, dafs jeder, der die Bühne voll Ingrimm über den Umschwung der Dinge betrat, seine Tiraden damit anfing: «Seitdem der ver-

dammte Plutos sein Augenlicht wieder erlangt hat.» So beginnt das alte Weib, Vs. 968, so Hermes, Vs. 1113, so der Priester, 1173. Diesem Argument gegenüber scheint mir der Anstofs, den v. Velsen daran nahm, dafs auf die Frage des Chremylos *τί δ' ἔστιν, ὦ βέλτιστε;* geantwortet werde *τί γὰρ ἄλλ' ἢ κακῶς,* statt *τί γὰρ ἄλλ' ἢ κακόν* kaum in's Gewicht zu fallen, und ich wundere mich, dafs dieser Kritiker durch Bambergs Ausführungen a. a. O., p. 31, nicht überzeugt worden ist, zumal, da er von diesem belehrt wurde, dafs wir nach Tilgung des Verses 1173 in *τί γὰρ ἄλλ' ἢ κακῶς ἀπόλωλα,* wie nun v. Velsen verbindet, eine nicht aristophanische Wendung erhalten (*κακῶς ἀπόλωλα*). Allerdings ist der fragliche Vers fehlerhaft überliefert, aber aus der Lesart des Venetus

ἀφ' οὗ γὰρ βλέπειν ὁ Πλοῦτος ἤρξατο

ergiebt sich durch leichte Emendation Meineke's

ἀφ' οὗ γὰρ αὖ βλέπειν ὁ Πλοῦτος ἤρξατο.

Jenes *οὗτος,* das in R. und V. fehlt, pafst gar nicht hierher; es steht wohl 986 an seiner Stelle, wo es heifst *ὁ θεὸς οὗτος,* auch 958 *διὰ τὸν θεὸν τοῦτον*; aber 1114, wo der Name des Gottes genannt ist, steht nur *ὁ Πλοῦτος,* und auch an unserer Stelle mufs das *οὗτος* getilgt werden. Wie es in den Text gekommen ist, ist ja völlig evident: *οὗτος* sind die fünf letzten Buchstaben von *Πλοῦτος,* welche zweimal geschrieben wurden. So gab vielleicht dieser unglückliche Schreibfehler den ersten Anstofs dazu, einen Vers dem Aristophanes abzusprechen, über den man sonst ohne Bedenken würde hinweggelesen haben.

Aber sehr häufig finden sich Beispiele, wo die Kritiker gerade deshalb an der Echtheit eines Verses zu zweifeln begannen, weil derselbe fehlerhaft überliefert war. Besonders wenn durch einen Lapsus calami sich eine nichtattische Form oder Construction in den Text eingeschlichen hatte, schien das Indicium gefunden zu sein, durch welches sich die Hand des Fälschers verrieth, während man doch meinen sollte, es habe von vornherein näher gelegen, durch Emendation den Vers von seinem Makel zu befreien, wenn sich nicht ganz unabweisliche Gründe gegen die Echtheit ergaben.

So heifst es Thesmoph. 38

προθυσόμενος ἔοικε τῆς ποιήσεως.

Da nun die Attiker nicht *ἔοικε* mit dem Nominativ des Participiums verbanden, schrieb Meineke *προθυσόμενος, οἶμαί γε, τῆς ποιήσεως,* schlug aber in den Vindicien auch vor *προθυσομένῳ δ' ἔοικε τῆς ποιήσεως.* Dindorf dagegen erklärte den Vers für unecht und v. Velsen ist ihm in seiner Ausgabe gefolgt. Allein der Ausdruck *προθύειν τῆς ποιήσεως*

ist für einen Scholiasten viel zu charakteristisch; er ist nach meinem Gefühl durchaus drastisch und komisch und verräth den Geist des Aristophanes. Wie ein Scholiast solche Dinge auffafste, zeigt die ernsthafte Erklärung, die uns in den Scholien aufbewahrt ist: ὅτε γὰρ δρᾶμα ποιῆσαι ἤθελον, πρότερον θυσίας ἐποίουν. Auch das ἔοικε in unserem Verse ist dem komischen Ausdrucke völlig entsprechend und findet seine Analogie in Acharn. 240:

ἐκποδών· θύσων γὰρ ἀνήρ, ὡς ἔοικ', ἐξέρχεται.

Der Anstofs, den die sprachkundigen Gelehrten an der Construction προθυσόμενος ἔοικε nahmen, war eigentlich schon durch den Scholiasten beseitigt, wenn derselbe bemerkte: λείπει τὸ ὡς, ὡς ἔοικε, und Blaydes schreibt daher ganz richtig:

προθυσόμενος, ἔοικε, τῆς ποιήσεως

indem er auf Plut. 1097 verweist,

τίς ἔσθ' ὁ κόπτων τὴν θύραν; τουτὶ τί ἦν; οὐδείς, ἔοικε.

Ein ähnliches Beispiel dafür, dafs ein Vers einer anstöfsigen Form wegen, welche den Interpolator genugsam zu verrathen schien, getilgt wurde, bietet Thesmoph. 761

τίς τὴν ἀγαπητὴν παῖδά σου 'ξηρήσατο;

Lobeck zum Phrynichos p. 716 nahm an der Form 'ξηρήσατο Anstofs und erklärte deshalb den Vers für unecht; ihm folgte Cobet (Novae Lectiones p. 325). Dagegen hielten Buttmann, G. Hermann und Enger die seltene Aoristform nicht für völlig verwerflich, während Meineke διεχρήσατο, Dindorf 'ξαφείλετο, Fritsche 'ξηράσατο, Bergk 'ξενήρατο versuchten. Es wird schwer sein, unter diesen Vorschlägen zu entscheiden, aber soviel steht fest, der Vers an sich bot nichts Anstöfsiges; jene ungewöhnliche Form allein, die doch aus einer Erklärung sich in den Text gedrängt und das Richtige beseitigt haben konnte, genügte für Lobeck und Cobet, den Vers für das Machwerk eines Interpolators zu erklären. Andere Gründe waren es, die v. Velsen bewogen, nicht allein Vers 761, sondern auch 762—764 zu tilgen, aber freilich mochte auch er durch jene barbarische Form nicht wenig in seinem Urtheil über die Echtheit der Verse bestärkt werden. Betrachten wir die Stelle etwas genauer. Die von v. Velsen ausgeschiedenen Verse bilden den Schlufs der Scene, in welcher der Schwager des Euripides, der von den Weibern bewacht wird, einem Weibe, der γυνὴ Α, einen Weinschlauch, den jene als ihr Kind ausgeputzt hatte, geraubt und ausgetrunken hat. Nachdem der Schlauch geleert ist, wird er vom Räuber dem Weibe, als der Antheil, welcher der Priesterin gebührt, zurückgegeben. Darauf folgen die Verse 760, 761:

ταλαντάτη Μίκκα, τίς ἐξεκόρησέ σε;
τίς τὴν ἀγαπητὴν παῖδά σου 'ξηρήσατο;

welche in den bisherigen Ausgaben die Personenbezeichnung *γυνὴ Γ* hatten, indem man annahm, in Uebereinstimmung mit dem Scholiasten, dafs mit *Μίκκα* die beraubte Mutter, also *γυνὴ Α* angeredet werde. Die Antwort auf diese Frage ertheilte dann nach der gewöhnlichen Lesart *γυνὴ Α* in den Versen 762—764

ὁ πανοῦργος οὗτος· ἀλλ' ἐπειδήπερ πάρει
φύλαξον αὐτόν, ἵνα λαβοῦσα Κλεισθένη
τοῖσιν πρυτάνεσιν, ἃ πεποίηχ' οὗτος, φράσω.

Nun steht aber im Ravennas vor Vers 760 *ΓΥ. Α.*, während erst die verbessernde Hand hinzugeschrieben hat *ἄλλη γυνή*. Die letztere Bezeichnung allein findet sich im Augustanus. Vor 762 aber steht weder im Ravennas noch im Augustanus eine Bezeichnung. So war denn also die Einführung eines zweiten Weibes an dieser Stelle durch die ältere, gute Ueberlieferung nicht beglaubigt, und v. Velsen hatte den Schein der soliden Kritik für sich, wenn er sowohl 760 als 762 mit *Γυ. Α.* bezeichnete. Dann konnte aber dieses Weib mit *Μίκκα* nur ihr todtes Töchterlein, d. h. den geleerten Weinschlauch, anreden, und Vers 762—764 wurden nun nicht allein überflüssig, sondern völlig unverständlich. Also fort mit ihnen! War es doch ganz ersichtlich, dafs die Stelle von einem Interpolator gemacht war, um den Abgang der *Γυ. Α.* von der Bühne zu motiviren, mit starker Benutzung obendrein von Vers 652 u. 654

τουτονὶ φυλάσσετε
ἐγὼ δὲ ταῦτα τοῖς πρυτάνεσιν ἀγγελῶ

und verrieth sich doch die Hand dieses Gehülfen des Aristophanes nur allzudeutlich in der Form *'ξηρήσατο.*

Allein zugegeben, dafs dies alles richtig wäre, so blieben doch noch manche Zweifel zurück. Erstlich hätte dann die Scene keinen Abschlufs. Sodann müfste man nach v. Velsens Lesart annehmen, dafs *γυνὴ Α.* die Bühne nicht verläfst. Dann ist aber nicht ersichtlich, warum nicht auch in der folgenden Scene 841 ff. *γυνὴ Α.* die Unterredung mit dem Schwager des Euripides führt, sondern wie v. Velsen mit dem Ravennas schreibt, *γυνὴ Γ.*, und wie denn eigentlich *γυνὴ Γ*, dazu kommt, die Bewachung des *κηδεστής* zu übernehmen, da dieselbe doch vom Kleisthenes nur den Weibern insgesammt übertragen war. Es war schon deshalb nöthig, dafs *γυνὴ Α.* nach den Versen 760—764 abtrat, weil der Schauspieler, der ihre Rolle gab, auch den Euripides spielte. Er mufste also jetzt die Bühne verlassen, um sich umzukleiden. Sein Ab-

gang mufste aber motivirt werden, und das geschah in Vers 762—764. Zugleich mufste in der Rolle des Weibes, das sich bei dem γυνὴ Α. nach dem Mörder ihres Kindes erkundigte, derjenige Schauspieler, welcher vorher den Kleisthenes gegeben hatte, eingeführt und für die folgende Scene als Wächterin des κηδεστής dem Publikum vorgestellt werden. Diesem Zwecke dienen die beanstandeten Verse. Sie sind aus technischen Gründen unentbehrlich, und wenn wir auch v. Velsen gerne zugeben, dafs sie nicht gerade sehr geschickt erfunden sind, so enthalten sie doch auch nichts Anstöfsiges (aufser dem 'ξηρήσατο). Was das anbetrifft, dafs im Ravennas von erster Hand ΓΥ. Α. zu Vs. 760 geschrieben ist, so wird doch Niemand bestreiten, dafs sich ein solcher Irrthum sehr leicht einschleichen konnte, zumal da auch Vers 759 die Bezeichnung ΓΥ. Α. hatte. Der Fehler ist eben vom Verbesserer, der nach v. Velsens eigenen Angaben mit dem Schreiber des Ravennas fast gleichzeitig war («haec manus fere suppar aetate primae manui), erkannt und berichtigt worden. Noch weniger Gewicht wird darauf zu legen sein, dafs in beiden Handschriften vor 762 die Personenbezeichnung fehlt. v. Velsen selbst kehrt sich häufig sehr wenig an die Personenbezeichnungen der Handschriften.

Das sehen wir recht deutlich in der Scene der Frösche, wo Dionysos, als er in der Kleidung des Herakles in die Unterwelt gekommen ist, von zwei Schenkwirthinnen heftig in's Gebet genommen wird, weil jene ihn für den wirklichen Herakles halten, der ihnen einstmals mit der Rechnung durchgegangen ist und sich auch sonst sehr wenig anständig betragen hat. Nun setzen sie ihn zur Rede und beschliefsen endlich, um zu ihrem Rechte zu kommen, sich an Kleon und Hyperbolos zu wenden. «Geh», sagt das eine Weib, «hole mir den Kleon» Vers 569

ἴθι δὴ κάλεσον τὸν προστάτην Κλέωνά μοι,

darauf das andere, Plathane mit Namen, wie Vs. 549 lehrt,

570 σὺ δ' ἔμοι γ', ἐάνπερ ἐπιτύχῃς, Ὑπέρβολον,
ἵν' αὐτὸν ἐπιτρίψωμεν.

Hierauf um ihrer Wuth durch Schimpfen Luft zu machen, fährt das erste Weib fort:

ὦ μιαρὰ φάρυγξ,
ὡς ἡδέως ἄν σου λίθῳ τοὺς γομφίους
κόπτοιμ' ἄν, οἷς μου κατέφαγες τὰ φορτία

das zweite aber giebt wieder ihren Beitrag dazu mit den Worten:

574 ἐγὼ δέ γ' εἰς τὸ βάραθρον ἐμβάλοιμί σε

Hamaker (Mnem. VI p. 215) findet in dieser Stelle mancherlei

Bedenken. Zunächst fragt er, an wen die Aufforderung, den Kleon zu holen, gerichtet sein könne, und findet darauf die Antwort, dafs Plathane, die zweite Hökerin, der er diesen Vers zutheilt, darum die erste ersuche. Dann wird aber Vers 570 sinnlos, und da Hamaker ohnedies glaubt, dafs die Hinzufügung des Hyperbolos zur Erwähnung des Kleon nur aus der Erfindung eines Interpolators stamme, so streicht er diesen Vers und läfst Plathane weiter reden bis Vers 573. Ferner findet es aber Hamaker auffallend, dafs die zweite Hökerin im Vergleich zur ersten so wenig rede, aufserdem eine so nichtssagende Bemerkung mache, wie Vers 574, während der ersten die charakteristischsten Schimpfwörter in den Mund gelegt sind, und da er in solchen Stellen einen *παραλληλισμὸς* beobachtet zu haben meint, so streicht er Vers 574 und giebt der ersten Hökerin die letzten vier Verse der Scene, dafs sich also die Stelle, wie folgt, gestaltet:

569 *Πλαθ.* ἴθι δὴ κάλεσον τὸν προστάτην Κλέωνά μοι,
571 ἵν' αὐτὸν ἐπιτρίψωμεν. ὦ μιαρὰ φάρυγξ,
ὡς ἡδέως ἄν σου λίθῳ τοὺς γομφίους
κόπτοιμ' ἄν, οἷς μὲν κατέφαγος τὰ φορτία.
575 *Πανδοκ.* ἐγὼ δέ γε τὸν λάρυγγ' ἄν ἐκτέμοιμί σου,
δρέπανον λαβοῦς', ᾧ τὰς χόλικας κατέσπασας.
ἀλλ' εἶμ' ἐπὶ τὸν Κλέων', ὃς αὐτοῦ τήμερον
ἐκπηνιεῖται ταῦτα προσκαλούμενος.

Ebenso hat v. Velsen, ohne sich im geringsten an die Personenbezeichnungen der Handschriften zu binden, die Stelle in den Text aufgenommen, nur giebt er 569—573 der ersten Hökerin, 575—579 der zweiten, und es ist ja auch passender, dafs das erste Weib dem mehr untergeordneten zweiten den Auftrag giebt, den Kleon zu holen.

Hier ist aber nun zunächst zu bemerken, dafs jener von Hamaker hergestellte Parallelismus an unserer Stelle nicht am Platze ist. Plathane spielt, wie Kock treffend bemerkt, in der ganzen Scene die zweite Violine. Sie redet nur wenig, und nichts von eigener Erfindung. Demnach ist es durchaus ihrem Wesen entsprechend, wenn sie, nachdem ihre Freundin auf die Ermahnung des Xanthias hin, dafs hier etwas geschehen müsse, den Kleon rufen läfst, auf den Gedanken kommt, sich ihrerseits an den Hyperbolos zu wenden. Ebenso findet sie Vers 574 ihren Geistesanlagen gemäfs kein treffenderes Echo zu den Schimpfreden ihrer Genossin, als das farblose:

ἐγὼ δέ γ' εἰς τὸ βάραθρον ἐμβάλοιμί σε.

Ich halte es also für falsch, hier irgend etwas zu tilgen. Es bleibt nur die Schwierigkeit, an wen die Aufforderung, den Kleon, resp. den

Hyperbolos zu holen denn eigentlich gerichtet ist. Die alte Erklärung, dafs jede der beiden Hökerinnen eine Sklavin bei sich gehabt habe und diese nun zu ihrem Patron absende, wird wenige befriedigen, da doch nachher Vers 577 die eine der beiden erklärt, sie gehe selber nun zum Kleon. Aber auch dafs die erste Hökerin die Plathane abschickt, wie v. Velsen will, geht nicht wohl an, da Plathane zwar nicht an geistiger Geweckheit, wohl aber an Rang ihrer Freundin völlig ebenbürtig ist, und also nicht in so kurz befehlendem Tone abgefertigt werden kann. Ich glaube, dafs hier im Venetus die Spur der richtigen Lesart erhalten ist; dort heifst es nämlich Vers 569 nicht *ἴθι δὴ κάλεσον*, sondern *καὶ δὴ κάλεσον*. Demnach vermuthe ich, dafs Aristophanes geschrieben hat:

καὶ δὴ καλῶ τὸν προστάτην Κλέωνά μοι.

Wir lernen von Cobet (Variae Lectiones p. 29, 620, Novae Lectiones p. 64, 438), dafs man in späterer Zeit häufig statt *καλῶ* die jüngere Futurform *καλέσω* in die alten Texte brachte; aus *καλεσω* wurde *κάλεσον* korrumpirt und dies hat die Aenderung des *καὶ* in *ἴθι* bewirkt.[1]) So

---

[1]) Ich glaube, dafs überhaupt in dieser Scene der Venetus hätte mehr berücksichtigt werden sollen. Die Personenbezeichnung des Ravennas, der nur zweimal Vs. 551. 558 *ΠΑΝ. β* hat, ist unzureichend; dagegen giebt der Venetus eine Vertheilung der Verse, die, wie ich glaube, mit einer einzigen Aenderung beibehalten werden kann. Ich setze die ganze Scene nach dem Venetus hierher.

	Πανδ.	*Πλαθάνη, Πλαθάνη δεῦρ' ἐλθ'. ὁ πανοῦργος οὑτοσί,*
550.		*ὃς εἰς τὸ πανδοκεῖον εἰσελθών ποτε*
		ἑκκαίδεκ' ἄρτους κατέφαγ' ἡμῶν. Πλαθ. νὴ Δία,
		ἐκεῖνος αὐτὸς δῆτα. Ξαν. κακὸν ἥκει τινί.
	Πανδ.	*καὶ κρέα γε πρὸς τούτοισιν ἀνάβραστ' εἴκοσιν*
		ἀν' ἡμιωβολιαῖα. Ξαν. δώσει τις δίκην.
555.	*Πανδ.*	*καὶ τὰ σκόροδα τὰ πολλά. Διο. ληρεῖς, ὦ γύναι*
		κοὐκ οἶσθ' ὅ τι λέγεις. Πανδ. οὐ μὲν οὖν μὲ προσεδόκας,
		ὁτιὴ κοθόρνους εἶχες, ἂν γνῶναί σ' ἔτι;
	Πλαθ.	*τί δαί; τὸ πολὺ τάριχος οὐκ εἴρηκά πω.*
	Πανδ.	*μὰ Δί', οὐδὲ τὸν τυρὸν γε τὸν χλωρόν, τάλαν,*
560.		*ὃν οὗτος αὐτοῖς τοῖς ταλάροις κατήσθιεν.*
		κἄπειτ' ἐπειδὴ τἀργύριον ἐπραττόμην,
		ἔβλεψεν εἴς με δριμὺ κἀμυκᾶτό γε.
	Ξαν.	*τούτου πάνυ τοὔργον, οὗτος ὁ τρόπος πανταχοῦ.*
	Πλαθ.	*καὶ τὸ ξίφος γ' ἐσπᾶτο, μαίνεσθαι δοκῶν.*
565.	*Πανδ.*	*νὴ Δία τάλαινα. νὼ δὲ δείσασαί γέ που*
		ἐπὶ τὴν κατήλιφ' εὐθὺς ἀνεπηδήσαμεν·
		ὁ δ' ᾤχετ' ἐξάξας γε τὰς ψιάθους λαβών.
	Ξαν.	*καὶ τοῦτο τούτου τοὔργον· ἀλλ' ἐχρῆν τι δρᾶν.*
	Πανδ.	*καὶ δὴ καλῶ τὸν προστάτην Κλέωνά μοι.*
570.	*Πλαθ.*	*σὺ δ' ἔμοιγ' ἐάνπερ ἐπιτύχῃς, Ὑπέρβολον,*
		ἵν' αὐτὸν ἐπιτρίψωμεν, ὦ μιαρὰ φάρυγξ.

scheint mir jeder Anstofs beseitigt. Da Xanthias sagt *ἀλλ' ἐχρῆν τι δρᾶν*, es hätte etwas geschehen müssen, erwidert die Hökerin: «Ja wohl, ich werde mir den Kleon rufen,» «Und mir», fällt Plathane ein, «wenn du ihn triffst, den Hyperbolos.» Ganz hiermit übereinstimmend verläfst dann die erste Wirthin die Scene mit den Worten: «*ἀλλ' εἶμ' ἐπὶ τὸν Κλέων' ὃς κτλ.*

Wir kehren zurück zur Behandlung solcher Verse, die wegen eines fehlerhaften Wortes getilgt worden sind. Da bietet sich ein belehrendes Beispiel in der Stelle der Lysistrata 175 ff.

ἀλλ' ἔστι καί τοῦτ' εὖ παρεσκευασμένον.
καταληψόμεθα γὰρ τὴν ἀκρόπολιν τήμερον.
ταῖς πρεσβυτάταις γὰρ προστέτακται τοῦτο δρᾶν,
ἕως ἂν ἡμεῖς ταῦτα συντιθώμεθα,
θύειν δοκούσαις καταλαβεῖν τὴν ἀκρόπολιν.

Cobet (Mnemos. II, p. 108) in der Meinung, dafs Aristophanes sich niemals des Ausdruckes *ἀκρόπολις* bedient, vielmehr stets *πόλις* geschrieben habe, verbesserte Vers 176 in *καταληψόμεσθα τὴν πόλιν γὰρ τήμερον* und 179 in *θύειν δοκούσαις τὴν πόλιν καταλαμβάνειν*. Meineke schlofs sich ihm an in Bezug auf Vers 176, während er (Vindic. p. 120) in Vers 179 die Worte *τὴν πόλιν καταλαμβάνειν* tilgen und also einen Halbvers (*κωλάριον*) herstellen wollte. Dagegen entdeckten andere Kritiker in jenem *ἀκρόπολις* das Wort, durch welches sich der Interpolator verrathen hatte, und nun mufste der Text von der Fälschung befreit werden. Leider konnten aber nicht beide Verse, die das verdächtige Wort enthielten, entfernt werden, und nach Tilgung des einen blieb immer noch in dem andern das unglückliche *ἀκρόπολις* stehen. Was aber dem einen Verse recht war, war dem andern billig, und wenn man Vers 176 durch Emendation heilen konnte, warum nicht auch 179? So ist es denn kein Wunder, dafs Bergk sich dafür entschied, den Vers 176 zu tilgen, während Kruse (Quaestiones Aristophaneae, Flensburg 1874) lieber 179 entbehren wollte. Wir halten

---

Πανδ. *ὡς ἡδέως ἄν σου λίθῳ τοὺς γομφίους*
κόπτοιμ' ἄν, οἷς μου κατέφαγες τὰ φορτία.
Πλαθ. *ἐγὼ δέ γ' εἰς τὸ βάραθρον ἐμβάλοιμί σε.*
575. *Πανδ.* *ἐγὼ δὲ τὸν λάρυγγ' ἂν ἐκτέμοιμί σου,*
δρέπανον λαβοῦσ' ᾧ τὰς χόλικας κατέσπασας.
ἀλλ' εἶμ' ἐπὶ τὸν Κλέων', ὃς αὐτοῦ τήμερον
ἐκπηνιεῖται ταῦτα προσκαλούμενος.

Ich halte diese handschriftlich begründete Vertheilung der Verse für besser, als die der Vulgate, welche v. Velsen aufgenommen hat. Nur 571 wird es sich wohl empfehlen, auch die Worte *ὦ μιαρὰ φάρυγξ* der *πανδοκεύτρια* zu geben.

beide Verse aufrecht und sind auch von Cobet's Behauptung, das Wort ἀκρόπολις betreffend, durchaus nicht überzeugt. Es findet sich in der Lysistrata noch

Vs. 241 αἱ γὰρ γυναῖκες τὴν ἀκρόπολιν τῆς θεοῦ
ἤδη κατειλήφασι (von Hirschig emendirt in τὴν πόλιν
τὴν τῆς θεοῦ)

Vs. 263 κάτα δ' ἀκρόπολιν ἐμὰν λαβεῖν

Vs. 482 ὅτι βουλόμεναί ποτε τὴν Κραναὰν κατέλαβον,
ἐφ' ὅ τι τε μεγαλόπετρον, ἄβατον ἀκρόπολιν.

Sollten alle diese Stellen corrumpirt sein? Wenn Thucydides, der übrigens selbst stets ἀκρόπολις schreibt, sagt II, 15: καλεῖται ἡ ἀκρόπολις μεχρὶ τοῦδε ἔτι ὑπ' Ἀθηναίων πόλις, so heifst das doch nur, dafs der Ausdruck πόλις für ἀκρόπολις im Volke noch nicht geschwunden sei, und dies wird ja auch durch das bei Aristophanes so häufige πόλις bestätigt. Der Dichter konnte aber sehr wohl daneben auch schon den jüngeren Ausdruck gebrauchen, zumal in der Ol. 92, 1 (411) aufgeführten Lysistrata; derselbe findet sich bereits in einer öffentlichen Urkunde vom Jahre Ol. 92. 3 = 410 (C. I. A. I, 58), vgl. Michaelis zu Pausan. I, 26.

Eines schönen Verses wollte Hamaker den Aristophanes berauben, indem er Lysistr. 190 für unecht erklärte:

μὴ σύγ', ὦ Λυσιστράτη,
190 εἰς ἀσπίδ' ὀμόσῃς μηδὲν εἰρήνης πέρι,

weil ihm die Verbindung εἰς ἀσπίδα ὀμνύναι τι anstöfsig erschien. Das müfste freilich ein recht geistreicher Interpolator gewesen sein, der so geschickt auf den Vorschlag der Lysistrate, εἰς ἀσπίδα zu schwören, die hübsche Antwort fand, man solle doch nicht einen Vertrag, der den allgemeinen Frieden herbeizuführen bestimmt sei, auf den Schild beschwören; dagegen müfste Aristophanes wenig Witz besessen haben, wenn er seine Kalonike auf jenen Vorschlag nichts anders erwidern lassen konnte, als das kahle μὴ σύγ', ὦ Λυσιστράτη ohne jede Begründung. Dafs aber in den überlieferten Versen durchaus nichts Anstöfsiges enthalten ist, lehrt ein Vergleich mit Xen. Anab. II, 2, 9 ταῦτα δ' ὤμοσαν σφάξαντες ταῦρον καὶ κάπρον καὶ κριὸν εἰς ἀσπίδα, wo doch sicher analog unserer Stelle zu verbinden ist ταῦτα δ' ὤμοσαν εἰς ἀσπίδα.

Dafs wir nicht zu viel behaupteten, wenn wir das Verfahren der Kritik, die auf solche Indicien hin Interpolation statuirt, oben als ein unvorsichtiges bezeichneten, das zeigte Meineke selbst, wenn er Lysist. 24

Καὶ νὴ Δία παχύ. ΚΑΛ. κᾆτα πῶς οὐχ ἥκομεν;

ausschied, weil er mit Nauck an dem Ictus auf der letzten Silbe in

Δία Anstofs nahm. Er war seiner Sache so sicher, dafs er in seiner Ausgabe den Vers unter den Text setzte. Aber bereits in den Vindicien, die doch zur Rechtfertigung seiner Ausgabe geschrieben waren, gab er den Vers seinem Dichter mit der Emendation *νὴ Δία πάνυ παχύ* zurück.

Er hätte übrigens lieber *παχὺ πάνυ* schreiben sollen. Denn auch in der Verbindung *ταχὺ πάνυ*, auf die er sich beruft — wir können seinen Beispielen noch Lysistr. 864 hinzufügen — steht *πάνυ* stets an zweiter Stelle.

Wir gehen nunmehr über zur Betrachtung solcher Verse, welche, sei es als Witzwort, sei es als Sentenzen, sei es endlich als irgendwelche Erklärung, so lose in den Zusammenhang der Rede eingefügt sind, dafs sie ohne Schaden für das Verständnifs des Ganzen oder für den Fortgang der Handlung entfernt werden können. Es fragt sich, ob dergleichen Verse an und für sich bei einem klassischen Dichter Grund zum Anstofs geben. Ob man aus den Werken der Tragiker die Kunstregel abstrahirt hat, dafs jeder Vers so fest in den Zusammenhang verwebt sein müsse, dafs man ihn ohne Schädigung des Ganzen nicht entfernen könne, weifs ich nicht. Für den Aristophanes hat im Allgemeinen bisher diese Regel nicht gegolten; mancher treffende oder geistreiche Ausspruch würde damit dem Dichter entrissen werden, und grade dem Komiker mufs es doch erlaubt sein, hier und da ein Witzwort anzubringen, wenn dasselbe auch für den Gedankengang der betreffenden Scene entbehrlich ist. Verlangt man für die Wahrheit dieser Behauptung Belege, so liefse sich z. B. Plut. 146 anführen:

ἅπαντα τῷ πλουτεῖν γάρ ἐσθ' ὑπήκοα.

Der Vers ist leicht zu entbehren, ja er wiederholt eigentlich nur das, was Chremylos schon in den beiden vorhergehenden Versen ausgesprochen hat:

καὶ νὴ Δί' εἴ τί γ' ἔστι λαμπρὸν καὶ καλὸν
ἢ χαρίεν ἀνθρώποισι, διὰ σὲ (scil. *τὸν Πλοῦτον*) *γίγνεται.*

Dennoch ist jener Vers noch nie beanstandet worden, und er ist auch nicht allein im Munde des Chremylos sehr bezeichnend, sondern entspricht auch vollkommen der Stimmung, aus welcher heraus Aristophanes den Plutos geschrieben hat.

Der Umstand also, dafs ein Vers fehlen **kann**, scheint für sich allein nicht hingereicht zu haben, die Annahme einer Interpolation zu begründen; es mufste hinzukommen das Urtheil des Kritikers, versum

languere aut lepidum esse aut ineptum aut jejunum. Wie unsicher aber ein solches Urtheil ist, sieht Jeder ein; es beruht lediglich auf dem Geschmack des betreffenden Kritikers, und Niemand ist gezwungen, sich dem zu unterwerfen. Man sollte wenigstens auf solche Gründe hin einen Vers, wenn man ihn auch für verdächtig hält, niemals unter den Text setzen oder einklammern, denn man läuft dabei Gefahr, den Dichter zu hofmeistern, nicht aber den Text zu constituiren. Diese Erwägungen sind es, welche mich ermuthigen, gegen das einstimmige Urtheil von Cobet, Meineke, Bergk, Kappeyne, v. Bamberg und v. Velsen den Vers Plut. 584

ἵνα τοὺς Ἕλληνας ἅπαντας ἀεὶ δι' ἔτους πέμπτου συναγείρει

aufrecht zu halten. Dafs es für den Sinn der Stelle gar nichts verschlägt, wenn der Vers fehlt, gebe ich unbedingt zu. Aber im Uebrigen enthalten die Worte weder grammatisch noch metrisch etwas Anstöfsiges; *ἵνα* in der Bedeutung «wohin» kann sehr gut auf den Ausdruck des Ortes, der im vorhergehenden *τὸν Ὀλυμπικὸν ἀγῶνα* liegt, bezogen werden. Verlangt man aber durchaus eine Beziehung auf *ἀγῶνα*, so scheint mir es auch dafür nicht an Analogien zu fehlen. Wie z. B. in den Versen des Euripides bei Plut. Gorg. p. 484 E

νέμων τὸ πλεῖστον ἡμέρας τούτῳ μέρος
ἵν' αὐτὸς αὑτοῦ τυγχάνει βέλτιστος ὤν

das *ἵνα* = *ἐν ᾧ* auf *τούτῳ* zurückgeht, so kann es auch an unserer Stelle für *εἰς ὅν* mit *ἀγῶνα* verbunden werden. Ebenso steht *ἵνα* für *ἐν ᾧ* im Oed. Col. 1237:

γῆρας, ἵνα πρόπαντα κακὰ κακῶν ξυνοικεῖ.

Und wie, wenn Aristophanes den Vers im Plutos doch nicht ohne Absicht geschrieben hätte? Wenn es ihm darauf angekommen wäre, hervorzuheben, dafs Zeus bei dem olympischen Feste, wo er alle Griechen, *τοὺς Ἕλληνας ἅπαντας*, versammelt, im Angesichte des gesammten Hellas also, den Sieger nur mit einem Olivenkranz belohne, statt mit einem goldenen? Wenn man nur darum einen an sich guten Vers tilgte, weil er überflüssig erschien, warum liefs man dann z. B. Plut. 1122

ἰσχάδας, ὅσ' εἰκός ἐστιν Ἑρμῆν ἐσθίειν

unbehelligt, einen Vers, den man ebenso gut als einen unnützen Zusatz bezeichnen konnte? oder den ganz unnöthigen Vers Thesmoph. 654:

Γυ. α. ἄγε δὴ τί δρῶμεν; Κλεισθ. τουτονὶ φυλάττετε
654 *καλῶς, ὅπως μὴ διαφυγὼν οἰχήσεται·*
ἐγὼ δὲ ταῦτα τοῖς πρυτάνεσιν ἀγγελῶ.

Durchaus entbehrlich ist auch der Vers Thesmoph.

294 δούλοις γὰρ οὐκ ἔξεστ' ἀκούειν τῶν λόγων

und so ist er denn von Meineke und v. Velsen ausgeschieden worden. Meineke bemerkt dazu Vindic., p. 151, «Non dubito, quin recte hunc versum, quo nihil cogitari potest jejunius, in *νοθείας* suspicionem vocaverim.» Das ist aber gerade zu erweisen, dafs der Vers wirklich jejunus sei. Mir erscheint er an dieser Stelle durchaus passend und von komischer Wirkung. Man stelle sich doch nur die Situation vor: Der Schwäger des Euripides, in Weiberkleidung, schreitet mit komischer Steifheit und Würde einher, die Dienerin hinter sich, der er, die feierliche Weise der Weiber bei ihren Festen parodirend, seine Aufträge giebt. Dann spricht er, das gemessenste und wichtigste Wesen annehmend, ein Gebet zu den beiden Göttinnen, voll der tollsten Einfälle und ärgsten Verhöhnungen der Weiber, das eben durch diesen Contrast stark auf die Lachmuskeln der Zuschauer wirken mufste. Endlich entläfst er in derselben würdevollen Haltung die Dienerin mit den Worten: entferne dich, denn nicht geziemt es Dienern, zu hören unsere Reden. Dafs er auch hiemit die Wichtigthuerei der Weiber verspottet, welche grofsen Werth darauf legten, dafs nur freigeborene Athenerinnen ihren feierlichen Festen beiwohnen durften, beweisen die Schlufsworte des folgenden Chorliedes:

τελέως δ' ἐκκλησιάσωμεν Ἀθηνῶν εὐγενεῖαι γυναῖκες.

Enthielt nun ein überflüssiger Vers der oben beschriebenen Art in Folge der Corruption der Ueberlieferung gar einen Fehler oder einen ungeschickten Ausdruck, so war ihm sein Urtheil gesprochen. Kein neuerer Kritiker hat z. B. gewagt, den Vers 566 des Plutos

νὴ τὸν Δί' εἰ δεῖ λαθεῖν αὐτόν, πῶς οὐχὶ κόσμιόν ἐστι;

den zuerst Bentley für unecht erklärte, zu vertheidigen, obwohl er in älterer Zeit von Brunck, Hemsterhuis und namentlich Reisig, Conj. p. 250, gehalten worden ist. Dafs mit dem Vers, so wie er vorliegt, nicht viel anzufangen ist, liegt auf der Hand, und auch Reisig's Verbesserungsvorschläge können nicht genügen. Warum meint aber v. Bamberg a. a O. p. 33, dafs den Vers ne is quidem Aristophani vindicare poterit, qui ex versus ruderibus integrum fecerit? An und für sich, abgesehen von der fehlerhaften Form, scheinen mir die Worte nichts Anstöfsiges zu enthalten. Die *Πενία* sucht in hartem Wortgefecht mit Chremylos zu erweisen, dafs sie dem Plutos vorzuziehen sei. Da bringt sie nun das Argument vor 563

περὶ σωφροσύνης ἤδη τοίνυν περανῶ σφῷν κἀναδιδάξω,
ὅτι κοσμιότης οἰκεῖ μετ' ἐμοῦ, τοῦ Πλούτου δ' ἔστιν ὑβρίζειν.

Darauf erwidert Chremylos

πάνυ γοῦν κλέπτειν κόσμιόν ἐστιν καὶ τοὺς τοίχους διορύττειν,

«Freilich, das ist wohl sehr hübsch (*κόσμιον*), zu stehlen und einzubrechen.» «Gewiſs!», fällt Blepsidemus ein, indem er die Göttin der Armuth durch eine scheinbare Vertheidigung ihrer Sache ad absurdum zu führen sucht, «gewiſs! wenn man nicht ertappt wird, wie sollte es da nicht ganz hübsch sein?» Dergleichen Zwischenreden dritter Personen beim Wortwechsel zweier Streitenden sind ja sehr häufig beim Aristophanes, man vergleiche z. B. die Zusätze, welche in den Vögeln Euelpides macht, als Peisthetäros in der Wechselrede mit dem Chor, Vs. 460 fg., sein Programm entwickelt, oder die Bemerkungen des Dionysos in den Fröschen beim Streite des Aeschylos und Euripides oder die des Xanthias und der Plathane in der oben besprochenen Schimpfscene desselben Stückes, oder die Beiträge des Karion zu den Verhandlungen des Chremylos mit dem Gott des Reichthums im Anfange des Plutos u. s. w. Solche Zwischenreden dienten dazu, hier und da ein Witzwort anzubringen und waren sogar nothwendig, damit der dritte Schauspieler nicht völlig unbetheiligt am Dialog bliebe. Es wäre durchaus gegen die Art des Aristophanes, den Blepsidemos, der in der Scene zwischen Chremylos und der *Πενία* anwesend ist, von Vs. 499—612 ohne jegliches Eingreifen in das Gespräch stehen zu lassen, und schon deshalb möchte ich den Vers 565 nicht aufgeben. Geben wir aber zu, der Vers sei unecht, so kann er, da er aus einer erklärenden Scholiastenbemerkung nicht stammen kann, nur von einem planmäſsig fälschenden Interpolator herrühren. Auf einen solchen läſst jedoch die verderbte Gestalt des Verses am wenigsten schlieſsen; denn da es ihm darauf ankommen muſste, sein Machwerk, das er dem Aristophanes unterschieben wollte, dieses Dichters würdig zu gestalten, so würde er doch wohl einen tadellosen Tetrameter gebaut haben. Besser als durch alle erdenklichen Gründe würde ich meine Leser wohl von der Echtheit des Verses überzeugen, wenn es mir gelänge, durch eine sichere Emendation die ursprüngliche Lesart herzustellen. Leider kann ich aber auch nur einen Vorschlag bieten. Soviel ist sicher, daſs das völlig beziehungslose *αὐτόν* zu beseitigen ist, und daſs höchst unpassend *δεῖ* gesagt ist. Denn nicht, «wenn man verborgen bleiben muſs,» wird erwartet, sondern, «wenn man verborgen bleiben kann». Das *δεῖ* ist vielleicht durch Dittographie nach *γ'εἰ* entstanden. Demnach habe ich versucht:

νὴ τὸν Δία γ' εἴγε λαθεῖν ἔστιν, πῶς οὐ καὶ κόσμιόν ἐστιν;

Wenn wir hiermit unsere Betrachtungen beschliefsen, so wollen wir damit keineswegs stillschweigend andeuten, dafs wir über die hier nicht behandelten Verse, welche v. Velsen eingeklammert hat, mit diesem einer Meinung sind. Wir sind vielmehr erstaunt, dafs er z. B. Frösche 151 und 168 trotz Ritschl's einleuchtenden Verbesserungen (Rhein. Mus. XXIII, p. 508 fg.) oder Thesmoph. 833, 837 nach Hiller's Ausführungen in Fleckeisen's Jahrbüchern 1877 Bd. 115 p. 618 fg. getilgt hat, während er doch Frösch. 15 u. 1432 gegen Meineke durch Emendation zu halten suchte. Aber einerseits wollen wir nicht Stellen besprechen, zu deren Aufklärung wir nichts mehr beizubringen wissen, wo wir uns vielmehr auf die Wiederholung von Gesagtem beschränken müfsten, andererseits glauben wir an den angeführten Beispielen unsere Meinung, dafs auch v. Velsen in seinen Ausgaben, über deren Werth und Verdienst ja kein Zweifel besteht, bei Statuirung von Interpolationen nicht mit der genügenden Vorsicht verfahren sei, hinreichend erläutert zu haben. Um indessen zu zeigen, dafs wir nicht etwa aus fanatischem Glauben an die Handschriften, sondern lediglich aus sachlichen Gründen in Bezug auf so viele Stellen der Meinung der bisherigen Herausgeber entgegengetreten sind, wollen wir schliefslich noch zwei Verse besprechen, die wir unsererseits für zweifelhaften Ursprungs halten.

In der bereits oben behandelten Scene der Thesmophoriazusen, in welcher der Schwager des Euripides einem der Weiber einen Weinschlauch geraubt hat, wird am Schlufs das Leeren und Austrinken des Weinschlauchs seitens des Schwagers drollig mit einem Opfer verglichen. Der κηδεστής hat das Opferthier geschlachtet, und das beraubte Weib hält das Opfergeräth, in dem das Blut aufgefangen wird, das σφαγεῖον, unter, um wenigstens die etwa vorbeifallenden Tropfen zu erhalten. Da sie nun keinen weiteren Antheil an dem Opfer erhält, als das herabtröpfelnde Blut, sagt sie zu dem Räuber des Schlauches, Vers 757

κακῶς ἀπόλοι'· ὡς φθονερὸς εἶ καὶ δυσμενής.

Darauf folgen die beiden Verse

758 Κηδ.: Τουτὶ τὸ δέρμα τῆς ἱερείας γίγνεται

759 Γυ. Α. Τί τῆς ἱερείας γίγνεται; Κηδ. τουτὶ λαβέ.

Was soll hier der zweite Vers noch nach dem ersten? Sollte Aristophanes wirklich unmittelbar hintereinander zwei Verse geschrieben haben, die beide genau dasselbe, und zwar mit denselben Worten besagen? Hier scheint es uns zweifellos, dafs eine Scholiastenerklärung

sich in den Text gedrängt hat. Vers 758 ist zu tilgen. Zu dem τουτί des Verses 759, das wohl der Zuschauer, nicht aber der Leser ohne Erklärung verstehen konnte, war vielleicht schon in der alexandrinischen Zeit die Bemerkung hinzugefügt: τὸ δέρμα τῆς ἱερείας γίγνεται, oder auch blos τὸ δέρμα. Daraus entstand, zusammengenommen mit dem zu erklärenden τουτί, mit Leichtigkeit jener Vers, der dann durch Versehen späterer Abschreiber in den Text kam. Blaydes macht ganz dieselbe Bemerkung, während vor ihm, wie es scheint, der Vers noch nicht Anstofs erregt hatte. Doch schwankt er, ob nicht die Stelle durch Umstellung der Verse 758 und 759 geheilt werden könne. Dafs aber damit nichts erreicht wird, leuchtet ein. Wohl aber wäre es möglich, dafs der Vers 758 einen anderen Vers verdrängt hat, in welchem der κηδεστής dem Weibe auf ihren Vorwurf etwas antwortete und sie dabei als Priesterin bezeichnete.

Der Vers Lysistr. 369 ist, soviel ich sehe, noch niemals in Zweifel gezogen worden. Er steht in der Scene, in welcher der Chor der Greise, bei dem Versuch die Akropolis zurückzuerobern, einen scharfen Wortwechsel hat mit dem Chor der Weiber. Da bricht er, als es ihm nicht gelingt, die Weiber in Angst zu setzen, voll Unmuth in die Worte aus, Vers 368, 369:

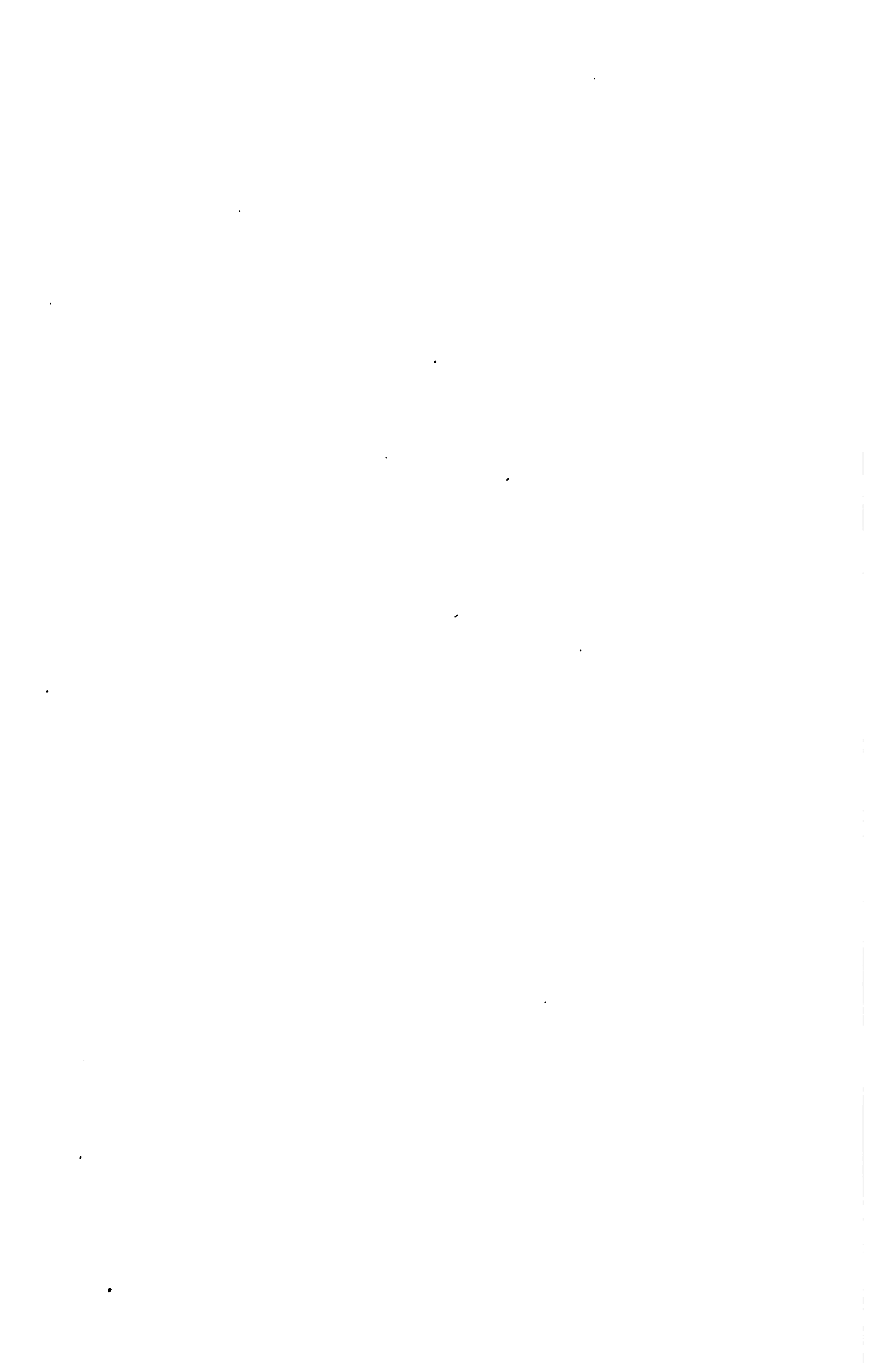
οὐκ ἔστ' ἀνὴρ Εὐριπίδου σοφώτερος ποιητής·
οὐδὲν γὰρ ὧδὶ θρέμμ' ἀναιδές ἐστιν ὡς γυναῖκες.

Es unterliegt keinem Zweifel, dafs jeder Athener, auch wenn er den zweiten Vers nicht hörte, genau wufste, warum gerade hier die Greise den Euripides als den besten Dichter loben. Dem Aristophanes konnte also für seinen Zweck der Vers 368 allein genügen, und dafs wirklich Vers 369 erst später in den Text gekommen ist, glaube ich aus folgendem schliefsen zu dürfen. Die ganze Scene ist durchaus concinn gebaut. Zuerst Vers 352—363 antworten die Weiber mit dreimal je zwei Versen auf dreimal je zwei Verse der Greise, dann 364-375 folgt stichomythisch Vers auf Vers; endlich ist die Wuth auf beiden Seiten so gesteigert, dafs jedem Halbvers der Greise ein Halbvers der Weiber antwortet, nur 376 u. 377 sprechen noch einmal sowohl Greise als Weiber je einen vollen Vers. Stets aber sind Rede und Gegenrede in Bezug auf die Verszahl einander völlig gleich. Ich glaube darin eine planmäfsige Anlage des Dichters zu erkennen und nehme daher an, dafs Vers 369, welcher die Ordnung stört, zu beseitigen ist. Denn wenn er bestehen bleibt, so würden an dieser Stelle zwei Verse der Greise dem einen Tetrameter der Weiber entsprechen. Es kommt dazu, dafs jener von mir beanstandete Vers der

einzige der ganzen Scene ist, welcher nicht nach dem vierten Jambus die Diaerese hat. Vielleicht verräth es sich auch dadurch, dafs der Vers aus einem Trimeter des Euripides stammt, der zur Erläuterung dieser Stelle an den Rand geschrieben war und der vielleicht, wie Dindorf vermuthet, folgendermafsen lautete:

οὐδὲν γὰρ ὧδε θρέμμ' ἀναιδὲς ὡς γυνή.

In Sophokles Electra 624 redet Klyträmnestra ihre Tochter mit den Worten *θρέμμ' ἀναιδές* an, und dafs Euripides denselben Ausdruck einmal auf das ganze weibliche Geschlecht angewendet hat, ist ja sehr wahrscheinlich.



XXIII.

CARL CURTIUS

Ueber Pliniushandschriften in Lübeck.

Von den zahlreichen Handschriften alter Klassiker, welche am Ausgang des Mittelalters in Lübeck vorhanden waren, haben sich nur spärliche Reste auf der hiesigen Stadtbibliothek erhalten. Um so gröfser war daher meine Ueberraschung, als mir vor einiger Zeit der um die Erforschung der Lübeckischen Geschichte sehr verdiente Senator Dr. W. Brehmer die Mittheilung machte, er habe in dem Einband einer Lübeckischen Chronik eine Pliniushandschrift entdeckt. Diese Chronik, geschrieben von Rhebein im Anfange des 17. Jahrhunderts, besteht aus 12 Heften, denen eben so viele Pergamentblätter mit der Signatur A—M als Umschlag dienen.[1] Nachdem die letzteren von der Chronik abgelöst und der hiesigen Stadtbibliothek überwiesen worden waren, habe ich die Handschrift einer näheren Untersuchung unterzogen und gefunden, dafs dieselbe mehrere Abschnitte aus der historia naturalis des Plinius enthält. Die Schrift weist auf das 15. Jahrhundert und eher auf deutschen als auf italienischen Ursprung. Die Höhe der 12 Folioblätter, welche in 2 Columnen mit je 46 Zeilen beschrieben sind, beträgt 0,38 m, die Breite 0,27; die beiden Schriftcolumnen sind je 0,28 m hoch und 0,09 m breit. Am Beginn der Bücher findet sich eine grofse in blauer und rother Farbe gemalte Initiale, während die Anfangsbuchstaben der einzelnen Abschnitte, über denen eine von allen üblichen Zählungen abweichende Ziffer steht, abwechselnd roth und blau sind. Als Ueberschrift dient auf den linken Seiten lib', auf den rechten die Zahl des betreffenden Buchs. Aufserdem lesen wir am Anfang von Buch 35 die mit rother Farbe geschriebenen Worte: Incipit lib' XXXV' | gay pliny scdī nālis historie continēs de pic | tuā t coloīb' Ca V. Die Schrift stammt von einer Hand und

---

1) Eine Beschreibung der Chronik giebt Deecke, Beitr. z. Lübeck. Geschichtskunde, Lübeck 1835, Heft 1 p. 31 f., wo freilich von dem Einbande nicht die Rede ist.

ist mit Ausnahme einzelner etwas abgeriebener Stellen ohne Schwierigkeit zu lesen. Zwischen den Zeilen sind bisweilen noch schwache Reste von gröfseren Buchstaben einer älteren Schrift zu erkennen.

Die 12 Pergamentblätter gehörten ursprünglich vier Quaternionen an; doch ist von jedem Quaternio wohl durch Zufall, nicht in Folge einer entsprechenden Lücke im Original, je ein Blatt verloren gegangen, welches durchschnittlich so viel Text umfafste, wie 10 Seiten der Ausgabe von Detlefsen. Die noch vorhandenen Blätter enthalten

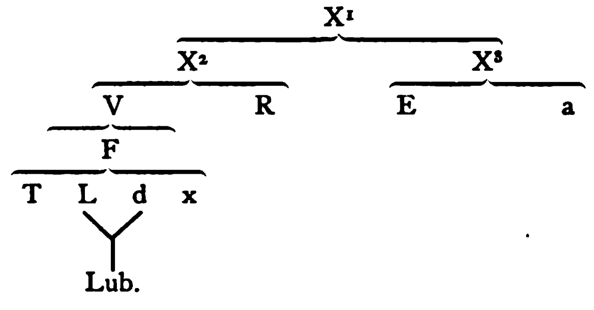
in Lage	I	liber	28, 1—182	mit	Ausnahme	des	4.	oder inneren	Blattes
» »	II	»	28, 182—29, 99	»	»	»	4.	» »	»
» »	III	»	29, 99—30, 135	»	»	»	3.		»
» »	IV	»	34, 114—35, 69	»	»	»	1.	oder äufseren	»

Im Ganzen somit ist in unserer Handschrift erhalten liber 28, 1—69 nudari aut umbram. 28, 115 (lig)neum vas conditos — 28, 250 mulcentur quod. 29, 30 cultum et tutelam — 29, 143 resinae parte tertia. 30, 21 e murino fimo inditur — 30, 68 myrti prodest. 30, 89 potest remeare — 30, 135 quae vocatur syria(sis). 34, 114 trita aceto Thasio — 35, 69 quoque ingeni(oso).

Die Zahl der älteren Handschriften der naturalis historia des Plinius ist so grofs, dafs eine vollständige Mittheilung der Varianten in den Lübeckischen Blättern, welche ich der Kürze wegen im Folgenden mit Lub. bezeichne, kaum lohnend erscheint. Doch ist die Frage zu stellen, zu welcher Klasse von Handschriften der cod. Lub. gehört, und welcher Quelle er muthmafslich entstammt.

Nach der übersichtlichen Darstellung, welche Detlefsen in den Vorreden zu den einzelnen Bänden seiner trefflichen Ausgabe und ausführlicher noch im Philologus (Bd. 28, 285 ff.) und im Rheinischen Museum (N. F. Bd. 15, 265 ff. 367 ff.) über Inhalt und Alter der einzelnen Handschriften so wie über ihr Verhältnifs zu einander gegeben hat, haben wir unter denselben eine ältere und eine jüngere Klasse zu unterscheiden. Dafs die erstere hier nicht in Betracht kommen kann, ergiebt sich sofort aus der späten Entstehungszeit des Lub. Es fragt sich daher nur, mit welcher von den zahlreichen jüngeren Handschriften er die gröfste Aehnlichkeit hat. Diese zerfallen nämlich nach den Untersuchungen von Detlefsen, deren Resultaten ich mich hier anschliefse, wieder in zwei Hauptfamilien, welche beide auf einen gemeinsamen Archetypus X^1 mit der Umstellung eines Abschnittes in Buch 2 und 4 zurückgehen. Zu dieser Umstellung kommen in dem Archetypus X^2, dem Stammvater der ersten Familie, noch Lücken in Buch 23 und 25 sowie Umstellungen und Wiederholungen in den Büchern 31

bis 33, in dem Archetypus X^3, welchem die Handschriften der zweiten Familie entstammen, die Auslassung der beiden Abschnitte 27, 113 bis 124 und 28, 39—51. Leider sind nun in dem Lub. gerade diejenigen Bücher, welche jene charakteristischen Merkmale haben, nicht erhalten. Nur der Umstand, dafs der Lub. den Abschnitt 28, 39—51 hat, welcher den meisten der aus X^3 abgeleiteten Handschriften fehlt, macht es wahrscheinlich, dafs unser Fragment nicht der zweiten, sondern der ersten Familie, welche aus X^2 stammt, angehört. Unter den Hauptvertretern dieser Familie kommen für unsere Untersuchung und für die Bücher 28—30 und 34—35 folgende Handschriften vorzugsweise in Betracht: codex Leidensis Vossianus n. LXI (V), cod. Riccardianus (R), cod. Leidensis Lipsii n. VII (F), in welchem Detlefsen den verlorenen Chiffletianus wiedergefunden zu haben glaubt;[1]) ferner aus etwas späterer Zeit cod. Toletanus (T), cod. Parisinus n. 6797 (d), cod. Vaticanus n. 1953 (x), cod. Laurentianus n. LXXXII$^1/_2$ oder Slaglosianus (L). Von diesen Handschriften sind nach dem Urtheil von Detlefsen V und R als «leibliche Brüder» (Rhein. Mus. 15, 276) anzusehen, während er den cod. F nicht mehr wie früher als diesen gleichstehend, sondern als abgeleitet aus V betrachtet.[2]) Als Abkömmlinge von F gelten ihm sodann die vier zuletzt genannten Handschriften T d x L. Zur leichteren Uebersicht über das Verhältnifs der wichtigsten hier in Frage kommenden Handschriften möge der folgende Stammbaum dienen.



Mit welcher von diesen Handschriften zeigt nun der Lub. die gröfste Aehnlichkeit? Da für die hier überlieferten Bücher, wie schon bemerkt wurde, die gröfseren Lücken und Umstellungen der aus X^2

[1]) Vgl. Philologus 28, 288; Jahrb. f. Philol. Bd. 95, 70 ff.

[2]) Praef. ad vol. IV p. VI. Die Gründe, welche K. Welzhofer (Beitr. z. Handschriftenkunde der nat. hist. des Plinius. München 1878) gegen die Identität des F mit dem Chiffletianus und gegen seine Abstammung aus V geltend macht, scheinen mir nicht ganz stichhaltig zu sein. Vgl. Urlichs in Bursian's Jahresbericht über d. Fortschritte der classischen Alterthumswissensch. Bd. 14, 267 ff.

abgeleiteten Handschriften nicht in Betracht kommen, so sind wir darauf angewiesen, die Lesarten einzelner Abschnitte und Stellen zur Vergleichung heranzuziehen, und namentlich auch zu untersuchen, wie sich das Lübecker Fragment zu den kleineren Lücken in VR und deren Abkömmlingen stellt. Ich gebe daher, um auch Anderen die Prüfung zu ermöglichen, zunächst die Varianten von ausgewählten Abschnitten aus drei verschiedenen Büchern (lib. 28, 1—3; 29, 55—56; 34, 116—17) mit Bezugnahme auf den kritischen Apparat der Ausgaben von Sillig und Detlefsen. Hierbei habe ich die Lesarten des Lub. vorangestellt, sodann die mit ihm übereinstimmenden Handschriften angegeben, und, wo es von Interesse zu sein schien, noch die wichtigsten Abweichungen der anderen Handschriften hinzugefügt.[1])

Lib. 28, 1—3. Detlefsen vol. IV p. 167 Z. 17 dictae erant naturae d, dicta natura RV. — Z. 18 terras FVRd, terra R². — Z. 19 tractata d, tractarent V, tractarunt R. — Z. 20 traversus V², transversos R²d. — p. 168 Z. 1 qui d, quid VR. — diximus T, dixerimus r. — Z. 4 carent V, carenti r. — Z. 6 urgeat, jurgeat R. — Z. 7 gratiam, gratia VR. — Z. 8 barbaros ritus VRd, barbaros etiam ritus R². — Z. 9 appellat, appellet r. — Z. 9—10 judicii ita EVd, judic. ta R. — Z. 13 quam Rd, cum V. — Z. 15 illi, illic r. — emissa haec itaque V̇d, omissa R.

Lib. 29, 55—56. Detl. vol. IV p. 234 Z. 15 Commageno T, Cammagenorum ER, Commagenorum d. — Z. 16 *om.* ex — aliqui VRd. — Z. 17 sed in hoc Commagenes usurie parte, Suriae VR², susuriae Rd. — cynamomo VRT, cinnamo d. — Z. 18 cicere Vd, picere R². — obrui⁸, obruis d, obrutis VR. — Z. 19 jocundo, jocunde V, jucundi E. — Z. 20 subditos, subitos r. — sumpta quaeque d, omniaque quae R, omnia quaeque V. — acopiis V, acopus R, acopis d. — Z. 21 fit et Vd, fit ac R. — Z. 22 adipe aut cum, adipe avium aut cum d, adipe avium RV. — erysistrepto, erysistreptro d, erysisceptro R². — lixobalsamo, lyxobalsamo Vd, xylobalsamo R². — Z. 23 phoenice tuso — qui Vd, quid R, quod Sillig. — Z. 24 vino bis (*om.* aut) ter subfervefactum — fiat RVd, fit r. — q' estate. — Z. 25 *om.* remedia Rd. — Z. 26 ex mise', ex misere d, ex ansere R, ex imis aere V. — pancharis RVTd, in capris R².

Lib. 34, 116—17. Detl. vol. V p. 93 Z. 28 Est et RVd, B(ambergensis) *om.* est. — Z. 29 scoleaca dT, coleaca RV. — aere hic trito Vd,

1) R und V allein bedeutet stets die erste Hand, R² V² die Correcturen von zweiter Hand; mit r bezeichne ich die Uebereinstimmung der übrigen Handschriften im Gegensatz zum Lub.

aere trito BR. — Z. 30 acerrimo r, acerrime V. — fit hoc r, hoc fit d. — aestuosissimis r, aestivosissimis B. — Z. 31 viride r, putride V. — Z. 33 fuere B, fiere RV. — p. 94 Z. 1 santerna V d, santer R. — Z. 2 quam d, qua r. — feruminarii, ferruminarii d, feruminari B. — usus BVR, ususque d. — Z. 3 scolea RVT d, scolex B. — lapide R d, lapidi BV. — Z. 5 Calcitim vocant lapidem VR d, *om.* lapidem B. — et ipso r, et ipsum d. — Z. 6 cadmia r, cadmea B. — subsidialibus VR d, subdialibus B. — Z. 7 idem V d, item BR. — friat se B d, friat si VR. — Z. 9 quo, quod r. — mysios BV, misyos R d. — soreos BV d, sorecis R.

Schon diese Auswahl genügt, um die Aehnlichkeit des Lub. mit den aus X² abgeleiteten Handschriften und namentlich mit RVT d darzuthun. So hat jener allein mit V 28, 1 traversus und carent, mit V und d 28, 2 judicii ita, 29, 55 cicere statt pipere, mit RV d 29, 56 pancharis statt in capris, lyxobalsamo statt xylobalsamo. Doch kann der Lub. nicht direct aus V oder R abgeschrieben sein, da er an zahlreichen Stellen, wo diese kleinere Lücken haben, vollständig ist. Unter den vielen Fällen der Art führe ich hier nur einige Beispiele an, nämlich 28, 2 barbaros etiam ritus (RV *om.* etiam); 28, 202 corium caprinum — epoto (*om.* RV); 29, 61 contra serpentium morsus (RV *om.* contra). 34, 118 imponi cum suco vero (*om.* RV); 34, 120 tritumque pinguiter—olfactum (*om.* RV).

Am auffallendsten ist aber die Uebereinstimmung des Lub. mit dem Parisinus d in vielen charakteristischen Fällen, und zwar namentlich an solchen Stellen, wo letzterer von allen oder von den meisten anderen Handschriften abweicht. Hierher gehören aufser einigen Stellen (28, 1 tractata, 35, 38 refrigerat, emollit), an welchen der Lub. mit d allein die richtige Ueberlieferung bewahrt hat, folgende beiden gemeinsame Irrthümer:[1]) 28, 1 qui ergo für quid ergo. 29, 56 aut cum für avium — ex misere für ex ansere. 29, 58 tadina für catulina. 34, 116 scoleaca für scoleca. 34, 121 prurulentis für purulentis. 34, 123 exstent e quibus für extentae quibus. 35, 45 in libris für in libras — *om.* faciunt nach fulgorem minii. 35, 50 venerent für venirent. 35, 60 frillus für Erillus.

Eine solche Uebereinstimmung in so auffälligen Irrthümern weist mit ziemlicher Sicherheit auf eine directe oder indirecte Abstammung des Lub. aus d oder einem nahen Verwandten von d hin. Wo die-

[1]) Auch hierfür führe ich nur einige Beispiele an, die sich leicht vermehren lassen.

selben dagegen von einander abweichen, handelt es sich meist nur um kleinere Schreibfehler oder um die Auslassung eines Wortes in der jüngeren Handschrift. Als solche sind im Lub. anzusehen 28, 2 appellat für appellet. 28, 3 illi für illic. 29, 55 adipe für ex adipe — subditos für subitos — 29, 56 bis ter für bis aut ter.

Ueber den Werth des cod. Parisinus d, welcher aus dem 13. Jahrhundert stammt und sämmtliche Bücher der historia naturalis enthält, gehen die Ansichten der Herausgeber auseinander. Sillig und von Jan halten ihn für wichtig genug, um seine Lesarten in ihrem kritischen Apparat mitzutheilen[1]). Und Sillig, wenn er gleich vor den Interpolationen dieser Handschrift warnt, sagt von ihr (praef. ad vol. I p. XV): et fuit quidem hic codex dignus, qui totus conferretur, ut qui cum Toletano et in multis locis cum Chiffletiano familiam faciens unus plene conferri posset. Viel ungünstiger urtheilt über dieselbe Detlefsen (Rhein. Mus. Bd. 15, 286), welcher sie in dem Verzeichnifs der Varianten nur an einzelnen Stellen anführt. Dürfen wir somit für die Kritik des Plinius dem Parisinus in jedem Falle keine grofse Bedeutung beilegen, so gilt dasselbe natürlich in noch höherem Grade für die ihm nahe verwandten aber viel jüngeren Lübecker Fragmente.

Indessen verlohnt es sich vielleicht doch der Mühe, auf die Frage einzugehen, wie diese Handschrift nach Lübeck kam, und eine Vermuthung über ihre Herkunft aufzustellen. Es ist von Detlefsen[2]) nachgewiesen worden, dafs nicht nur der codex Parisinus d, sondern die ganze dem Archetypus X^2 entstammende Handschriftenfamilie ihre Heimath im nördlichen Frankreich hatte. Von hier scheinen sich die Pliniushandschriften durch die Benedictiner, wie L. Urlichs[3]) vermuthet, bis in den Norden von Deutschland nach Lübeck und Schleswig-Holstein[4]) verbreitet zu haben. In einem Lübeckischen Kloster nämlich existirte im 15. Jahrhundert noch eine andere Handschrift der historia naturalis, welche etwa um das Jahr 1450 von den dortigen Mönchen für 100 rheinische Goldgulden an Cosimo di Medici nach Florenz verkauft wurde. Ueber diesen Kauf erzählt Vespasiano im Leben des

1) Vgl. v. Jan in Jahrb. f. Philol. Bd. 95, 853 ff.

2) Philol. Bd. 28, 291. 297.

3) In der Zeitschrift Eos Bd. II 1866, p. 360.

4) Eine Handschrift der h. n. gab es auch in der Gottorfer Bibliothek, wohin dieselbe wahrscheinlich aus dem Kloster Bordesholm in Holstein gebracht war. Vgl. Steffenhagen, die Klosterbibliothek zu Bordesholm und die Gottorfer Bibliothek. Kiel 1884. S. 79. 88. Jetzt ist die Handschrift in Kopenhagen.

Poggio (bei Angelo Mai, spicileg. Roman. I p. 549): Plinio non era in Italia; avendone notizia Nicolao, che a Lubecchi nella Magna v' era uno finito e perfetto, fece tanto Nicolao con Cosimo de' Medici, che per mezzo d'uno suo parente, che aveva di là tratto co' frati, che l' avevano, si ch' egli dette cento ducati di Reno, ed ebbono il libro. Seguitonne presso che uno grandissimo inconveniente ed a' frati ed a quello, che l' aveva comperato. Derselbe Schriftsteller berichtet im Leben des Niccolo Niccoli (spicil. Rom. I p. 618): Plinio intero non era in Firenze, se non uno frammentato; Nicolao sapeva che n' era uno a Lubecchi nella Magna, ed ordinò che Cosimo facesse d' averlo, e così fece, e per mezzo suo venne Plinio in Firenze. Von der hier bei Vespasiano erwähnten Handschrift, welche Cosimo aus Lübeck erwarb, haben Urlichs und ausführlicher Detlefsen nachgewiesen,[1]) dafs sie mit dem cod. Laurentianus n. LXXXII oder Slaglosianus (L) identisch sei. Dieselbe stammt aus dem 13. Jahrhundert und hat am Anfang auf einem Bilde die Beischrift: Petrus de Slaglosia (aus Slagelse auf Seeland) me fecit. Freilich hat neuerdings G. Voigt (die Wiederbelebung des klassischen Alterthums I², 255 f.) die Notiz des Vespasiano auf den codex Mediceus, welcher die Briefe des jüngeren Plinius enthält und ursprünglich auch die Annalen des Tacitus (lib. I—VI) umfafste, beziehen wollen, da jener vollständiger ist als die früher in Italien bekannten Handschriften von Plinius' Briefen. Allein abgesehen davon, dafs man bei der Erwähnung des Plinius ohne weiteren Zusatz eher an die naturalis historia als an die Briefe denkt, machen die nahen Beziehungen von Lübeck und Dänemark es wahrscheinlich, dafs eine aus Slagelse stammende Handschrift über Lübeck nach Florenz gekommen ist. Dazu kommen die Gründe, welche K. Welzhofer[2]) gegen die Hypothese von Voigt vorgebracht hat. Er weist nämlich darauf hin, dafs der Mediceus des Tacitus erst später nach Florenz gelangt ist, und namentlich darauf, dafs Cosimo in einem eigenhändigen Katalog der von ihm erworbenen Handschriften die Worte «Plinius de naturali historia, literis antiquis, cooperta crocea — fl. 100» verzeichnet hat. Wir bleiben also dabei, dafs die gerade auch für die Summe von 100 Gulden aus Lübeck erworbene Pliniushandschrift der Laurentianus (L) ist. Wer vorher in Lübeck der Besitzer war, läfst sich nicht sicher ermitteln. Urlichs irrt jedoch jedenfalls,[3]) wenn er an ein Kloster des h. Johannes des Evan-

---

[1]) L. Urlichs in der Eos Bd. II, S. 362. Detlefsen im Philologus Bd. 28, S. 292.
[2]) Jahrb. f. klass. Phil. 1881 S. 805 ff.
[3]) In der Eos a. a. O. S. 362.

gelisten denkt. Denn das Johannes-Kloster in Lübeck war schon seit dem Jahre 1245 ein Nonnenkloster.

Da die Handschrift von Mönchen verkauft wurde, können nur die Dominikaner des Burgklosters oder die Franziskaner des Katharinenklosters in Frage kommen. Von den letzteren wissen wir in Sonderheit, dafs sie eine ansehnliche Bibliothek besafsen und reich verzierte Handschriften selbst geschrieben haben.

Leider ist nun in dem Laurentianus, welcher in Florenz vielfach durchcorrigirt und abgeschrieben ist, keine Collation für lib. 28—34 vorhanden, so dafs eine Vergleichung desselben mit dem Lub. unmöglich ist. Da indessen der letztere dem Parisinus d nahe verwandt ist, und d nach dem Urtheil von Sillig (praef. ad vol. I. p. XX) und Detlefsen die gröfste Aehnlichkeit mit L. zeigt, so ist es immerhin möglich, dafs der Lub. in Lübeck aus L. vor dessen Verkauf nach Florenz abgeschrieben ist. Auch der Vorsteher des hiesigen Staatsarchivs, Herr Dr. Wehrmann, meint, dafs die Schrift der Pergamentblätter sehr wohl von einem hiesigen Mönch des 15. Jahrhunderts herrühren könne.

Von Interesse ist somit der hier besprochene Fund nicht so sehr durch seine Bedeutung für die Kritik des Plinius, als dadurch, dafs er von der frühen Verbreitung dieses Schriftstellers nach dem Norden Deutschlands und von den gelehrten Beziehungen Lübecks zu Florenz Zeugnifs ablegt. Einige hierauf bezügliche Notizen, welche ich der Güte des Herrn Direktor Detlefsen in Glückstadt verdanke, haben mich veranlafst, den Verbindungen der Mediceer mit Lübeck genauer nachzuspüren. Es ist bekannt, dafs Poggio im Auftrage von Cosimo di Medici und dessen gelehrtem Rathgeber Niccolo Niccoli einen grofsen Theil Europa's durchreiste, oder durch seine Agenten durchforschen liefs, um Handschriften der alten Klassiker zu erwerben oder abzuschreiben. Wenn nun auch jener «Bücher-Missionar auf deutschem Boden» (Voigt a. a. O. I². 238) Lübeck nicht selbst besucht zu haben scheint, so führen doch verschiedene Nachrichten darauf, dafs die Florentinischen Gelehrten regelmäfsige Verbindungen und bestimmte Agenten in der Stadt hatten, welche damals als Wechselplatz des Nordens, sowie als politischer und geistiger Mittelpunkt der niederdeutschen Städte wie kein anderer Ort geeignet war, um von hier aus die litterarischen Schätze in den Klöstern Nordalbingiens und der nordischen Reiche aufzusuchen und zu erwerben. Schon im 14. Jahrhundert erfuhr der Florentinische Staatskanzler Coluccio Salutato durch den Markgrafen Jobst von Mähren, dafs dieser, als er mit Kaiser

Karl IV in Lübeck war,[1]) eine sehr alte Handschrift des Livius gefunden habe. In einer von M. Haupt[2]) mitgetheilten Nachschrift zu einem Briefe des Salutato an den Markgrafen heifst es über diesen Livius: accepi, qualiter apud monasterium sancti Benedicti dyocesis Lubecensis totus vel maxima pars ejus in uno volumine vel pluribus reperitur. Das einzige Benedictiner Kloster des Bisthums Lübeck aber war zu Cismar in Holstein.[3])

Der freilich vergebliche Wunsch, einen vollständigen Livius zu entdecken, hat dann auch Poggio vielfach beschäftigt und, als er von einem angeblichen Funde der Art in Sorö auf Seeland gehört hatte, seine Aufmerksamkeit nach Lübeck gelenkt. Er schreibt darüber im Jahre 1424 von Rom aus an Niccolo in Florenz: Venit huc quidam doctus homo natione Gothus — — Idem retulit se vidisse X decades Livii duobus voluminibus magnis et oblongis scriptas litteris Longobardis. — — Libri sunt in monasterio de Sora, ordinis Cisterciensium prope Roschild ad duo milliaria theutonica, hoc est, prope Lubich paulo amplius quam est iter diei unius. — — Cura ergo, ut Cosmus scribat quam primum diligenter ad Gherardum de Bueris, ut, si opus sit, ipse eo se conferat; imo omnino se conferat ad monasterium.[4]) Der hier erwähnte Gerhard de Bueris oder de Boeris war aber eine in Lübeck wohlbekannte Persönlichkeit, welcher wir wiederholt vom Jahre 1413 bis zu seinem Tode im Jahre 1449 begegnen. Er heifst in den Urkunden der Stadt bald Gerardus de Boeris, bald Gerardus de Wale, borgere to Lubeke,[5]) bald Gherardus de Boeris anders genomet de Wale,[6]) bald Lombardus, oder auch Gherardus Nicholai de Bueris, civis Florentinus.[7]) Denn er war Italiener, aber als Bürger in Lübeck ansässig, und mit der Tochter eines dortigen Bürgermeisters verheirathet. Er war Bankier und vermittelte Geldgeschäfte zwischen

---

1) Im Jahre 1375. Vgl. die Chronik des Franziskaner-Lesemeisters Detmar (her. von Grautoff. Hamburg 1829) zu diesem Jahre.

2) In den Berichten des K. Sächsischen Ges. d. Wiss. Philol. hist. Kl. Bd. II. 1850 p. 17.

3) Vgl. über diesen Fund auch G. Waitz, Schleswig-Holsteins Geschichte Bd. II, p. 7, und G. Voigt a. a. O. I² 251.

4) Poggii epistolae coll. Thom. de Tonellis vol. I p. 104. In einem Briefe des Poggio an Franc. Coppinus (bei Mai spicil. Rom. X 316) heifst der Finder der angeblichen Liviushandschrift in Soroe Nicolaus quidam Gothus.

5) Urkunden-Buch der Stadt Lübeck Bd. VI n. 95. 586. VII 501. 547. 634. 652. 737.

6) So in einer Eintragung in das hiesige «Nieder-Stadtbuch» vom 10. August 1445.

7) In einer noch ungedruckten Urkunde des hiesigen Archivs vom 17. Febr. 1449, welche mir nebst anderen Belegen Dr. Wehrmann mitgetheilt hat.

den niederdeutschen Städten und Italien, sowie zwischen den Bischöfen und Klöstern des Nordens und dem Papst. In Sonderheit mufs er, wie C. W. Pauli[1]) in seiner interessanten Abhandlung über Lübeck als Wechselplatz des Nordens nachgewiesen hat, in enger Beziehung zu dem Bankgeschäft der Mediceer in Rom gestanden haben, welche in Lübeck eine Art von Commandite hatten. Denn nach dem Tode Gerard's erscheint hier im Jahre 1450 ein procurator Cosmi de Medicis siner gesellen unde seltschup, de ime hove to Rome wert ghenomet: de seltschup Cosmi de Medicis, und erhebt in dessen Namen für die noch ausstehenden Forderungen Ansprüche auf den Nachlafs des Gerard de Boeris.[2])

Sehen wir somit, dafs Cosimo in Lübeck einen ständigen Vertreter hatte, dessen er sich nicht nur zu Geldgeschäften, sondern auch, wie der Brief des Poggio zeigt, zu litterarischen Erwerbungen bediente, so werden wir auch annehmen dürfen, dafs Gerard de Boeris auch bei dem Ankauf des codex Slaglosianus (L.) des Plinius die Hand im Spiele hatte[3]), und dafs durch seine und seiner Nachfolger Vermittelung wohl noch manche andere Handschrift aus Lübeck und den Klöstern der nordischen Nachbarreiche ihren Weg über die Alpen gefunden hat.[4])

In Lübeck namentlich fehlte es im 15. Jahrhundert keineswegs an Handschriften der alten Klassiker. Das hiesige Staatsarchiv bewahrt ein Testament des im Jahre 1464 verstorbenen Syndicus Simon Batz, in welchem er seine Bücher gegen eine an seine Erben zu leistende Entschädigung von 300 Mark an den Rath der Stadt vermacht, und ein dazu gehöriges, freilich sehr schwer zu lesendes Verzeichnifs der Bücher. In diesem werden unter zahlreichen theologischen und juristischen Schriften des Mittelalters Esopus, Euclides, Ovidius de amore, Ovidius de remedio amorum, Virgilius, Priscianus, Donatus

---

1) C. W. Pauli, Lübeckische Zustände im Mittelalter Bd. II (Lübeck 1872) S. 104 ff.

2) Vgl. die Urkunde bei Pauli a. a. O. S. 115 ff. In der Anm. 18 angeführten Urkunde stellt Cosma de Medicis zu demselben Zwecke suo nomine — — et nomine ejus societatis de curia Romana, que in civitate et curia Romana vocatur «societas Cosimi de Medicis et sociorum de curia Romana» eine notarielle Vollmacht für einen gewissen Benedict Stephani aus.

3) Wenn es in der oben mitgetheilten Notiz des Vespasiano heifst, dafs Cosimo durch Vermittelung eines Verwandten (per mezzo d' uno suo parente) den codex L. von den Lübeckischen Mönchen gekauft habe, so schliefst das die Betheiligung des hier ansässigen Gerard de Boeris keineswegs aus.

4) Als Nachfolger Gerard's nennt Pauli a a. O. S. 106 Clawes Buntsin, een Wale, bordich van Florencie und Franciscus Russelai, Wale, welche beide bereits seit 1449 in Urkunden vorkommen.

aufgeführt. Zwar sind fast alle diese Schätze sowie ein grofser Theil der einst an Handschriften reichen Dombibliothek jetzt hier nicht mehr vorhanden. Doch zeigen uns die Briefe der italienischen Gelehrten und die hiesigen Urkunden, dafs in Lübeck, welches im 15. Jahrhundert noch als Vorort der Hansa die nordischen Meere beherrschte, auch Interesse für die humanistischen Studien war, und dafs die Vaterstadt von Ernst Curtius in der Geschichte der Wiederbelebung des klassischen Alterthums nicht ohne Bedeutung ist.

XXIV.

ARTHUR MILCHHÖFER

Ueber die Lage des „Kolonos" in Athen.

Heute gilt unter denjenigen, welche sich mit der Topographie Athens befassen, meines Wissens ohne Widerspruch die Annahme, dafs die im Gegensatz zum «Kolonos ἵππιος» von den Alten gewöhnlich als «Kolonos ἀγοραῖος oder μίσθιος» bezeichnete Oertlichkeit (vgl. Harpocrat. s. v. Κολωνέτας, Pollux VII, 132 fg. u. s. w.) westlich der Agora gelegen und speziell den Hügel umfafst habe, auf dessen Nordende noch heute ein dorischer Tempel, das sogen. «Theseion», liegt.

Dafs die Sicherstellung dieses Punktes auch für die Markttopographie selber von einschneidender Bedeutung ist, dürfte Jedem, der mit den Problemen der letzteren vertraut ist, ohne weiteres klar sein. Ich halte deshalb eine erneute Revision jener Frage[1]) nicht für überflüssig, wenn es auch im Allgemeinen keine dankbare Aufgabe ist, scheinbar gewonnene Thatsachen wieder in's Schwanken zu bringen. Andrerseits hat es freilich in jüngster Zeit auch Solchen an Beifall nicht gefehlt, welche auf demselben Gebiet weit gröfsere Neuerungen ausführten, als ich hier vorzubringen beabsichtige. Es gilt nur, einzelne Gesichtspunkte klarzustellen und zu consequenteren Folgerungen zu nöthigen, sobald man sich für die eine oder die andere der überhaupt vorhandenen Möglichkeiten entschieden hat.

Die oberste Voraussetzung für alle ferneren Schlüsse besteht für mich in der Entscheidung der Frage, ob der «Marktkolonos» ein städtischer Demos, beziehungsweise der integrirende Bestandtheil eines städtischen Demos Kolonos gewesen sei, oder lediglich eine Stelle in der Nähe des Marktes auf dem Gebiete eines anderen Demos bezeichnet habe. Allerdings begegnet uns in den meisten Erwähnungen

---

1) Bereits angedeutet in meinem Artikel «Athen» zu Baumeister's «Denkmäler des classischen Alterthums.»

dieser Kolonos nur als Standplatz der Dienstmänner bei der Agora (Harpocr. s. v. *Κολωνέτας: πλησίον τῆς ἀγορᾶς*. Pollux VII, 132: *ἐν ἀγορᾷ*). Näher bestimmt wird derselbe noch nach der Lage des Eurysakeion (Pollux a. a. O. *παρὰ τὸ Εὐρυσάκειον*. Argum. II ad Soph. Oed. Col. S. 16 [Dindf.] *πρὸς τῷ Εὐρυσακείῳ*) in der ausführlichsten Angabe, bei Harpocr. a. a. O., nach dem Hephaisteion und Eurysakeion (*ἔνθα τὸ Ἡφαιστεῖον καὶ Εὐρυσάκειόν ἐστιν*). In demselben Lexicon (s. v. *Εὐρυσάκειον*) finden wir die Notiz, dafs das Eurysakeion in Melite lag (*τέμενος Εὐρυσάκους . . ἐν Ἀθήναις οὕτως ὀνομαζόμενον ἐν Μελίτῃ*. Daraus würde zu folgen scheinen, dafs auch der Marktkolonos in Demos Melite lag, also keinem besonderen Demos Kolonos angehörte. (Vgl. zuletzt C. Wachsmuth, d. Stadt Athen, S. 349, 355.)

Gegen diese Annahme sprechen aber hinreichend bestimmt folgende Gründe:

Es ist neuerdings erwiesen worden, dafs es in Attika «bereits im Anfang des vierten Jahrhunderts und sonach gewifs auch schon seit Kleisthenes» aufser dem bekannten Kolonos Hippios nicht blofs noch einen (Dittenberger, Hermes IX S. 403 fg.), sondern noch zwei Demen des Namens Kolonos gegeben hat; (vgl. U. Köhler, Mitth. d. Inst. IV S. 102, wo für die Zeit der 10 Phylen aus der Prytanenliste: *Ἀθήναιον* IV S. 196 = C. I. Att. II, 864 ein zur Leontis gehöriger Demos Kolonos aufgewiesen wird, während je ein Demos gleichen Namens aus der Antiochis und Aigeis für dieselbe Epoche bereits früher bekannt war. Siehe auch Hermann, Lehrbuch der griech. Staatsalterth. 5. Aufl. in der Demenübersicht S. 806 No. 88—90).

Ist es aber schon an und für sich unwahrscheinlich, dafs der «Marktkolonos» zu keinem dieser Demen in lokalem Zusammenhang gestanden haben sollte, so wird diese Verbindung noch näher gelegt durch den Nachweis (welchen bereits Sauppe, de demis urb. Ath. 1846 S. 18 fg. angetreten hat), dafs in der Stadt selber ein ausgedehnteres Quartier den Namen Kolonos trug. (Vgl. Schol. Aristoph. Av. 997, besonders aber Aeschin. I, 125: *τὴν ἐν Κολωνῷ συνοικίαν τὴν Δήμωνος καλουμένην*. Dieses Haus lag unzweifelhaft in der Stadt.)

Endlich wird ja gerade der Kolonos *ἀγοραῖος* oder *μίσθιος* in all den genannten Scholien und Erläuterungsschriften (die freilich immer nur zwei Kolonoi kennen) dem Kolonos *ἵππιος* als *ὁ ἕτερος* gegenübergestellt, wie offenbar bereits der Perieget Diodor und Philochoros (s. Harpocrat. s. v. *Κολωνέτας*) gethan haben; so sagt auch Pherekrates (bei Harpocr. a. a. O.): *ἐς Κολωνὸν ἱέμην, οὐ τὸν ἀγοραῖον, ἀλλὰ τὸν τῶν ἱππέων*.

Wir gehen somit von der Voraussetzung aus, dafs der Ort, wo die Dienstmänner standen, der dem Markte zunächst gelegene Punkt eines zum Theil wenigstens binnenstädtischen Gaues Kolonos gewesen sein müsse. Will man daneben die Richtigkeit der Angabe aufrecht erhalten, dafs jener Punkt bei dem Eurysakeion in Melite gelegen habe (s. S. 342), so wird man zu der immerhin sehr mifslichen Annahme genöthigt, dafs gerade am Dienstmännerplatze die Grenzen dreier Demen: Kolonos, Kerameikos und Melite zusammenstiefsen. Ich gestehe, dafs dies Bedenken geeignet scheint, den Verdacht zu bestärken, welchen mir die Ueberlieferung von der Lage des Eurysakeion in Melite schon ihrer Form nach erweckt; Harpocrat. s. o. *Εὐρυσάκειον· τέμενός ἐστιν Εὐρυσάκους τοῦ Αἴαντος ἐν Ἀθήναις οὕτως ὀνομαζόμενον ἐν Μελίτῃ*. Sieht dieses von *ἐν Ἀθ.* getrennte *ἐν Μελίτῃ* nicht wie ein späterer Zusatz aus, veranlafst etwa durch Combination mit der anderweitigen Nachricht (Plutarch. Solon 10), dafs Eurysakes in Melite gewohnt habe? Die Identität der einstigen Wohnstätte und der Altarstätte anzunehmen, ist wenigstens nicht zwingend geboten. Letztere kann, wie so viele Heroenheiligthümer, sehr wohl im Pelargikon gelegen haben; (worüber weiter unten). Eine aus dem Eurysakeion stammende Inschrift (*Ἀθήναιον* VI, S. 274) wurde am Südabhange der Burg gefunden.

Jedenfalls beweist die Nähe des Eurysakeion nichts gegen den Kolonos Agoraios als Theil eines besonderen Demos und selbst die Annahme, dafs jenes Heiligthum in Melite lag, wird mit den nachfolgenden Erörterungen nicht gänzlich unvereinbar sein.

Sehen wir indefs zunächst von der nur im Allgemeinen bekannten Lage dieses letzteren Demos ab, ebenso von den möglichen Folgerungen aus topographischen Angaben, wie der Periegese des Pausanias, so schien für die Localisirung des Kolonos bereits der Name selbst einigen Anhalt zu bieten. Man ging davon aus, dafs *κολωνός* oder *κολώνη* einen Hügel bedeute, dafs dieser inmitten der Stadt aufgewiesen werden müsse und einigte sich zuletzt darin, denselben in dem sogenannten «Theseionhügel» westlich der alten Agora zu erkennen. Dieser Theseionhügel ist ein Plateau, welches sich vom Fufse des westlichen Areopagtheils und des Hag. Marina-Hügels (70,0 ü. M.) in gleichmäfsiger Höhe zungenartig nach Nordnordosten vorschiebt (durchschnittlich 68,0 ü. M.), wo es heute die nördliche, östliche und westliche Niederung (65,0—60,0 ü. M.) mit steilerer Böschung überragt. Aber weder dieses Plateau noch irgend eine andere, dem Markte benachbarte Höhe kann im antiken Sprachgebrauche, soweit wir den-

selben zu ermitteln im Stande sind, von ihrer Form den Namen Kolonos erhalten haben. Diesen Umstand hat schon K. O. Müller (Ind. lect. Gott. 1840/41 S. 8) meines Erachtens entschieden mit Recht betont: «At enim vero nec praeter Areopagi collem et locum paullo editum, quem Theseum totum occupat, quisquam collis iis regionibus est, nec quivis collis graece dicitur *Κολωνός*, sed tumulus quidam vel collis tumuli forma similis, paullo altior et a latiori fundo in cacumen aliquod fastigatus.» (Vgl. dazu die vollkommen unzweideutigen Belegstellen in Stephanus Thesaurus s. v.: 1. natürlicher, 2. künstlicher Tumulus [Grabhügel], 3. Bergspitzen). Ist diese Voraussetzung richtig (und in der That finden wir den städtischen Kolonos nie als *λόφος* oder ähnlich, sondern nur als *τόπος* oder *μέρος τῆς πόλεως* bezeichnet), so bleibt uns die Annahme übrig, dafs der Name nur einmal entstanden sei an jenem wirklichen und echten *Κολωνός*, dem längst richtig benannten Kolonos Hippios, nördlich aufserhalb der Stadt, und dafs sich von hier aus die gleiche Benennung des umliegenden Locals bis in die Stadt ausgedehnt habe. Daraus würde folgen, dafs der städtische Kolonos (wahrscheinlich vermittelt durch den dritten Demos Kolonos) mit dem Kolonos Hippios zusammenhing und somit östlich vom Kerameikos lag. So schliefst auch consequent Otfr. Müller a. a. O.: itaque alteram oportet amplecti sententiam, qua Coloni urbani nomen ab agresti ducitur: in quam et id concedere nos cogit, quod colonum Agoraeum a Ceramico orientem versus sitam esse — — apparet.

Auch Sie selber, hochzuverehrender Mann, dem wir diese Zeilen widmen, vertraten einst (Attische Studien II, S. 33) die Ansicht von der östlichen Lage des Demos Kolonos, welche ich Ihnen hier zu erneuter Prüfung wiedergebe. Die Hineinziehung des Kolonos in die Stadt würde sich unserer Auffassung nach sehr analog der des Namens Kerameikos vollzogen haben, welcher doch gleichfalls recht eigentlich bei den noch heute von den Töpfern ausgebeuteten Thonablagerungen vor dem Nordwestthor heimisch ist. Während aber der Kerameikos, welcher von der Akademie bis an den Areopag reichte, nur zu einer Phyle, der Akamantis, gerechnet wurde, hat Kleisthenes, so müssen wir annehmen, die bedeutend gröfsere Fläche vom Kolonos Hippios bis gegen den Nordabhang der Burg unter einem Namen auf drei verschiedene Phylen vertheilt, vielleicht auch das städtische Stück erst nach dem benachbarten vorstädtischen Terrain benannt. (Eine solche Zutheilung des Stadtgebietes zu aufserhalb angrenzenden Quartieren unter dem Namen der letzteren würde es erklären, weshalb die meisten

uns bekannten städtischen Demen auch vorstädtische waren; vergl. Diomeia und unten Kollytos. Ganz binnenstädtisch war vermuthlich nur Kydathenaion.)

Im Folgenden kann es lediglich unsere Aufgabe sein, die sonstigen Nachrichten über den städtischen Kolonos und sein Verhältnifs zu den Nachbardemen auf das oben vorangestellte, einer einfachen Argumentation entsprungene Resultat zu prüfen.

Bei dem gegenwärtigen Stande unserer Hülfsmittel ist es nicht zu vermeiden, dafs diese ferneren Erwägungen nur mehr indirecter Natur und von ungleicher Beweiskraft sind, zum Theil vielleicht sich auch als verfehlt erweisen werden. Im Allgemeinen jedoch scheinen mir dieselben durchaus zu demselben Ziele zu führen oder ihm wenigstens nicht zu widerstreben.

Zunächst bewegen mich noch andere Gründe zu der Annahme, dafs der Kolonos nicht in dem westlich vom Kerameikos gelegenen Theil Athens vermuthet werden dürfe. Einen bedeutenden Abschnitt der westlichen Stadtgegend nahm der Demos Melite ein (Wachsmuth, Athen S. 348 fg. Denkm. d. klass. Alt. S. 150 fg.). Dafs Melite an den Kerameikos grenzte und nach Norden wenigstens bis in die Gegend des piräischen Thores reichte, gilt bereits als ausgemacht (vgl. die Stellen über das Haus des Themistokles, die Lage der Richtstätte u. a.). Ich glaube jedoch mit Andern noch weiter gehen und Melite auch über den ganzen «Theseionhügel» ausdehnen zu dürfen; (das «Theseion» als Herakleion in Melite gefafst, Denkm. d. klass. Alt. S. 171). Bestimmend scheint mir dafür namentlich das Zeugnifs des Ariston in Demosthenes' Rede gegen Konon (§ 7 fg.), auf welches ich hier noch einmal etwas ausführlicher eingehen mufs. Ariston geht Abends nach seiner Gewohnheit auf der Agora spazieren, und zwar zwischen «Pherrephattion» und Leokorion (*καὶ ἡμῖν συμβαίνει, ἀναστρέφουσιν ἀπὸ τοῦ Φεῤῥεφαττίου καὶ περιπατοῦσι, πάλιν κατ' αὐτό πως τὸ Λεωκόριον εἶναι*). Das Leokorion lag *ἐγγὺς τῶν Πυθοδώρου*, d. i. bei den Verkaufsbuden, also im nördlichsten Theile des Marktes. Dazu stimmt die Erwähnung bei Thukydides (I, 20), nach welcher Hipparch hier noch den Panathenäenzug ordnete. Das Pherrephattion wird somit im Süden zu suchen sein und zwar, wie ich jetzt vermuthe, als Bestandtheil der chthonischen Heiligthümer am Ostfufse des Areiopag (vgl. Köhler, Hermes VI S. 106 fg., Löschcke, Dorpat. Progr. 1883, S. 16). Beim Leokorion nun begegnet Ariston das erste Mal dem Sohne des Verklagten, Ktesias. Von hier geht letzterer nach Melite herauf (*παρῆλθε πρὸς Μελίτην ἄνω*), um seinen Vater und dessen

Spiefsgesellen zu holen, welche dann den Ariston, als er zum zweiten Mal beim Leokorion ist, so jämmerlich mifshandeln. Ktesias ging also auf dem Wege nach Melite nicht die Agora südlich aufwärts, denn dies war ja der Weg der Spaziergänger, sondern er kreuzte denselben in westlicher Richtung. Mit der Steigung *πρὸς Μελίτην ἄνω* kann daher meines Erachtens nur der «Theseionhügel» gemeint sein. Auch auf der Rückkehr mit den Uebrigen ist der Begegnungsort wiederum das Leokorion, eine vom bessern Theil des Marktes offenbar etwas entfernte und zudem verrufene Gegend, in welcher sich auch die Hetären herumzutreiben pflegten. (Alciph. ep. III, 5, 1. Theophylact. ep. 12.)

Aber auch weiter nördlich findet sich auf dieser Seite des Kerameikos kein Platz für den Demos Kolonos, weil meines Erachtens nur hier der Gau Kollytos an Melite gegrenzt haben kann. Die Hauptgründe für diese Ueberzeugung habe ich schon kurz angegeben: Denkm. d. klass. Alt. S. 151: der Kollytos stiefs, offenbar mit ausgedehnter gemeinsamer Grenze, an Melite (Strab. I, 65); er bildete zugleich eine Vorstadt, wo an den ländlichen Dionysien Aufführungen stattfanden (Aischin. I, 157, Demosth. XVIII, 180), diese Vorstadt war zugleich ein angenehmes und gesuchtes Quartier (Plutarch. de exil. 6); freilich auch ein Aufenthalt von Hetaeren und deren Liebhabern (Plutarch. Demosth. 11, Alkiphr. I, 39, 8). Im städtischen Theil dagegen erhielt sich bis in die späteste Zeit ein sehr lebhafter Verkehr; s. über die Bazarstrafse Himerius in Phot. Biblioth. 375b § 6 *στενωπός τις ἦν Κολλυτός . . ἀγορᾶς χρείᾳ τιμώμενος*. All' diese Schilderungen sollten an sich schon auf die Nachbarschaft der Kerameikosgegend geführt haben, in der sämmtliche Züge wiederkehren, (der theilweise ländliche und anziehende Charakter, Lebhaftigkeit des Verkehrs bis in die späteste Zeit, und zwar nur hier, nicht in dem römischen Viertel von novae Athenae, Hetärenwesen u. s. w.), auch wenn sich ein anderes unbesetztes Grenzgebiet an Melite nachweisen liefse. Nun stiefsen an diesen Gau bereits die Demen Kerameikos, Kolonos (? s. unten), Keiriadai, Koile, wahrscheinlich (am linken Ilissosufer) auch Ankyle (vgl. Denkm. d. klass. Alt. S. 152). Die Südseite der Burg wird Kydathenaion eingenommen haben; jedenfalls konnte man nicht von den ländlichen Dionysienaufführungen im Kollytos sprechen, (Aischin. a. a. O.) oder von dem schauspielerischen Mifserfolg des Aeschines «im Kollytos» (Demosth. a. a. O.), wenn auch das Dionysostheater im Lenaion demselben Demos angehört hätte.

Für die Agraigegend pafste wohl die natürliche Beschaffenheit, nicht

aber die dichte Bewohnung und das Marktgetriebe. Endlich läfst der Stadttheil nördlich von der Akropolis zwar allenfalls noch eine schmale Verbindung mit Melite (bei der Burg und beim Areopag) denkbar erscheinen, doch entbehrt sie ebenso wie die flache Gegend aufserhalb der Stadtmauer, wieder des landschaftlichen Reizes. Somit dürfte die Bemerkung des Himerius (a. a. O.), dafs jener *Κολλυτός* genannte *στενωπός* (den man doch von dem gleichnamigen Demos ebensowenig wird trennen können, wie den Kolonos Agoreios) *ἐν τῷ μεσαιτάτῳ τῆς πόλεως* gelegen habe, nicht mathematisch zu nehmen sei. Es kam ihm ja nur darauf an, mit Nachdruck zu betonen, dafs so verwahrloste Zustände sich inmitten der Stadt selber vorfänden. Und gerade in der Gegend der Dipylonthore concentrirte sich ja in spätester Zeit noch, wie die zahlreichen Reste dürftiger Privathäuser beweisen, ein Rest bewegten städtischen Lebens, genährt durch die Verbindung mit dem Meere und dem Peiraieus. Wie der Grenzstein westlich beim grofsen Dipylonthore lehrt (C. J. Att. II, 1101 *ὅρος Κεραμεικοῦ*) gehörte das kleinere, südwestliche Thor nicht mehr zum Demos Kerameikos. Wir nehmen an, dafs dasselbe bereits im Kollytos lag, welcher sich somit dem Kerameikos parallel bis in den Oelwald zum Gau Lakiadai hinausgedehnt haben mag. (Oion Kerameikon kann nördlich an den Kerameikos gegrenzt haben.)

Diesen Erwägungen gegenüber fragt es sich weiter, ob die bei antiken Schriftstellern erhaltenen Angaben über den Kolonos Agoraios uns nöthigen, denselben neben Melite im westlichen Theil der Stadt zu suchen.

Ueber die Nachbarschaft von Kolonos und Melite haben wir bereits oben (S. 342 f.) gesprochen. Wenn dieselbe durch jene Stellen, welche vom Eurysakeion handeln, wirklich bezeugt wird, so hindert nichts, diese Berührung südlich vom Kerameikos, wo die Nordabhänge des Areiopag und der Burg sich begegnen, stattfinden zu lassen. — Die Vermuthung eines Scholiasten zu Aristoph. Av. 997: *μήποτε οὖν τὸ χωρίον ἐκεῖνο πᾶν, ᾧ περιλαμβάνεται καὶ ἡ Πνύξ, Κολωνός ἐστιν ὁ ἕτερος, ὁ μίσθιος λεγόμενος* wird ebenda durch die Bemerkung eines Anderen widerlegt, dafs alles jenes zu Melite gehöre. Der parenthetische Zusatz, welcher den eben citirten Worten nachfolgt: *οὕτως μέρος τι νῦν σύνηθες γέγονε Κολωνόν καλεῖν, τὸ ὄπισθεν τῆς μακρᾶς στοᾶς* besagt doch keineswegs, dafs der Kolonos einen Theil von Melite bilde. Ein engerer Zusammenhang wird erst durch die Conjectur Sauppe's (de dem. urb. S. 18): *οὐ* st. *οὕτως* geschaffen, wofür mir jedoch keine Nöthigung vorzuliegen scheint.

Endlich ist die Ansetzung des Marktkolonos abhängig von derjenigen des Hephaistostempels, dessen Nachbarschaft durch jene Notiz bei Harpocration (s. v. *Κολωνέτας*) verbürgt wird. Nach Pausanias (I, 14, 6) lag das Hephaisteion: *ὑπὲρ τὸν Κεραμεικὸν καὶ στοὰν τὴν καλουμένην βασίλειον*. Da die Stoa Basileios jedenfalls auf der westlichen Marktseite zu suchen ist (*πρώτη ἐν δεξιᾷ* sagt der vom Dipylon, d. i. von Norden herkommende Pausanias), so glaubte man demgemäfs auch den Tempel des Hephaistos «jenseits» oder «drüber hinaus», d. h. wiederum auf dem Theseionhügel suchen zu müssen. An und für sich bezeichnet aber *ὑπὲρ* mit dem Accusativ (ohne ein Verbum der Bewegung) noch keineswegs die Richtung «über einen Punkt hinaus», vielmehr hier wie auch an anderen Stellen lediglich «über», «oberhalb». (Z. B. Paus. I, 32, 7 *ὑπὲρ τὴν λίμνην φάτναι εἰσὶ λίθου*, wo der Perieget den See zur Rechten, die «Krippen» jedenfalls zur Linken hatte, siehe Mitth. d. Inst. I S. 80. — Vgl. ferner Paus. II, 3, 1; II, 27, 7; II, 32, 8; V, 11, 7; 13, 7 u. s. w.) Dafs das Hephaisteion auf erhöhtem Punkte lag, beweist übrigens auch Andocid. I, 40: *ἀναγαγὼν αὐτὸν εἰς τὸ Ἡφαιστεῖον*. Die besondere Erwähnung der Stoa Basileios aber nöthigt meines Erachtens ebenso wenig, den Tempel «über dieselbe hinaus», d. h. westlich hinter ihr zu suchen. Sie konnte als stattlichstes oder ehrwürdigstes Marktgebäude, das mit seiner Fassade vermuthlich nach Südosten blickte (s. Denkm. d. klass. Alt. S. 163), von oben, d. h. vom nordwestlichen Theil des Burgabhanges her ganz besonders in's Auge fallen; sie konnte auch, da Pausanias mit der Nennung des Hephaisteion von der «Enneakrunoswanderung» wieder zur Marktgegend zurückkehrt, einen Rückweis auf den bereits erledigten Theil der Marktbeschreibung bezeichnen, welche der Perieget I, 3, 1 eben mit der Stoa Basileios begonnen hatte; ja es wäre nicht undenkbar, dafs jener Zusatz durch einen späteren Leser in den Text gelangt ist, welcher sich bei dem Wiederauftreten des Namens Kerameikos nach der Eingangsstelle über diesen Platz zurückorientirte.

Hätte sich Pausanias bei der Erwähnung des Hephaisteion und des mit *πλησίον* angeschlossenen Tempels der Aphrodite Urania (I, 14, 7) auf dem Theseionhügel befunden, so bleibt sein Stillschweigen über das hervorragendste Heiligthum dieser Stätte, das sog. «Theseion», unerklärlich; denn dafs letzteres mit keinem der beiden genannten Tempel identisch sein kann, gilt heute wohl als ausgemacht; die Versuche, es dem Hephaistos zuzuweisen (Pervanoglu, Philolog. XVII S. 660 fg.; Lolling, Gött. gel. Nachr. 1874 S. 17 fg.) bezeugen nur, wie stark man jene vermeintliche Auslassung empfunden hat.

Beim Hephaisteion, wohl etwas unterhalb, befanden sich die Schmiedewerkstätten sowie ein Markt für Erzwaaren (Andokid. I, 40, Bekker, anecd. gr. I S. 316).

Ein Blick auf den Plan Athens lehrt, wie wenig Platz für eine so ausgedehnte Industrie zwischen nordwestlicher Stadtmauer und Kerameikos übrig blieb, wenn dasselbe Quartier noch so stattliche Privathäuser, wie das des Demon (s. S. 342) und vielleicht auch des Meton (vgl. S. 350) enthielt und die Höhe mit einer Anzahl von Tempeln (mindestens drei) besetzt war. Andererseits befindet sich noch heute die Schmiedegasse (*γυφτικά*) östlich beim alten Markte, was auf alte Tradition (wie bei den Töpfern) zurückgehen kann.

Noch mehr. Auch mannigfach andere Gewerke scheinen im Kolonos ihren Hauptsitz gehabt zu haben. Das Haus des Andokides war etwas hoch gelegen, und zwar in der Nähe des Marktes, denn in dem Beispiel Plutarch's für das *δαιμόνιον* des Socrates (de gen. Socr. 10) wandelt dieser *ἄνω πρὸς τὸ σύμβολον καὶ τὴν οἰκίαν τὴν Ἀνδοκίδου.* Beim Weggange schlägt er mit einem Theil seiner Zuhörer eine Seitengasse, die der Schreiner (*διὰ τῶν κιβωτοποιῶν*), ein, während die Anderen auf dem geraden Wege, der Bildhauerstrafse (*διὰ τῶν ἑρμογλυφέων*), zurückgehen. Das gemeinsame Ziel ist offenbar die Agora. (Vgl. auch Bursian, Geogr. v. Griechenl. I, S. 289.) Derjenige Trupp nun, welcher die directe Strafse gewählt hatte, wurde von einer entgegenkommenden Schweineheerde arg bedrängt und beschmutzt. Es ist, glaube ich, klar, dafs diese Schilderungen nur für den dem Markt östlich benachbarten, nicht aber für den beschränkten westlichen Stadttheil passen. Bei dem Hause des Andokides stand jene berühmte, von der Verstümmelung allein verschonte Herme, welche gewöhnlich *ὁ Ἀνδοκίδου Ἑρμῆς* genannt wurde (Andocid. I, 62 Harpocrat. s. v. *Ἀνδοκίδου Ἑρμῆς* Plut. Alcib. 21 u. a. m.), in der That aber ein Weihgeschenk der Phyle Aigeis war. Erscheint nun die Voraussetzung selbstverständlich, dafs das an öffentlich profanem Orte aufgestellte Weihgeschenk der Aigeis seinen Platz in einem zu dieser Phyle gehörigen Demos gefunden haben wird, so haben wir nur die Wahl zwischen Kollytos und Kolonos. Der erstere kann aus den oben angeführten Gründen im östlichen Stadttheil nicht gesucht werden. Wir gelangen somit wieder zu dem Resultat, dafs östlich vom Markte der zur Aigeis gehörige Demos Kolonos lag. Freilich scheint bisher die Annahme gegolten zu haben, der Kolonos Hippios wäre der Aigeis zugetheilt gewesen, weil in dem aus Androtion beim Scholiasten zum Aristeides (III, S. 485 Dindf.) aufgeführten Strategen des samischen Krieges *Σοφοκλῆς ἐκ*

Κολωνοῦ an zweiter Stelle genannt sei, welchen Platz die Phyle Aigeis in der officiellen Reihenfolge bekanntlich einnimmt. Da jedoch die urkundliche Echtheit dieses Verzeichnisses den berechtigtsten Zweifeln unterliegt, auf welche ich hier nicht näher einzugehen brauche (vgl. Boeckh, C. I. Gr. I, S. 906; Fr. Ritter, Rhein. Mus. N. F. II, S. 183; zuletzt J. G. Droysen, Hermes IX, S. 9), da die Liste vielmehr von Androtion selber combinirt ist, so vermag auch ich so wenig wie Wachsmuth (d. Stadt Athen S. 355, Anm. 4) diesem Zeugnifs Werth beizulegen. Wenn drei Phylen auf den einen Namen Kolonos kamen, so ist eine Verwechselung bei Androtion durchaus erklärlich.

Einige andere Angaben über den Kolonos knüpfen an Gebäude an, welche auf dem Kerameikos, bezw. in der Agora lagen. Da den letzteren aber nur im Zusammenhang mit der ganzen Markttopographie ein Platz ermittelt werden kann, verweise ich hier lediglich auf das in meinem Artikel der «Denkm. d. klass. Alterth.» gesagte. Nach dem oben S. 347 erwähnten Scholion (zu Aristoph. av. 997) lag der Kolonos *ὄπισθεν τῆς μακρᾶς στοᾶς*. Dafs die lange Halle im Kerameikos lag, beweist C. J. A. II, 421, Z. 14. In den «Denkm. d. klass. Alt.», S. 167, habe ich geltend zu machen gesucht, dafs die Makra Stoa aller Wahrscheinlichkeit nach mit der (östlich gelegenen) Attalosstoa identisch sei, da derselben eine noch längere Halle westlich kaum gegenüber gelegen haben könne.

Nur auf derselben Marktseite, wie die Attalosstoa (und zwar südlicher), vermögen wir die Stoa Poikile anzusetzen («Denkm. d. kl. Alt.», S. 166). Nach Aelian var. hist. XIII, 12, war das Haus des Meton der Poikile benachbart. Es ist sehr wahrscheinlich, wenn nicht sicher (vgl. v. Willamowitz Kydathen, S. 168, Anm. 79), dafs Aelian diese Notiz aus einem vollständigeren Aristophanesscholion geschöpft hat, welches einen weiteren Beitrag zur Erklärung jener viel commentirten Worte des Meton in den Vögeln des Aristophanes (779) *Μέτων ὃν οἶδεν Ἑλλὰς χὠ Κολωνός* liefern wollte.

Es mufs zwar dahingestellt bleiben, ob jene Angabe bei Aelian richtig ist (denn sonst würde sie den Streit entschieden haben), aber auch als willkürlicher Erklärungsversuch setzt sie doch die Thatsache voraus, dafs die Gegend hinter der Poikile zum Kolonos gehörte.

Die Nachbarschaft des Kolonos und der Poikile wird auch durch den Umstand wahrscheinlich, dafs Pausanias zu der letzteren unmittelbar nach Erwähnung des Hephaisteion und des Aphroditetempels übergeht (I, 15, 1). Es würde die Continuität der Marktbeschreibung, in welche

welche sich nur die «Enneakrunosepisode» unvermittelt eingeschoben hat, auf's beste und natürlichste hergestellt sein, wenn sich an die Erwähnung der «Tyrannenmörder» (I, 8, 5) im südöstlichen Theil des Marktes jene beiden Heiligthümer auf der Höhe des nordwestlichen Burgabhanges anschlossen (I, 14, 6, 7) und die Beschreibung sodann wieder auf die (noch unerledigte) Ostseite des Marktes zurückbog (vgl. Denkm. d. kl. Alt., S. 166).

Unerklärlich bleibt mir aber, wie Jemand, der Pausanias den Markt vom Dipylon aus betreten läfst, die Poikile dennoch westlich, und zwar der Stoa Basileios nördlich benachbart, ansetzen kann, da Pausanias doch letztere als (I, 3, 1) als *πρώτη ἐν δεξιᾷ* bezeichnet (vgl. K. Lange in seiner Jenaer Habilitationsschrift).

Anhangsweise mögen einige Beobachtungen hier ihren Platz finden, denen ich selbstständige Beweiskraft natürlich nicht zuerkenne. Dies gilt zunächst von einzelnen Inschriftfunden. Es darf indefs immerhin bemerkt werden, dafs diejenigen Schriftdenkmäler, deren ursprünglicher Aufstellungsort bei der Makra Stoa, beim Hephaisteion und dem benachbarten Eurysakeion anzunehmen ist, sämmtlich weit östlich und südlich der Agora zum Vorschein gekommen sind. Am Nordostfufs der Burg (bei Hag. Dimitrios Katiphori) fand sich die Basis einer Ehrenstatue für Miltiades, Sohn des Zoilos aus Marathon (Philistor II, 141, 2 aus dem 1. Jahrh. v. Chr.), ebenda ein Dekret (a. a. O. S. 141,1 C. I. Att. II, 421, Frgm. a., Z. 14), welches offenbar die Aufstellung jener Bildsäule *πρὸ τῆς] ἐν Κεραμεικῷ μακρᾶς στ[οᾶς* anordnet.

Von demselben Orte stammt die Basis eines Weihgeschenkes an Hephaistos und Athena Hephaistia, deren gemeinsame Verehrung im Hephaisteion auch Pausanias bezeugt, C. I. Att. II, 114, A, Z. 1—3. *ἡ βουλὴ ἡ ἐπὶ Πυθοδότου [ἄρχοντος] ἀν[έ]θ[εκεν] Ἡφαίστῳ κτλ.* B, Z. 3 *ἀναθεῖναι τό τε ἄγα[λμα τῷ Ἡφαίστῳ* (?) *κ]αὶ τῇ Ἀθηνᾷ τῇ Ἡφαιστίᾳ.*

Sodann haben die Ausgrabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft am Südabhange der Akropolis sowohl auf Hephaistos bezügliche Inschriften ergeben (C. I. Att. III, 4019, 1280 e, Z. 4), als auch die erste urkundliche Erwähnung des Eurysakeion, in welchem die betreffende Platte aufgestellt werden sollte: *Ἀθήναιον*, VI S. 274, Z. 21, fg. *στήλας λιθίνας δύο καὶ στῆσαι [τὴν μὲν .. ἐν τῷ] Εὐρυσακείῳ τὴν δὲ ἐν τῷ [περιβόλῳ τοῦ] νεὼ τῆς Ἀθηνᾶς τῆς Σκιράδος* (im Phaleron?). Eine Verschleppung aller dieser Inschriften von der entgegengesetzten, westlichen Seite der Stadt ist doch wenig wahrscheinlich.

Nach Bekker, anecd. gr. I., S. 212, 12, hatten die Tagelöhner

ihren Standort beim Heiligthum der Dioskuren: *Ἀνακεῖον· Διοσκούρων ἱερόν, οὗ νῦν οἱ μισθοφοροῦντες δοῦλοι ἑστᾶσιν* (vgl. Ps. Demosth. XLV, 80). Da das Anakeion am Nordabhange der Burg lag, konnte dasselbe dem Dienstmännerstandplatz des Kolonos *μίσθιος* sehr wohl benachbart sein.

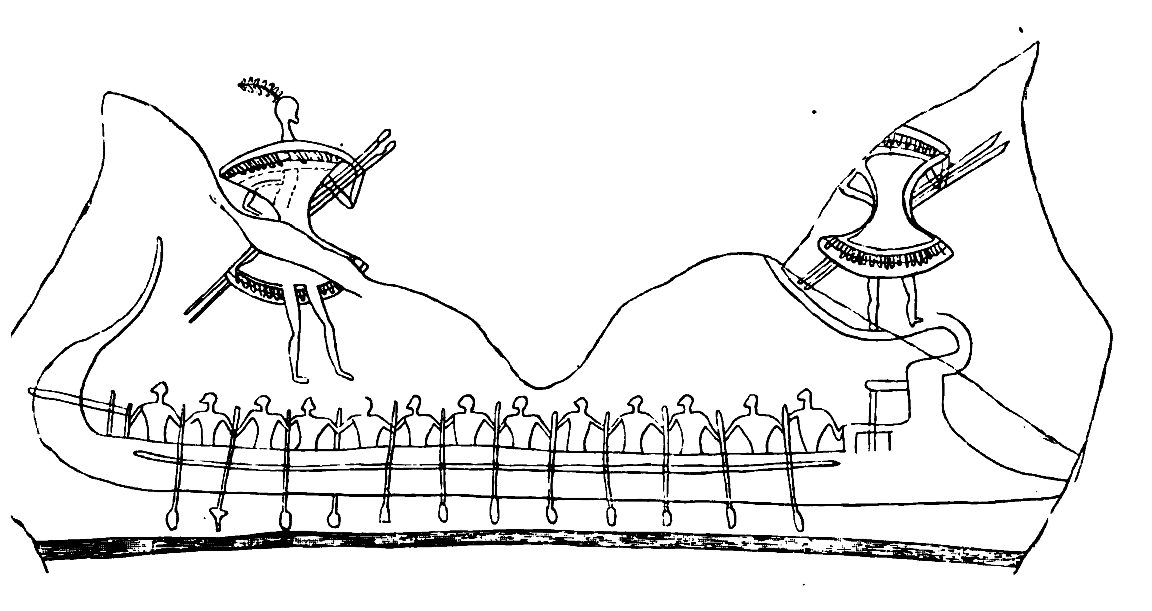
Endlich scheint mir in der etwas unklaren Erzählung über den nächtlichen Gang der Arrhephoren, welche Pausanias (I, 27, 3) seiner Beschreibung des Erechtheion anfügt, jener bekannte, vom nördlichen Burgrande durch einen Felsspalt herabführende Weg doch eine Rolle zu spielen, wiewohl er ihn (aus Mifsverständnifs?) in das Heiligthum der «Aphrodite in den Gärten» zu verlegen scheint: *ἔστι δὲ περίβολος ἐν τῇ πόλει τῆς καλουμένης ἐν κήποις Ἀφροδίτης οὐ πόρρω καὶ δι' αὐτοῦ κάθοδος ὑπόγαιος αὐτομάτη· ταύτῃ κατίασιν αἱ παρθένοι.*

Schon Wachsmuth (Athen I, S. 410 frg.) hat, in anderem Sinne freilich, den Periegeten einer Verwechselung der städtischen Aphroditenheiligthümer im Kolonos und in den Gärten geziehen. Da bei unserer Ansetzung des Kolonos der Tempel der Aphrodite Urania (I, 14, 7) in die Nähe des nordwestlichen Burgabhanges rücken würde, so liegt es nahe, in diesem das Ziel der den Felsgang herabschreitenden Mädchen zu vermuthen.

XXV.

GUSTAV HIRSCHFELD

Zur Typologie griechischer Ansiedelungen im Alterthum.



Mit den folgenden Bemerkungen will ich die Aufmerksamkeit auf Erscheinungen zu lenken suchen, welche, soviel ich sehe, zu systematischer Behandlung noch niemals Anlafs gegeben haben. Dieselben gehen auf Wahrnehmungen zurück, bei welchen eigene und umfassende Anschauung nur durch die genauesten kartographischen Darstellungen ersetzt oder erweitert werden kann.[1]) Was ich betrachten und auf gewisse Grundformen zurückzuführen suchen will, sind die Plätze, welche das griechische Alterthum zum Besiedeln wählte. Ich betrete damit ein fast unberührtes Gebiet, für welches selbst der Name erst zu ersinnen war. So kann ich denn auch nur die Absicht haben, anzuregen, nicht zu erschöpfen; bevor etwas Abschliefsendes auf diesem Felde gegeben werden kann, müssen die meisten der Reisenden, welche jetzt

1) Ich habe von solchen die General- und viele Detailaufnahmen der englischen resp. russischen Seekarten für Kleinasien und die ganze griechische Umgebung des Aegaeischen Meeres benützen können; aufserdem für Kleinasien, zumal für das Innere in der Nordhälfte, Kiepert'sche Handzeichnungen, für Griechenland die grofse französische Karte, für die neu hinzugekommenen Provinzen die neue Oesterreichische Publication, über welche sich freilich Manches sagen liefse. Ich mache diese Angaben für Solche, welche bei Benützung der üblichen reducirten Karten dem Vorgetragenen etwa nicht völlig zu folgen vermöchten, doch wird für die Hauptsachen jede gute Karte gröfseren Mafsstabes ausreichen. Die Verweise wie die Beispiele beschränke ich auf das Nothwendigste.

die klassischen Länder durchstreifen, sich gewöhnen, mit viel schärferen Augen zu sehen und viel eingehender zu berichten. Vielleicht mufs aber überhaupt erst noch das Interesse an der Gestaltung des Terrains im Einzelnen in weiteren Kreisen erwachen, wenigstens wachsen und zu dem innerlichen, ja leidenschaftlichen Antheil werden, welcher den Blick am meisten schärft. In dieser Hinsicht darf freilich auf den «Peloponnesos» als ein Vorbild hingewiesen werden.

Die menschlichen Ansiedelungen und das, was sie mit sich bringen, veranlassen und brauchen, sind es, welche dem Antlitz der Erde erst seinen lebendigen, und im Vergleich zur Naturphysiognomie jugendlicher Länder, gereiften Ausdruck geben. Wie man bei Gesichtern von scharfen, bestimmten und von verschwommenen Zügen spricht, genau so kann man von der Wirkung der Besiedelungsarten auf den Gesammtausdruck der Länder sprechen: neben den klaren, scharfen, man kann sagen, packenden Ortslagen des Alterthums erscheinen die Züge der griechischen Welt durch die heutige Besiedelung vielfach stumpf, schwächlich, nichtssagend, die edle einfache frühere Physiognomie ist entstellt, mindestens unklar geworden; eine starke Verschiebung aus Treffpunkten, wenn ich so sagen darf, in willkürliche, unbezeichnende Lagen ist eingetreten. Es kommt hier nicht in Betracht, dafs dies vielfach der Ausdruck einer anderen historischen Entwickelungsstufe ist, so sehr wir diesen Gesichtspunkt auch später noch für unsern Zweck werden betonen müssen. Uns genügt hier, an das Verhältnifs von Tripolitza, von Aiasluk (zu Ephesos), von Kokla (zu Plataiai), von Kionia (zu Stymphalos), von Atchikolo (zu Gortys), Sigadjik (zu Teos), Vurla (zu Klazomenai) zu erinnern, um nur wenige aus der unübersehbaren Masse herauszugreifen. Man darf es sogar als Regel bezeichnen, dafs — zumal bei Orten mittlerer und geringerer Bedeutung — die alte Stelle verlassen, gleichsam als sei sie erschöpft, wie ein ausgesogenes Ackerfeld, und eine «Nebenlage» — sit venia verbo — entstanden ist. Aber so sehr auch ein solcher Vergleich in die Tiefe führen und vielleicht auch ungehobene Werthe fördern könnte, so will ich doch hier lediglich bei den Thatsachen des Alterthums verweilen. Dieselben haben die antiken Betrachter mehr angezogen als die modernen. Indessen betreffen die Bemerkungen der Alten im Wesentlichen nur die Beziehungen der Wohnplätze, nicht die ihnen zu Grunde liegenden, in ihnen erkennbaren Typen, und zwar handelt es sich bei Plato (Gesetze III S. 677 ff.) um Höhenlagen und um das Verhältnifs zur Ebene, bei Strabo (XIII. S. 592 f.) auch um Binnenlagen und um das Verhältnifs zur Küste; über dies letztere hat bekanntlich auch

Thukydides (I, 7) sich ausgesprochen. Alle stimmen darin überein, dafs diese Verhältnisse und deren Veränderungen zugleich Stadien der menschlichen Entwickelung bedeuten; aber freilich war nach ihrer Anschauung dieser Process im Beginn der geschichtlichen Zeit bereits abgeschlossen, schon in den homerischen Gesängen in seinem ganzen Verlaufe geschildert. Selbst Strabo, dem doch das Material von vier weiteren Jahrhunderten vorlag, hat dasselbe nicht erkennbar in die Beurtheilung gezogen.

Neuere sind, wo sie den Gegenstand überhaupt berühren, den Alten lediglich gefolgt, und sie haben keine Veranlassung genommen, so tief in die Einzelheiten einzugehen, wie nöthig ist zur Erkenntnifs der ursprünglichen Beweggründe und Absichten und ganz besonders zur Heraussonderung von Gruppen.

Das Alterthum, zumal das griechische, bietet bei ungleich einfacheren Verhältnissen die Möglichkeit zu einer besonders klaren Anschauung der Typen und ihrer allmälichen Wandlung. Denn weder ins Ungemessene sind die Niederlassungen gewachsen und haben dadurch den ursprünglichen natürlichen Stempel verwischt, noch sind die Existenzbedingungen jemals so vollständig umgestaltet worden, wie das durch den Wandel in unseren Verkehrsverhältnifsen bewirkt ist.

Ueber die unerläfslichen localen Vorbedingungen zur Anlage einer Wohnstätte spricht Aristoteles in der Politik (VII bes. cap. 11): er nennt bedingt Vertheidigungsfähigkeit, unbedingt gesunde Lage, gutes Wasser; dafs er die feste Nahrung nicht hinzufügt, ist in Ordnung; denn diese braucht nicht am Locale zu haften. Das Wasser aber mufs es: daher die zahlreichen kleinen und grofsen Ruinenstätten auf antikem Boden, wo aufser der Mauerumhegung nichts weiter als die Wasseranlage — falls keine Quelle vorhanden — sich erhalten hat. Zur Erlangung desselben hatte man von jeher keine Anstrengung gescheut; ich erinnere an die grofsartige Anlage auf Munychia, auf Akrokorinth, nenne von kleineren Orten eine Anlage bei Akrai (Holm, Sicilien I, 103), in Kleinasien die Felsengänge auf den Burgen zu Gangra, Iskelib, Tokad, vor Allen Amasia. Noch bei ein paar ganz unbedeutenden Ortschaften Charadra und Steiris hebt Pausanias hervor, dafs sie kein trinkbares Wasser in der Nähe hätten. Aspledon ward aus dem Grunde verlassen. Aber andererseits begnügte man sich auch vielfach mit dem Wasser der Cisternen, welche Aristoteles zahlreich und grofs anzulegen räth; umrandete quellenlose kleine Hochplateaus würden sonst für die Besiedelung ganz ausgefallen sein, und welche entgegengesetzte Lehre

haben uns da erst neulich wieder die Funde von Gjölbaschi gegeben! Also selbst dies Erfordernifs entschied nicht.

Es sind drei allgemeine Forderungen, welche wir bei der Wahl und Aenderung der Ansiedelungsplätze bei den Griechen nach einander in den Vordergrund treten sehen: die erste, zugleich älteste, lautet: «der Platz soll so fest und sicher sein wie möglich.» Diesem entsprechen im Allgemeinen die Plätze, welche schon für das Alterthum in graue Vorzeit zurückgingen. Die zweite Forderung lautet: «der Platz soll so verkehrstüchtig sein wie möglich», das giebt den Ansiedelungen aus der Zeit des Aufschwunges der Griechen das Gepräge, vorzüglich den Colonien. Und endlich lautet es: «der Platz soll so bequem sein wie möglich;» das ist die Signatur der Gründungen der Diadochen und der römischen Herrschaft. Freilich kann diese Eintheilung in aller Strenge nur für die Betrachtung aufgestellt werden, und ferner, wenn jene Forderungen auch historisch einander ablösen, so versteht es sich doch, dafs jedesmal auch ein gutes Stück der vorhergehenden in Geltung bleibt und erfüllt wird, und zwar im dritten Falle ein gröfseres Stück vom unmittelbar vorhergehenden als vom ersten.

Bei allem Wechsel erhält sich nun aber ein Grundgesetz, dessen Strenge nur in der dritten Periode etwas gemildert wird: dafs nämlich der Platz der Stadt von der Natur selber schon so bestimmt wie möglich determinirt sei. Bei dieser Sachlage kann es nicht überraschen, wenn es ein Grundschema, einen Lagetypus gilt, welcher jeder der drei Perioden in gleicher Weise genügt, man kann das einen formalen Typus nennen. Ein solcher und zwar der verbreitetste und recht eigentlich griechische, ja der einzige, den man überhaupt einen Typus auch im Binnenlande nennen kann, ist das, was ich ganz allgemein als Caplage bezeichnen möchte, d. h. im Binnenlande die Lage zwischen zwei Wasseradern oder Rissen. In welcher Periode der Ansiedelungen wir uns auch befinden, immer erfüllt diese Lage am leichtesten die Forderung natürlicher Abgrenzung, sowie diejenige der Sicherheit und Festigkeit. Der Grad der letzteren hängt dabei von zwei Factoren ab: von der Beschaffenheit des Zwischenterrains, — wenn ich mir diesen Ausdruck gestatten darf — und vom Richtungsverhältnifs der Wasserläufe zu einander. Wenn als oberstes Princip griechischer Ansiedelungen, zumal sehr alter aufgestellt werden kann, dafs der menschlichen Sicherungsthätigkeit so wenig wie möglich, der Natur so viel wie möglich überlassen bleibe, — so erscheint im Allgemeinen als die vollkommenste Form die Lage zwischen zwei convergirenden und zwar spitzwinklig zusammenlaufenden Schluchten. Auf

diesen Typus, die Lage im Schluchtenwinkel oder die Lage in der Gabel, wie man dieselbe vom Zusammenflufs aus gesehen bezeichnen könnte, gehen unzählige Ortslagen zurück; uralte wie Delphi und relativ junge wie Akragas, binnenländische wie Meeresstädte, Ansiedelungen im Gebirge wie auf leicht bewegter Ebene (Theben, Larissa, freilich nicht nach der österr. Aufnahme), bedeutende und unbedeutende Orte, die schwierigsten wie Eira, Phyle, Lepreos und die leichtesten (Sparta), in Griechenland und dem Westen sowohl, als auch in Kleinasien (Mastaura, Sardes), bes. Lykien (Balbura u. a.), auf dessen dem eigentlichen Griechenland analoge Besiedelungsart wir übrigens noch mehrfach zurückkommen werden. Ein gewisser Unterschied ist aber bei aller Gleichheit zu bemerken: es ist nämlich ein Anderes, ob eine Stadt über dem Zusammenflufs von schon weither gekommenen Adern sich befindet (z. B. etwa Sparta) oder über solchen, die eben erst entstanden, also zwischen kurzen Rissen (Selge); es liegt in der Natur der Sache, dafs die letzteren zumeist höher, umbequemer und damit auch nicht selten älter sein werden; doch kann es natürlich auch da zahme Bildungen geben, wenn nämlich die Risse gleich darauf in die Ebene gehen, also vorzüglich auf Hochflächen (Kibyra, Messene, die Unterstadt). An sich verliert der Flufswinkel an Brauchbarkeit, je mehr er sich dem rechten nähert, oder ihn überschreitet, denn damit wächst die Linie, welche künstlicher Sicherung bedarf. Doch kann da eine Erhebung sichernd eintreten wie bei Xanthos. Andere Beispiele für die Lage im rechten oder stumpfen Winkel sind Städte wie Tanagra, Psophis, Nysa, Phlius, Phigalia. Man darf es als Abarten des Schluchtentypus bezeichnen, wenn an die Stelle des zweiten Risses ein Abfall in eine beginnende Ebene tritt wie bei Andania, Myra — auch das Landcap von Dodona ist zu vergleichen (Karapanos), — oder auch eine steile Erhebung, nirgends characteristischer als bei Sagalassos. Endlich kann der vorliegende Typus vollkommen ersetzt werden durch die Biegung eines einzigen Flusses, in dessen Umarmung sich dann gleichsam die Stadt einschmiegt. Diesen Typus zeigen so uralte Anlagen wie Orchomenos und das Bunarbaschi der troischen Ebene, im alterthümlichen Arkadien auch Gortys und Aliphera, in Thessalien Trikka; aufserdem nenne ich noch Ambrakia, Magnesia am Maeander, als relativ moderne Anlage vor Allen Amphipolis, welches eine Mauer sicherte *ἐκ ποταμοῦ ἐς ποταμόν* (Thuk. IV, 102, Leake N. Gr. III, S. 191); solche Flufsumklammerung einte sich mit Meereslage bei Gela und Alexandreia.

Zu dem Convergiren der Schluchten tritt als zweiter, ebenfalls häufiger Fall das Parallellaufen derselben; gehen sie unmittelbar in eine

dritte Querader, so unterscheidet sich vom ersten Falle der vorliegende oft nur graphisch, kann denselben sogar an Vortheil übertreffen, da die vierte event. am meisten befestigungsbedürftige Stadtseite schmaler sein kann, als sie im ersten Falle gewöhnlich ist. Sind die Parallelschluchten kurz, so kann der Platz über ihrem Beginn und doch nahe genug am dritten Querarm liegen; diesen vertritt am Gestade das Meer: Trapezunt, Herakleia Pontika, Oropos, Selinus, Kamarina haben dies Schema. Endlich kann, wenn auch schwächer, eine Ebene das dritte Element vertreten, in welche die Parallelschluchten zunächst aus den Bergen einmünden; dann liegt die Stadt auf dem am weitesten vorgeschobenen geeigneten Bergfuſs wie Pergamon, das alte, Tlos, Larisa Kremaste, Elateia. Zwischen diesem und dem unmittelbar vorhergehenden Schema steht Sikyon, wohl auch Limyra. Einen eigenthümlichen Typus zeigt eine ganze Reihe lykischer Städte wie Akalissos, Apollonia, Arna, auch Kandyba, welche sich so zu zwei Paralleladern verhalten, daſs sie über dem Mittellauf der einen, über dem Beginn der anderen liegen; in Griechenland ist, wie es scheint, Lykosura ἡ πρεσβυτάτη zu vergleichen. Sind die Parallelschluchten von längerer Ausdehnung, so wird der günstigste Platz doch wohl meist der über dem Querarm bleiben, (Thelpusa, Ilion); aber es kann die Natur dann auch auf eine andere Stelle des Zwischenterrains mit Bestimmtheit hingewiesen haben; dies geschieht durch kleinere Querschluchten, welche paarweise und wiederum parallel nach beiden Seiten hinunterstreichen und so auf der Höhe einen Platz umgrenzen, der freilich im Grunde wieder auf den Haupttypus hinausläuft: das trifft zu bei Termessus maior, bei Rhodiopolis (vgl. den Plan bei Spratt und Forbes, I. S. 166 mit der Karte derselben) Bura Achaiae; auch Pellene Achaiae, ist zu vergleichen.

Der dritte weitaus seltenste Fall ist, daſs die zwei Schluchten divergiren; dann empfahl sich zur Anlage der engste, ich möchte sagen der Schnürpunkt zwischen den beiden Einschnitten: das betrifft so bedeutsame Lagen wie Mykenai und Akrokorinth.

Zu Häupten von allseitig oder doch vielseitig ablaufenden Schluchten, d. h. auf Spitzen, können immer nur unbedeutendere, wenn auch feste Orte gelegen haben; schwieriger Zugang ist von diesen fast unzertrennlich.

Ich bemerke schlieſslich, daſs über die nicht umflossene Seite des «Landcaps» Typisches nicht wohl ausgesagt werden kann, nur daſs auch dort eine natürliche Determination das Günstigste war, also Abfall oder auch starke Hebung gesucht ward, obgleich diese letztere

immer ihr Bedenkliches hat (vgl. Selge); Einrisse auch an dieser Seite wie bei Akragas sind günstig, aber nicht gewöhnlich.

Wenn auch der besprochene Typus niemals, wann und wo er sich auch bot, verschmäht worden ist, so bringen es doch seine bestimmenden Züge mit sich, dafs er vorwiegend dem Binnenlande angehört; und da Binnenlage in einem Gestadelande, wie Griechenland es ist, auf ein prononcirtes Streben nach Sicherheit deutet, und damit auch nach dem treffenden Urtheil des Alterthums eine ältere Zeit verräth, so werden wir nicht irre gehen, wenn wir als die eigentliche Zeit dieses Typus die älteste, diejenige «des festen Platzes» bezeichnen. Es entspricht dieser Auffassung, wenn dieses Schema vorzüglich in Griechenland sich findet; dafs Lykien unter diese uralte Besiedelungsart fällt, ist bezeichnend genug.

Neben dem Typischen im Einzelnen ist nun ein Solches auch in der Anordnung der Städtereihen, in der Gruppirung erkennbar. Wie wir griechischen Boden kennen, zeigt er uns im Binnenlande als Norm die Besiedelung der bergigen Ränder: so besonders deutlich in den längeren Flufsthälern, dem Kephisos in Phokis und Boeotien, dem Xanthos in Lykien, wo die Städte überm Flufslauf, wie an einer Perlenschnur aufgereiht beiderseitig sich hinziehen; solcher Gestalt ist auch die Randumsiedelung, — gleichsam eine Cernirung — der Ebene von Argos, der oberen Ebene Messeniens, derjenigen Thessaliens, Pamphyliens, Kilikiens. Erst eine späte Zeit — keine antike — ist unvernünftig genug gewesen, überall ins Thal selber hinabzuziehen und für die Verschwendung ergiebigen Bodens, die darin liegt — unentbehrlicher freilich bei der soviel dichteren Bevölkerung des Alterthums — noch unerträgliche Hitze und ungesunde Luft obenein in den Kauf zu erhalten. Ich verweise auf die heutige Bewohnung des Xanthos-, auch des Kephisosthales. Auch dies gehört ins Capitel der modernen Verschiebungen, auf das ich hier eben nur hindeuten will. Das antike Princip verläugnet sich selbst bei ganz kleinen Ebenen nicht, wo z. B. Phlius, Kleonai, Hysiai seitlich gerückt auf der Höhe über ihrem Nährboden thronen.

Habe ich bisher das Bild der Binnenbesiedelung im Einzelnen und im Ganzen als ein fertiges betrachtet, so sei nunmehr auf einen veränderlichen Zug hingewiesen: eine allmähliche Veränderung in der Höhenlage derselben Orte, eine Verticalentwickelung, wie man sagen kann, haben bekanntlich schon die Alten beobachtet; sie hat auf umschlossenen Hochebenen, der oberen thessalischen, der arkadischen früher stattgefunden und stattfinden können als im offenen Gebiet.

Tradition oder Reste beweisen den Umzug der Bedeutung — nicht immer der ganzen Bewohnung — aus höheren Lagen in niedere z. B. für Larymna, Lebadeia, Phlius, Eira, Pylos (Pelop. II. 176), Thuria, Elis, Helike, Mantineia, Rhodos, Samos, Dardanos, auch das Verhältnifs von Therapne zu Sparta ist zu vergleichen, sowie die Sagen, welche sich auf die uralte Sipylosstadt und auf Delphi's Vorgängerin Lykoreia beziehen. Gerade diese Sagen, wie z. B. die beiläufige Notiz Strabos über die angeblich mehrfache Verlegung Ilions zeigen, dafs solches Hinabschreiten den Alten beinahe als das Normale erschien. Auch auf die nicht wenigen «Altstädte» weise ich hin und auf jene Palaimagnesia des Oxforder Marmors (C. J. Gr. 3137), deren Ueberlieferung gerade durch ihre Zufälligkeit weitere Schlüsse gestattet. Und wie oft drängt sich dem Wanderer in klassischen Ländern schon von fernher die alterthümliche Gestaltung eines Wohnplatzes auf als ein unmittelbarer Eindruck: denn wie das Auge des Menschen, der an die Umgebung der modernen Natur gewöhnt ist, den altmodischen Schnitt gewisser Formen der Fauna und Flora, unverzüglich als fremdartig, als mit dem Gewöhnlichen unvereinbar ausscheidet, so sondert auf dem Gebiete menschlicher Niederlassungen schon der Blick des aufmerkenden Betrachters altfränkische Façons — wenn der Ausdruck hier gestattet ist — ohne Weiteres von historisch gangbareren Typen aus. Es giebt auch hier einen Archaismus und eine Erziehung des Auges wie auf künstlerischem Gebiete. Wir dürfen in dem angedeuteten Umzuge die Tendenz erkennen, den Forderungen einer belebteren, gesitteteren, verkehrsreichen Zeit soweit entgegenzukommen, wie Binnenverhältnisse und die Rücksicht auf die eigene Sicherheit es gestatten.

Aber in einem so wesentlich auf den Seeverkehr hingewiesenen Lande können nur Küstenstädte der zweiten von uns im Eingang formulirten Forderung vollkommen entsprechen. In der That wird die Besiedelung der Küsten und Isthmen von Thukydides als eine vorgerückte Stufe der Entwickelung bezeichnet, umständlicher bei Strabo characterisirt. Die homerischen Gedichte zeigen gewifs noch keinen starken Seeverkehr, selbst nicht an den Küsten, vollends nicht auf der Fläche des Meeres; dafs vor dem Dichter niemals ein fremdes Segel für Odysseus und seine Gefährten auftaucht, ist ja gewifs seinem Zwecke gemäfs; allein die Schlufsfolgerung wird doch gestattet sein, dafs das stete Auftauchen von Segeln von dem Bilde des Meeres um Griechenland nicht so unzertrennlich gewesen sein kann, wie es in der Blüthezeit des Alterthums der Fall gewesen sein mufs und noch heute

der Fall ist. Dennoch finden sich die hauptsächlichsten Typen für die Lage der Seestadt schon in der Odyssee angedeutet, und die Vorzüglichkeit derselben mufste allerdings schon und gerade in den Incunabeln der Seeschiffahrt einleuchten. Von diesen Typen entspricht der eine der Vorbedingung natürlicher Begrenztheit unbedingt, der andere zunächst noch nicht, worüber unten Einiges zu sagen ist; der erste ist das besiedelte Cap oder der besiedelte Isthmus, der zweite die sichere von Landzungen als natürlichen Molen umschlossene Bucht. Es ist nicht unbeachtet zu lassen, dafs jenes die in mancher Hinsicht ideale Stadt der gesitteten Phaiaken ist (Od. VI. 264):

— *καλὸς δὲ λιμὴν ἑκάτερθε πόληος,*
λεπτὴ δ' εἰσίθμη· νῆες δ' ὁδὸν ἀμφιέλισσαι
εἰρύαται.

Die umschlossene Bucht wird bei den Laestrygonen geschildert (Od. X. 87):

ἔνθ' ἐπεὶ ἐς λιμένα κλυτὸν ἤλθομεν, ὃν πέρι πέτρη
ἠλίβατος τετύχηκε διαμπερὲς ἀμφοτέρωθεν,
ἀκταὶ δὲ προβλῆτες ἐναντίαι ἀλλήλῃσιν
ἐν στόματι προὔχουσιν, ἀραιὴ δ' εἴσοδός ἐστιν
ἔνθ' οἵγ' εἴσω πάντες ἔχον νέας ἀμφιελίσσας.
αἱ μὲν ἄρ' ἔντοσθεν λιμένος κοίλοιο δέδεντο
πλησίαι· οὐ μὲν γάρ ποτ' ἀέξετο κῦμά γ' ἐν αὐτῷ,
οὔτε μέγ' οὔτ' ὀλίγον, λευκὴ δ' ἦν ἀμφὶ γαλήνη.

Die bezügliche Odysseelandschaft giebt ein schönes Bild, wie eine durch mannigfache Anschauung reichbegabter Gestade befruchtete Künstlerphantasie sich so etwas zurecht legen konnte. Auch des Phorkys Hafen auf Ithaka ist solche geschützte Bucht (Od. XIII. 96), wo, wie im Hafen der Kyklopen (IX. 136) die Schiffe nicht angebunden zu werden brauchen. Beide Male gehört dazu im innersten Winkel des Hafens eine Quelle in einer Grotte und unter Bäumen, ein erquickender Ruheplatz, wo der Umhergetriebene gern einmal friedlich rasten mochte, das Aufkommen günstigen Windes abwarten und vor den Stürmen sich bergen konnte, die auch in der Odyssee durchaus im Charakter der griechischen Meere ebenso schnell und plötzlich hereinbrechen wie sie sich verziehen.

Das Grundschema des ersten Typus ist ein dem Festlande isthmisch angefügtes Cap, das beiderseits eine Landestelle schirmt und zugleich durch Erhebung oder Abgeschlossenheit des Ganzen oder einzelner Theile mehr oder weniger der Forderung natürlicher Wehrhaftigkeit genügt. Dafs diese Gestaltung griechische und vorgriechische Ansiedler

besonders anlockte, ist öfters bemerkt und von Conze (Lesbos S. 3) treffend damit begründet worden, dafs feste Sicherheit und leichte Beweglichkeit im Seeverkehre in ihr sich am vollkommensten zusammen fand.

Zur ersten Besiedelung bot sich entweder das Cap oder der Isthmus; als Regel erscheint Besetzung des ersteren und allmähliche Ausdehnung auf den Isthmus. Als sicher darf das von folgenden Beispielen gelten: Amastris, Tenedos, Mitylene, Pitane, Teos, Jasos, auch Phokaia; im Mutterlande von Hermione. Dagegen ist nur der Isthmus besetzt bei Sinope; letzteres ist selbstverständlich, wenn das den Doppelhafen schaffende Vorgebirge zu ausgedehnt ist für die Stadtanlage, wie das bei Kyzikos der Fall ist, auch bei Potidaia; in analogem Sinne wie dieses letztere war Lysimacheia auf der thrakischen Chersonesos gedacht. In diesen Fällen wächst sogar die Wichtigkeit der Lage mit dem Umfange des die zwei Häfen trennenden Vorbaues, weil dadurch der an jener Stelle stattfindende Ueberland- und Ueberladungsverkehr immer mehr gesteigert wird; das grofsartigste Beispiel der antiken Welt ist bekanntlich Korinth, das Panama des Alterthums; doch stofse ich da auf öfters berührte Gesichtspunkte und trete aus dem Rahmen meines Themas.

Um die Gunst der von der griechischen Welt besiedelten Küstenlinien in vollem Umfange zu würdigen, ist es nöthig, dieselben zunächst mit den alten, ja ältesten Schiffen im Geiste zu befahren; ich nehme an, dafs die Fahrzeuge, mit welchen die Griechen an den kleinasiatischen Küsten tastend und Platz suchend entlang fuhren, etwa ausgesehen haben wie die Ruder- und Segelboote jener alten Dipylonvasen (Mon. 1872 VIIII, Taf. XXXX) von welcher das wichtigste hierher gehörige — unter andern mit einem Boote von zwölf Ruderern — noch immer nicht veröffentlicht ist.[1]) Nicht etwa mit Trieren,

[1]) Aus A. Cartault, la Trière Athémienne p. 10 entnehme ich, dafs die zahlreichen Scherben dieses weitaus merkwürdigsten aller derartigen Gefäfse sich im Jahre 1881 in den Händen des Herrn O. Rayet befanden. Ich habe des allgemeinen Interesses wegen über diesem Aufsatz das oben erwähnte Boot (in halber Gröfse des Originals) abbilden lassen, von welchem ich im Jahre 1873 in Athen eine Durchzeichnung nehmen durfte. In den anderen zwei Schiffen — Mon. d. Inst. a. O. — hatte B. Graser im Anhang zu meiner Abhandlung (annali 1872 S. 180) mit Recht zugleich Ruderboote erkannt. Ob die Längsspalte in der Schiffsseite zum Durchstecken der Ruder bestimmt war, wie Graser (S. 178) annahm, ist zwar nicht deutlich erkennbar, aber sehr wahrscheinlich, obgleich die Ruderstangen auch vor der oberen Schranke sich zu befinden scheinen; es entspricht das aber nur der Weise dieser Malerei, alle Linien durchzuführen, unbekümmert, ob sie vor oder hinter einander zu stehen hätten. Die blofse Umrifszeichnung, welche oben angegeben ist, macht das auch auffallender, als es in der That bei der vollen Ausführung

deren Tiefgang bei ungefähr 230 Tonnen Gehalt auf $8^1/_2'$, also auf mehr als denjenigen unserer Schraubenkanonenboote berechnet worden ist, sind jene Meere zuerst befahren worden, sondern mit flachgehenden kleinen Booten, die nicht nur viel geringeren Raum einnahmen als unsere modernen Colosse, sondern einmal eingelaufen mit Leichtigkeit an's Gestade gezogen werden konnten und gegen jede Eventualität geschützt waren. Die ganze gerühmte Seemacht des Polykrates (Thuk. I 13, III 104) bestand in hundert *πεντηκόντοροι* (Herod. III 39); selbst bei Thukydides (IV 118) ist noch von Seeschiffen die Rede, welche 12 Tonnen haben (vgl. Graser, de vett. re navali S. 45 f.).

Es thut hier nichts zur Sache, dafs diese Verhältnisse nicht mehr diejenigen des grofsen Verkehrs der vorgeschrittenen antiken Zeit sind; in der Periode, in welcher die Ansiedelungen sich vollzogen, waren sie jedenfalls die mafsgebenden. So ist überhaupt eine grofse Reihe derselben erst erklärlich, wo die Meerestiefen eine Landung der späteren *κέρκουροι*, besonders aber *μυριοφόροι* und *μυριάμφοροι* genau so unmöglich machen, wie diejenige unserer Seeschiffe. Die Ausbildung der Verkehrsvehikel zur See hat noch stets den Kreis der concurrenzfähigen Landestellen sehr in's Enge gezogen: gewifs verlor auch das besiedelte Cap vielfach seinen Werth, die Ortschaften mufsten zurück bleiben — wie so viele an der Nordküste Kleinasiens, oder auf künstliche kostspielige Weise den geänderten Verhältnissen sich anpassen, wie es z. B. bei dem anscheinend doch auch zweihäfigen Side zu erklären ist, das die Reste seiner bedeutenden zwei Haupthäfen keineswegs unter dem natürlichen Seitenschutz des besiedelten Caps, sondern vielmehr vorn an der Spitze grofsartig und mühevoll angelegt zeigt (Beaufort Karamania 2, S. 147 u. Engl. Seek. Karamania II.).

Wenn ich also hier auch eine grofse, keineswegs vollständige Reihe natürlicher Doppelhäfen anführen kann, so versteht sich doch nach dem Vorhergehenden, dafs ihr Werth für den Grofsverkehr der griechischen Welt ein äufserst verschiedener war, ein Gesichtspunkt, der für uns freilich in zweiter Linie steht. Ich nenne — aufser den schon oben angeführten — Imbros, Hephaistia und Myrina auf Lemnos Antissa Lesb., Heraklea am Latmos, Priene, Myndos, Knidos, Megiste, Antiphellos, Phaselis, Side, Anemurion; auch Skiathos und Peparethos auf Skopelos gehören wohl hier; sicher Neopolis Thrac., der Peiraieus

---

ist. Die beiden Krieger dürfen wohl als die Besatzung des Bootes betrachtet werden; es ist ein ausgedehnter Schiffskampf dargestellt. Der Streifen unter dem Boot bedeutet nicht etwa das Wasser, sondern gehört zu einem da beginnenden Ornament.

mit seinen unvergleichlichen, z. Th. dem Cap selber eingeschnittenen Becken, dann Epidauros, Kalauria, Hermione, Minoa, Tainaron, Leuktra Laked., Asine, Oiniadai, Kerkyra, Ortygia, Lilybaion; — Klazomenai, Minoa, Syrakus, Motye, vielleicht Apollonia Thrac. (?), denn auch die dem Festlande verbundenen Inseln gehören hierher. Rechnet man als zweiten Hafen einen solchen, an welchen die Stadt nicht unmittelbar stöfst, der ihr aber auch dient, so wäre in erster Linie Teos, dann Kalchedon, Erythrai, Antikyra zu nennen, auch die Stadt auf Kalymnos (Rofs Inselr. II Taf.) und Halikarnass. Doch liegen diese Fälle insofern anders, als sie doppelhäfig a posteriori sind: denn ihre Anlage war wohl nur durch die Rücksicht auf den Hafen veranlafst, an dem sie liegen.

Phokaia bietet die Erscheinung der Doppelhäfigkeit, aber der Vortheil, der für die Segelschiffahrt darin liegt, wird zum gröfsten Theil dadurch aufgehoben, dafs der Platz innerhalb einer gröfseren, auch geschützten Bucht liegt, was freilich auf der andern Seite seine Sicherheit erhöhte; dazu ist Physkos zu vergleichen, Ainos und Leukas, entfernter auch Hermione und Motye. Eine Mittelstellung nimmt Sigri-Antissa Lesb. ein, wo der Abschlufs der umfassenderen Bucht durch eine längliche kleine Insel gebildet wird, welche nördliche und südliche Zufahrt gestattet.

Aber auch ohne den Vortheil der Doppelhäfigkeit ist das Cap der angezeigte, weil der event. immer am meisten von der Natur geschützte und determinirte Platz für die Stadt; selbst in kleinen Binnenseen wird dies Princip nicht aufgegeben: Apollonia im See Apolloniatis, Ejerdir (Limenai?), Stymphalos, Pheneos; vollends am Meere, wo diese Lage doch immer einen gewissen, wenn auch sehr verschiedenen Schiffsschutz verlieh oder doch die Anlegung künstlicher Wehren erleichterte. Es genüge auf Amisos, Parion, Lindos und auf die kilikischen Seestädte zu verweisen.

Eine besondere Stelle verdienen Städte wie Byzanz, wo der Meeresarm hinter dem Cap ins Binnenland greift, wozu Taras und Gadeira verglichen werden können, und selbst ein paar unbedeutendere Orte wie Zarax (Curtius Pelop. II 13) und das eigenthümlich eingeschachtelte Bargylia (Engl. Seek. N. 1531 und Lebas, itin. pl. 67). Doch fehlt es auch nicht an Beispielen, dafs man bei einem Cap die Besiedelung des Winkels am Lande vorzog, was auf seine lokalen oder zeitlichen Ursachen in jedem einzelnen Falle noch zu untersuchen bleibt: Telmissos, Paphos, Epidauros Limera, Asopos, Zankle(?), Panormos und eine Reihe kleiner Orte an der Nordküste Kleinasiens.

Wenn man nun wohl auch sagen hört, das Cap (nebst Isthmus) und die umschlossene Bucht seien die beliebtesten Stellen der Küstenbesiedelung bei den Griechen gewesen, so wäre es doch ein Irrthum, beide in gleicher Weise als Typen zu bezeichnen: denn das Cap oder der Isthmus sind durch die Natur determinirte Stadtplätze, in der geschlossenen Bucht hingegen mufs eine bestimmte Stelle erst noch determinirt sein: sie ist zunächst noch ein zu allgemeiner Besiedelungsausdruck; unter diesen Umständen vereint sie sich denn auch mit Typen jeder Art, und die sie nützende Stadt liegt bald auf einem der natürlichen Molen in Caplage wie bei Taras und dessen ebengenannten Analogien, bei Syrakus, Zankle (?), Lindos; oder an einer bestimmter vorgezeichneten Stelle im Innern, wie bei den aeolischen Städten, vor Allen Myrina, bei Kytoros und Kalpe, dessen Beschreibung bei Xenophon (anab. VI, 4,3 vgl. Arrian peripl. 17) in mancher Beziehung an die homerischen Buchten mahnt.

Dasselbe, die Nothwendigkeit einer speciellen Determinirung, welche dann keine andere als der Binnentypus zu sein pflegt, trifft auch die Seestädte, welche nicht am Meere liegen und diejenigen, welche in der Küstenlinie nicht gleichsam vorgebildet sind. Die ersteren, welche uns von unseren nordischen Küsten so geläufig sind, kommen im eigentlichen Griechenland, wegen der Unbedeutendheit seiner Flufsadern kaum vor, vielleicht mit Ausnahme von Oiniadai, für welches man bei Skylax (34) eine Hindeutung auf Meeresverbindung durch den Acheloos finden könnte. Amphipolis konnte wohl im Alterthum den Strymon als grofse Strafse zum Meere benützen (vgl. Leake N. Gr. III, S. 184); von Kaunos, Aspendos, Antiochia am Orontes führte ein schiffbarer Flufs zum Meere, vielleicht darf man das auch für Adana annehmen (vgl. proceedings of the R. Geogr. Soc. 1884, S. 316), für Limyra aus dem Stadiasmus folgern. Die grofsen Ströme Südrufslands forderten allerdings zu solcher Ansiedlung heraus, wie die unsrigen, daher denn die Lagen von Tanais, Ophiussa, besonders Olbia. Ein paar Beispiele einer unwesentlich verschiedenen Abart finden sich allerdings noch auf dem Boden Kleinasiens: Nikaia, am Ende des Ascanischen Seebeckens, welches von der Seestadt Kios her durch den schiffbaren Ascanius erreichbar war; in kleinerem Mafsstabe wiederholt das Patara.

Ueber die eben bezeichnete zweite Gruppe von Küstenstädten könnte man sich wundern, wenn man die zahlreichen schönen Caps, Isthmen, Buchten betrachtet, welche auf griechischem Boden unbe-

siedelt geblieben sind.[1]) Allein die Stelle der Ansiedelung im Allgemeinen wird und ward bekanntlich zunächst häufig durch Factoren bestimmt, — geographische, politische und commercielle, — welche vor unser augenblickliches Thema fallen, sich zu demselben etwa verhalten, wie die allgemeine Beurtheilung eines Falles zu dem endgültigen Verdict (mit der ersteren pflegt die moderne Geographie sich vorwiegend zu beschäftigen). Da gilt übrigens ceteris paribus der Grundsatz, dafs eine mangelhafte topographische Lage durch eine gute geographische mehr als aufgewogen werden kann, als Beispiel nenne ich Patrai mit seiner schlechten Rhede, aber seiner ausgezeichneten Strafsenlage am Eingang des Korinthischen Meerbusens. Für nicht wenige derartige Orte mufs man freilich auf ihre antiken Lebensbedingungen zurückgehen, um sie noch zu verstehen. Ein hauptsächlicher, ich möchte sagen, banaler Typus ist da ein Bergabfall oder ein Hügel, neben dem ein Flüfschen in's Meer geht, das reicht aber schon stark in die Diadochenzeit hinein. Denn das ist ja klar, dafs dieser Typus im Allgemeinen erst aufkommen kann, wenn ein begabtes Gestade schon vorher Küstenbesiedelung veranlafst hat. Er kann sehr nützliche und bedeutsame Functionen erhalten, aber er füllt doch im Allgemeinen nur die Lücken, welche zwischen den von der günstigeren Küstenbildung vorgezeichneten Stadtreihen bleiben. Diese ist doch die erste nothwendige Voraussetzung der Gestadebesiedelung, wozu auch Strabo's Bemerkung über Etrurien (V. 223) zu vergleichen ist. Ich möchte die zuletzt besprochenen Seestädte zweiter Ordnung nennen.

Wie bei den Binnenstädten, so sei es auch hier gestattet, noch einen Blick auf die Gruppirung zu werfen. Hier ist bei der eigenthümlich tiefen Auszahnung der griechischen Küstenlinien besonders ein Verhältnifs beachtenswerth: die Lage innerhalb gröfserer Meerbusen. Alle schon besprochenen Typen sind da vertreten; sie liegen am Eingang, an den Seiten, an der Spitze. Beispiele für das Letztere sind Astakos, Nikomedeia, Kios, Priapos, Atarneus, Smyrna, Herakleia am Latmos, Passala, Bargasa, Hyda, Physkos, Syme, Telmissos, Akanthos, Assera, Thessalonike, Pagasai, Kelenderis (Hafen von

---

[1]) Es wäre vermessen, da überall eine Erklärung geben zu wollen, allein bisweilen liegt eine solche doch zu nah: das Fehlen bedeutenderer Orte an der so trefflich ausgestatteten Küste von Attika darf gewifs auf die so überwiegende Bedeutung Athens zurückgeführt werden, wie sie dieselbe auch wiederum schlagend erweist. Analog dürfte übrigens die so auffallende Ortslosigkeit in der Bergumgebung des unteren Eurotasdurchbruches durch Spartas Gewicht zu erklären sein.

Troizen), Chaleion, Antikyra, Bulis, Kranioi Kephal., Vathy auf Ithaka; etwas landeinwärts gerückte Spitzstädte sind Adramyttion, Olynth, Argos und die akarnanischen wie Palairos, Alyzia, Astakos — während griechische Ansiedler meist gröfsere Bequemlichkeit der Sicherheit vorzogen. Akarnanien freilich war ein zurückgebliebenes Land; schon im 2. Jahrhundert v. Chr. fanden die Römer diese Küste stark verödet vor. Jene eigentlichen Spitzstädte habe ich mit Absicht zahlreich aufgezählt, weil sie übereinstimmend eine zunächst überraschende Thatsache lehren: keine derselben war eine Stadt ersten Ranges — im Alterthum auch Smyrna nicht. Theilweise ist das gewifs durch die relative Bedeutungslosigkeit oder, wenn man will, Abgelegenheit der Busen zu erklären, die so zu den grofsen Strafsen mehr oder weniger im Verhältnifs todter Winkel standen; aber an der Westküste Kleinasiens ist das anders: viermal wiederholt sich da in merkwürdiger Analogie bei tief eingreifenden Meeresarmen das gleiche Schauspiel: Seitenbesiedlungen in günstiger topographischer Lage ersparen die dem Segelschiff besonders unwillkommene Einfahrt in die innersten Winkel und fangen wie Aufsenposten den Verkehr auf, Phokaia und Klazomenai für Smyrna, Milet und Priene für Herakleia a. L. (und das arme Myus), Bargylia und Jasos für Passala, Halikarnafs und Knidos, zu denen sich inmitten Kos gesellt, veröden den Keramischen Meerbusen.

Wenn nicht bezweifelt werden kann, dafs die Küstenbesiedelung historisch einen Fortschritt bedeutet, auch nach der Anschauung des Alterthums, so entsteht die Frage, wie verhielten sich dazu die bereits fertigen griechischen Städte, zumal die bedeutenderen, welche in mäfsiger Entfernung vom Meere angelegt waren? Geriethen, so fragen wir, die moderneren Typen nicht in Conflict mit jenen älteren, überholten sie dieselben nicht und legten sie lahm? Eintreten konnte solche Concurrenz freilich nur im Mutterlande, im Osten und Westen desselben begann wenigstens die griechische Besiedelung mit der entwickelteren Form. Im Mutterlande aber ist dieser Kampf der Typen — wenn der Ausdruck gestattet ist — in der That hier und da eingetreten, grofsentheils waren aber die Ansiedelungen dort schon zu fest gewurzelt. So ist man denn mehrfach auch auf diesem Gebiete, weit entfernt von Starrheit und Eigensinn, ein Compromifs eingegangen, wie das besonders bei mehreren der bedeutendsten Städte offen zu Tage liegt, bei Athen, Korinth und Megara. Zur Stadtverlegung war es da zu spät, obgleich Themistokles (bei Thukyd. I. 93, 7) für Athen auch diesen Gedanken ausgesprochen hat; so werden denn die Meeresansiedelungen durch Mauern wenigstens äufserlich eine Einheit mit der

Stadt und erhalten so gleichsam eine Abschlagszahlung, da es unthunlich ist, die ganze Bedeutung auf sie zu übertragen. Wo der alte und neue Typus so nahe bei einander lagen, nur da konnten wohl auch zuerst jene ethischen Bedenken gegen Meeresnähe aufkommen, wie sie bekanntlich bei Plato (Gesetze IV, S. 705) und bei Aristoteles (Politik VII, 6) sich finden.

An anderen Punkten unterlag der ältere Typus; hierher gehören auch einige der oben S. 362 für den Umzug angeführten Beispiele. Auch Kirrha und Krissa konnten nicht gut neben einander existiren.[1]) Ob der überlebte Typus weiter bestehen bleibt, wird ja immer von einer ganzen Reihe von Ursachen, seiner relativen Nützlichkeit, der Nährkraft (im weitesten Sinne) der Umgebung u. A. abhängen.

Man wird bemerkt haben, dafs bei den bisher gewählten Beispielen die Seestädte meist nach Kleinasien und Sicilien, die Binnenstädte nach Griechenland fallen, während für Kleinasien — wenn man das archaische Lykien und ein paar alte Plätze im südlichen Randgebirge ausnimmt — noch nichts Binnenländisches angeführt worden ist. Dies hat seinen guten Grund: die Binnenbesiedelung Kleinasiens, so weit wir wenigstens jetzt dieselbe erkennen können, ist allerdings zum gröfsten Theil derartig, dafs sie der dritten im Anfang von uns aufgestellten Forderung entspricht.

Das Innere der Halbinsel, welche bei dem Marsche Xenophons wenigstens scheinbar noch so arm an städtischen Niederlassungen ist, erscheint später und in seinen Resten ganz erfüllt von Ortschaften; wir halten uns an die zahlreichen, welche dynastische Namen von den Diadochen, Epigonen und deren Familien tragen, weil bei ihnen bestimmte Daten zu gewinnen sind. Diese sind zuletzt von Droysen am Schlufs seiner Geschichte der Epigonen zusammengestellt worden; doch konnte der Gesichtspunkt, der für uns von wesentlichem Interesse ist, dort unbeachtet bleiben.

Wenn im Stephanus Byz. bei nicht wenigen derartigen Orten nur von einer Umnennung die Rede ist (vgl. u. Apameia, Arsinoe, Berenike, Seleukeia, auch Strabo S. 330 fr. 24 Thessalonike), so könnte es scheinen, als habe es sich — wie vielfach in römischer Zeit — lediglich um eine Aenderung des Namens gehandelt. Dieser Eindruck wird zunächst verstärkt durch die Thatsache, dafs auch dynastische Namen des gleichen Ortes in schneller Folge einander ablösen: Antigoneia-Alexandreia Troas; Gadara-Antiocheia-Seleukeia; Ankore-Antigoneia-

[1]) In Phoenikien ist Palaibyblos und Byblos zu vergleichen. Die Phoeniker können überhaupt als Vorgänger der Hellenen auch in der Besiedelungsmethode betrachtet werden.

Nikaia, auch die «untergegangene» Lysimachea in Aeolis bei Plinius (V 122) gehört gewifs hierher. Allein derselbe Strabo, welcher von Prusias sagt ἡ Κίος πρότερον ὀνομασθεῖσα, erzählt zugleich, dafs Kios von Prusias wieder aus seinen Trümmern erbaut sei; und wenn Stephanus die Stadt Philippoi nur als eine — beachtenswerther Weise auch plurale — Umnennung von Krenides bezeichnet, so ist aus Appian (bell. civ. IV p. 106) klar, dafs Philipp den Ort befestigte, aus Diodor (XVI. 3, 8), dafs er die Einwohnerzahl stark vermehrte.[1]) Wenn Stephanus vom Kilikischen Seleukeia sagt, dafs es früher auch Olbia geheifsen habe, so lehrt Strabo (S. 670) zweierlei, einmal dafs das nahe Holmoi gemeint ist, und zweitens, dafs der Zusammenhang nur in der Umsiedelung der Bewohner nach der Diadochengründung bestand.

Schon diese Fälle zeigen, dafs nicht blos eine Umnennung stattgefunden hat, wo nur von einer solchen die Rede ist; gefehlt hat das freilich schon in der Diadochenzeit nicht, wie die Beispiele Ephesos-Arsinoe, Tarsos-Antiocheia, Alabanda-Antiocheia, Tralles-Seleukeia-Antiocheia, Pleistarcheia-Herakleia erweisen; aber diese Namen hielten sich auch eben nicht, fielen ab wie ein loser Behang und liefsen wieder die alten in ungestörter Geltung. Ja sogar wo, wie bei Patara, von einer eingreifenden Thätigkeit des Ptolemaios Philadelphos, von einer ἐπισκευή gesprochen wird, welche die Umnennung Arsinoe nach sich zog, heifst es doch ἐπεκράτησε δὲ τὸ ἐξ ἀρχῆς ὄνομα. Wir werden also annehmen dürfen, dafs, wo diese Namen sich erhalten haben, das nirgends ohne Grund geschehen ist: wie bei Prusias-Kios, so ist es bei Apameia-Myrlea die Aufrichtung der zerstörten Stadt, bei Philippoi-Krenides die Befestigung und Vergröfserung, bei Nikaia wohl ein Neubau an alter Stelle (wie ein Vergleich von Stephan. u. d. W. mit Strabo S. 566 lehrt), bei Nikomedeia eine Wegrückung vom alten Punkt, die aber durch ein Wunder beim Opfern motivirt ward; ähnliches meldete die Sage (Paus. VII 5, 2) von Smyrna, das 20 Stadien fern von seiner alten unbequemen Stelle neu gegründet ward (Strabo 646); endlich heifst es vom λόφος Κελαινῶν bei Strabo (S. 578): ἐντεῦθεν δ' ἀναστήσας τοὺς ἀνθρώπους ὁ Σωτὴρ Ἀντίοχος εἰς τὴν νῦν Ἀπάμειαν τῆς μητρὸς ἐπώνυμον τὴν πόλιν ἀπέδειξεν Ἀπάμας. Finden wir nun, dafs zu den allermeisten dynastischen Namen von Städten in Kleinasien — und sonst — die Ueberlieferung noch einen andern setzt, der nicht selten ausdrücklich als ein früherer bezeichnet wird, so folgt daraus, dafs die Diadochen-

1) Wie dergleichen im Einzelnen zuging, ist in der einzigen, noch nicht genug gewürdigten Inschrift von Teos, Lebas no 86 zu lesen. — Plan von Philippoi bei Heuzey, Macédoine pl. A.

gründungen der Hauptsache nach sich an bestehende Niederlassungen anschlossen, diese erweiterten, zusammenzogen, besonders aber der neueren Zeit gemäfs zurecht rückten, und gerade dadurch werden sie für unsern Zweck charakteristisch. In Griechenland selber war weder für diese Thätigkeit Raum, noch lag in den Zeitverhältnissen ein Anlafs dazu vor; es ist bezeichnend, dafs die zwei einzigen dynastischen Namen auf engerem hellenischen Gebiete Lysimacheia und Arsinoe da in einen so zurückgebliebenen Landestheil wie Aetolien fallen, wo freilich ihr Verhältnifs zu früher Bestehendem auch noch der Aufklärung bedarf. An Mantineia hat der Name Antigoneia so wenig gehaftet wie Demetrias an Sikyon, trotz der aufserordentlichen Verdienste der betreffenden Fürsten um jene Städte; erst in einem Gebiete, das in der geschichtlichen Entwickelung Griechenlands völlig zurückgetreten war, ist eine Gründung ganz im Sinne der kleinasiatischen entstanden: Demetrias am Pagasaeischen Meerbusen. Von Küstenstädten gehören in diese Zeit zumeist die als Seestädte zweiter Ordnung charakterisirten (oben S. 368), wofür ich Demetrias, Prusias, Apameia, Nikomedeia, Smyrna, Attaleia, Seleukeia Kilik. nenne; im Binnenlande sitzen ihre Burgen auf mäfsigen Hügeln über fruchtbaren Ebenen, in welche selber sie sich hinunterziehen, wie Apameia Kibotos, Seleukeia Sidera, Stratonikeia, Eumeneia (Ramsay, journal. of Hellen. Stud. IV S. 399) Dionysopolis (Ramsay S. 379), Philadelphia, Hierapolis, Laodikeia. Damals ward Magnesia herabgerückt (C. J. 3137), und auch die Verlegung von Gergis kann hierher gehören (Str. 616). Statt wie ehedem auf der Wasserscheide zu thronen, steigen diese Orte auch hinab in das Flufsthal, an dessen Seiten sie sich malerisch und gartenreich emporziehen: Neocaesarea und wohl auch Apameia Kibotos; etwas anders Nysa und Pergamon. Das bedeutet zugleich ein Motiv, Flufsdurchfurchung des Stadtgebietes, welches kleinasiatische Städte schon früher gekannt haben: Apameia (Herod. VII 26, Xenoph. anab. I 2, 7, vgl. auch Strabo S. 577), Tarsos (Xenophon anab. I 2, 23 vgl. Strabo S. 673), wohl auch Kolossai (Herod. VII 30). Durchflossen war im Mutterlande die späte Megalopolis; Mantineia und Elis sind dagegen erweislich erst durch allmäliche Ausbreitung dahin gelangt, keineswegs darauf angelegt. Dasselbe war wohl bei Tralles der Fall, das sich ursprünglich gewifs auf die Burg beschränkte (Plin. V 108 perfunditur Thebaite). Es mufste ja schliefslich nicht selten dahin kommen, wenn die alten Landcapstädte sich nach unten über den Zusammenflufs hinaus ausbreiteten.

Wie die Diadochengründungen die grofsen Verkehrsstrafsen bezeichnen, hat schon Droysen bemerkt (III, 2 S. 266). Das aufmerk-

same Auge lernt diese Anlagen bald unterscheiden; wenn ich ein Gleichnifs aus der Kunstentwickelung entlehnen darf, so erscheinen sie wie jene anmuthigen, flüssigen Schöpfungen, welche nach Zeiten grofser Blüthe lange und in grofsen Massen producirt worden sind.

Von dauernder Anziehung und unerschöpflichem Interesse sind aber auch hier nur die Vertreter des Archaismus und der Blüthe. Ja selbst das Archaistische fehlt nicht ganz und verräth sich auch hier durch seine Inconsequenz. Messene sollte zwei Rollen vereinen, die einer Veste im alten Sinne und einer Wohnstadt im neuen; das war nicht lebensfähig. Rühmend sagt Strabo wie etwas nicht Gewöhnliches von seiner Vaterstadt aus: *πόλεως ἅμα τε καὶ φρουρίου παρέχεσθαι χρείαν δυναμένη.*

Die Römer haben im Osten der griechischen Städtewelt keinen neuen typischen Zug hinzugefügt, aber es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, dafs unter ihrer Herrschaft die Städte auch des ältesten überlebten Typus, wie Sagalassos, Termessos eine Nachblüthe feiern, einen ruhigen Spätsommer haben von ungewöhnlicher Dauer.

Vom Typus der Diodochenstadt gab es keinen weiteren Fortschritt, sondern nur Rückgang, und zwar nicht Rückgang auf die verkehrstüchtige feste Stadt, — denn diese ist nur Station auf dem Wege des Aufschwunges, sondern Sprung auf den alten festen binnenländischen Typus. Dieser ist der lebensfähigste aller, er überdauert in der Stille jeden Wechsel, und wie er das erste Asyl der Menschen war, so ward er ihr letztes, aber doch so, dafs er immer wieder zum Ausgangspunkt neuer Entwickelung werden kann. Da herrscht kein Stillstand, sondern Leben und Bewegung.

Sikyon beschränkte schon Demetrios auf die Oberstadt, in Theben ward nach des Pausanias Bericht nur noch die Burg bewohnt, Akrokorinth ward wieder Stadt; auch die Wanderung Spartas nach Mistra gehört in diesen Zusammenhang. Wenn nun Sparta wieder aufgelebt ist an seiner alten Stelle, wenn die Korinther hinabgewandert sind bis an's Meer nach Lechaion, wenn am Krissaeischen Meerbusen, über dem Delphi durch keinen Glauben mehr gehalten wird, Galaxidi emporblüht und neben Athen der Peiraeius sich wieder zu einer Stadt entwickelt hat, — um nur weniges zu nennen — so sind das Zeichen der Zeit, welche, so einfach sie auch erscheinen mögen, doch erst durch die Analogie des Alterthums ihre tiefere Bedeutung erhalten. —

XXVI.

CHRISTIAN BELGER

Goethes und Schillers Beschäftigung mit der Poetik des Aristoteles.

«Gleiches wird nur durch Gleiches erkannt!» Dieser Satz der alten Philosophie mag zwar, zu weit ausgedehnt, üble Consequenzen haben: auf dem Gebiete des Ethischen aber, oder wo es sich um die Würdigung einer geistigen Leistung in ihrem vollen Werthe handelt, hat er unbedingte Gültigkeit. Die moderne Psychologie könnte dafür, freilich lange nicht so tief und schlicht, etwa sagen: «eine Vorstellung kann nur dann appercipirt werden, wenn eine appercipirende Vorstellungsmasse bereits vorhanden ist». Belehrt also wird durch ein philosophisches System nur der, welcher die Vorstufen desselben in sich selbst in eigenem Denken durchgemacht hat oder sie wenigstens historisch kennt. Wer ohne Kenntnifs der Bedingungen, welche es in der Seele des Philosophen hervorriefen, an dasselbe herantritt, wird es vielleicht gedächtnifsmäfsig in sich aufnehmen, aber keinen Augenblick vor den gröbsten Irrungen sicher sein.

Von diesem Gesichtspunkte aus liefse sich eine Geschichte des Verständnisses, oder auch des Mifsverständnisses überlieferter Schrift- und Kunstdenkmäler schreiben; besonders belehrend aber werden solche Werke der Vergangenheit sein, welche von vornherein grofse Autorität hatten und dieselbe durch die Jahrhunderte sich erhielten. Zu ihnen gehören in erster Linie die Werke des Aristoteles, und von ihnen wieder war besonders verbreitet die Poetik.

Die Autorität dieses kleinen Büchleins war so grofs, dafs selbst bis auf unsere Tage eine grofse Anzahl der Aesthetiker glaubten, eine Theorie oder ein Kunstwerk von vornherein verwerfen zu müssen, wenn es mit des Aristoteles Lehren nach ihrer Meinung nicht übereinstimmte; es entstand daraus die grofse Gefahr, dafs jeder seine eigene Ansicht in den Aristoteles hinein interpretirte, wenn er sie nicht darin

fand, wie sich dies namentlich in dem heute noch geführten Streite um die κάθαρσις τῶν παθημάτων zeigt.

Dieser Irrthum ruht auf einer irrigen Voraussetzung über die Entstehung der Poetik. Die Poetik ist nicht eine allgemeine Aesthetik, auf speculativem Wege aus allgemeinen Sätzen abgeleitet, sondern bietet eine abschliefsende Betrachtung der bis Aristoteles erreichten Entwicklung des griechischen Epos und Dramas; sie ist mehr Formulirung des Gegebenen als Construction von Neuem. Sie zeigt nur im treuen Spiegelbilde, was die griechische Kunst wirklich ist, sie geht Schritt für Schritt von den vorliegenden Kunstwerken aus, beschreibt uns in Folge dessen selbst Nebensächliches, und nur soweit die griechische Kunst auch an sich Vollendetes geschaffen hat, sind ihre Sätze auch über das Griechenthum hinaus bindend. Einen recht deutlichen Beweis liefert das ausführliche Capitel über die Erkennungsscenen. Wir werden uns darüber aber nicht wundern, wenn wir allein in Sophokles' Elektra acht solcher ἀναγνωρίσεις verschiedener Art finden: wer jedoch etwa eine deutsche Poetik von der deutschen Kunst aus schreiben wollte, würde diesen Punkt nur nebensächlich berühren.

Die Poetik ist also auch in dieser Hinsicht ein treffliches Beispiel für Aristoteles' Methode: er sammelt, erklärt und vertieft das Vorliegende, seien es nun Thatsachen oder Meinungen, wie in unserer Schrift die inductiv aus der Betrachtung griechischer Dichtungen gefundenen Sätze und die namentlich von Plato bereits aufgestellten Theorien. Wie er an diese anknüpft, bald abweisend, bald weiterbauend, habe ich in der Dissertation De Aristotele etiam in arte poetica componenda Platonis discipulo nachgewiesen. Aus dieser Entstehung der Schrift erklärt sich auch, warum über den Begriff der Schönheit, welcher in einer speculativen Aesthetik an der Spitze stehen würde, keinerlei Untersuchung in ihr angestellt wird. Das Verständnifs der Poetik aber richtet sich nunmehr nach der Regel: Je mehr der Erklärer deductiv gefundene, allgemein gültige Wahrheiten in ihr sucht, desto gröfsere Gefahr des Mifsverständnisses läuft er, je deutlicher er einsieht, dafs wir zunächst nur eine griechische Poetik, aus griechischen Kunstwerken abstrahirt, vor uns haben, desto sicherer wird er gehen.

Vor Lessing krankt die gesammte Betrachtung der Aristotelischen Dichtkunst an dem bezeichneten Fehler, und wir lernen sein grofses Verdienst erst recht würdigen, wenn wir seine Vorgänger lesen. Unabhängig von ihm aber hat Schiller die zeitliche Bedingtheit des Griechen noch viel schärfer ausgesprochen, und seine Aeufserungen gehören zu dem Besten, was über die Poetik überhaupt gesagt worden

ist. Wie die Entwicklung seines eigenen Geisteslebens zu diesem richtigen Urtheile führte, um «Gleiches durch Gleiches» erkennen zu können, verdient wohl ein allgemeines Interesse.

Schiller, der kühne, speculative Denker, der begeisterte Anhänger Kants, hatte von vornherein ein Vorurtheil gegen den inductiv verfahrenden Aristoteles und würde kaum zu ihm gegriffen haben, wenn ihn nicht Goethe darauf hingewiesen hätte; da in jener glücklichen Periode beider Gedanken nur in ihrer gegenseitig aufeinander wirkenden Kraft betrachtet werden können, dürfen wir auch hier Schiller nicht allein behandeln; es wird sich aber zeigen, dafs er, soweit wenigstens die Theorie der Kunst in Betracht kommt, meist der anregende, Goethe mehr der empfangende ist.

Nach der ersten Periode dramatischer Fruchtbarkeit, in welcher sich Schiller «ein eigenes Drama nach seinem Talent» gebildet hatte (Schiller-Körner, 25. Febr. 1789), drängte ihn sein philosophischer Geist, auch über die Gesetze der Kunst sich klar zu werden, welcher er mit allen Kräften diente: er fand nicht eher die innere Freiheit neuen Schaffens, ehe er nicht dieser selbstgestellten Aufgabe genügt hätte. «Ehe ich nicht meine dunklen Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe, lasse ich mich auf keine dramatische Ausarbeitung ein» (l. l. 26. Novbr. 1790). Dieser Vorsatz zeitigte eine Reihe herrlicher Abhandlungen über verschiedene ästhetische Gegenstände, namentlich auch über die tragische Kunst, welche in den Thalien und den Horen erschienen, und mit der grofsen Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung 1796 abschlossen. Eine grofse Untersuchung, welche den Namen Kallias tragen und hauptsächlich dem Begriffe des Schönen dienen sollte, beschäftigte ihn jahrelang, kam aber nicht zum Abschlufs, und wahrscheinlich hat ihn gerade dieses Problem allmählich ermüdet und wieder zur praktischen Ausübung seines eigentlichen Berufes, den des dramatischen Dichters geleitet. Er führte mit Körner weitläufige Unterhaltungen über den Begriff des Schönen, Unterhaltungen, welche auf die Dauer den Eindruck des Mühseligen immer deutlicher hervortreten lassen. Und wir wundern uns nicht darüber; denn die Schönheit läfst sich nicht in Begriff fassen.

Bei diesem Versuche, das tiefe Geheimnifs der Schönheit zu ergründen, hatte er sich für den deductiven Weg entschieden: «Die Untersuchungen über das Schöne, wovon beinahe kein Theil der Aesthetik zu trennen ist, führen mich in ein sehr weites Feld, wo für mich noch ganz fremde Länder liegen. — — Die Schwierigkeit, einen

Begriff der Schönheit objectiv aufzustellen und ihn aus der Natur der Vernunft a priori zu legitimiren, so dafs die Erfahrung ihn zwar durchaus bestätigt, aber dafs er diesen Ausspruch der Erfahrung zu seiner Gültigkeit gar nicht nöthig hat, — diese Schwierigkeit ist fast unübergehbar» (l. l. 25. Januar 1793). Und ferner: «Ich habe einen doppelten Weg vor mir, Dich in meine Theorie hineinzuführen: einen sehr unterhaltenden und leichten, durch die Erfahrung, und einen sehr reizlosen, durch Vernunftschlüsse. Lafs mich den letzten vorziehen; denn ist der einmal zurückgelegt, so ist das Uebrige desto angenehmer» (l. l. 8. Febr. 1793).

Während er sich nun redlich bemüht, auf diesem Wege sein Ziel zu erreichen, hatte er doch für sein Studium den anderen glücklicherweise nicht aufser Acht gelassen; denn schon 1790 nimmt er neben der theoretischen Aesthetik das genaue Studium der griechischen Tragödie in sein Arbeitsprogramm auf (l. l. 26. Novbr. 1790). Ja als gegen das Jahr 1797 der reinen Aesthetik und der Jagd nach dem Begriff des Schönen müde war, vertiefte er sich so in das Studium der Griechen, dafs er eine ganze Reihe von Sätzen, namentlich aus den Tragödien des Sophokles ableitete, welche mit den von Aristoteles aus derselben Quelle geschöpften sich fast wörtlich decken. Er hatte sich entschlossen, den Wallenstein zu einem Drama zu gestalten und las gleichzeitig die griechischen Tragiker, besonders den Sophokles. Mit Goethe unterhielt er sich lebhaft über die neu aufgehenden Gedanken. Schon am 18. März 1796 schreibt er ihm: «Jetzt bin ich erst an dem Knochengebäude, und ich finde, dafs von diesem, ebenso wie in der menschlichen Struktur, auch in dieser dramatischen alles abhängt», und am 4. April 1797: «Ich finde, je mehr ich über mein eigenes Geschäft und über die Behandlungsart der Tragödie bei den Griechen nachdenke, dafs der ganze cardo rei in der Kunst liegt, eine poetische F a b e l zu erfinden». Welcher Leser der Poetik dächte dabei nicht sofort an den μῦθος, welcher der Tragoedie Seele ist!

Ein anderer, nicht minder wichtiger Punkt, findet sich in demselben Briefe: «der Neuere schlägt sich mühselig und ängstlich mit Zufälligkeiten und Nebendingen herum, und über dem Bestreben, der Wirklichkeit recht nahe zu kommen, beladet er sich mit dem Leeren und Unbedeutenden, und darüber läuft er Gefahr, die t i e f l i e g e n d e W a h r h e i t zu verlieren, worin eigentlich alles Poetische liegt. Er möchte gern einen wirklichen Fall vollkommen nachahmen und bedenkt nicht, dafs eine p o e t i s c h e Darstellung mit der Wirklichkeit eben darum, weil sie absolut wahr ist, niemals coincidiren kann»!

Weiter ausgeführt wird dieser Gedanke an dem concreten Beispiel der Dejaneira: «Wie ganz ist sie die Hausfrau des Herkules, wie individuell, wie nur für diesen einzigen Fall passend ist dies Gemälde, und doch wie tief menschlich, wie ewig wahr und allgemein». Ferner heifst es: «Die Charaktere des griechischen Trauerspiels sind mehr oder weniger idealische Masken und keine eigentlichen Individuen.» In dem zuerst angeführten Ausspruche richtet sich die Polemik gegen die, welche die Illusion gern absolut vollenden möchten. Fast komisch wirkt es, wenn man liest, mit welchem Ernst Gottsched und seine Nachfolger z. B. die drei Einheiten daraus ableiten, dafs jeder Zuschauer an demselben Ort etwa drei Stunden sitzen bleibe! Wie aber durch ihre strenge Beobachtung gerade das Gegentheil erreicht wird, die gröfste Unwahrscheinlichkeit der Handlung, brauche ich nicht auszuführen. Wer aber erinnert sich nicht bei der Vergleichung der absoluten poetischen Wahrheit mit der vom Zufall regierten Wirklichkeit im neunten Kapitel der Poetik? Was sind die idealischen Masken anders als das *καθόλου* des Aristoteles im Gegensatze des *καθ' ἕκαστον*?

Wenn weiter Schiller sagt (7. April): «Es geschähe den Poeten und Künstlern schon dadurch ein grofser Dienst, wenn man nur erst ins Klare gebracht hätte, was die Kunst von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen lassen mufs», so sollte er auch hierüber bald im Aristoteles treffende Worte finden. Ich möchte aus dieser Stelle schliefsen, dafs Schiller damals die Dramaturgie Lessings noch nicht gelesen hatte, mindestens aber, dafs ihm ihr Inhalt nicht mehr recht gegenwärtig war; sonst wäre ihm wohl eingefallen, dafs gerade über diesen Punkt Lessing im Anschlufs an Aristoteles vielfach sich ausspricht; auch ist die Art, wie Schiller über die Dramaturgie später redet, ganz geeignet, diese Meinung zu unterstützen. Er sagt nämlich am 4. Juni 1799: «Ich lese jetzt Lessings Dramaturgie, die in der That eine sehr geistreiche und belebte Unterhaltung giebt.» Das klingt, als läse er sie jetzt zum ersten Male; wie einer, der von dem Buch hat reden hören, der es selbst aber noch nicht kannte. Dieser Punkt ist darum von Wichtigkeit, weil unter dieser Voraussetzung die oben angeführten Gedanken Schillers ganz eigene Production sind: denn zu den landläufigen gehörten sie in jener Zeit nicht.

Ja, soweit ging der Umschwung in Schillers Werthschätzung der deductiven Aesthetik, dafs er am 27. Juni 1798 an Wilhelm von Humboldt schreiben konnte: «Sie müssen sich nicht wundern, lieber Freund, wenn ich mir die Wissenschaft und die Kunst in einer gröfseren Ent-

fernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren vielleicht geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet und ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine, reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus und möchte behaupten, dafs es kein Gefäfs giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst».

Wenn dieser Brief zwar erst von 1798 stammt, so zeigen doch die Briefe an Goethe von 1797 schon dieselbe Stimmung. In dieser Zeit, da Schiller, der reinen Theorie müde, an den griechischen Dichtern inductiv zu abstrahiren begann, that Goethe einen guten Griff, indem er sich eines vor langer Zeit gelesenen und lange vergessenen Büchleins zur rechten Stunde erinnerte. Er schreibt am 28. April 1797: «Ich habe die Dichtkunst des Aristoteles wieder mit dem gröfsten Vergnügen durchgelesen; es ist eine schöne Sache um den Verstand in seiner höchsten Erscheinung. Es ist sehr merkwürdig, wie sich Aristoteles blos an die Erfahrung hält, und dadurch, wenn man will, ein wenig zu materiell wird, dafür aber meistens desto solider auftritt. So war es mir auch sehr erquickend zu lesen, mit welcher Liberalität er die Dichter gegen Grübler und Krittler in Schutz nimmt, immer nur auf's Wesentliche dringt und in allem anderen so lax ist, dafs ich mich an mehr als einer Stelle verwundert habe. Dafür ist aber auch seine ganze Ansicht der Dichtkunst und der besonders von ihm begünstigten Theile so belebend, dafs ich ihn nächstens wieder vornehmen werde, besonders wegen einiger bedeutender Stellen, die nicht ganz klar sind und deren Sinn ich wohl erforschen möchte. Freilich über das epische Gedicht findet man gar keinen Aufschlufs in dem Sinne, wie wir ihn wünschen.»

Wenn hier Goethe Aristoteles als den Verstand in seiner höchsten Erscheinung bezeichnet, so kann damit nur gemeint sein die empirische Richtung seiner Untersuchung, die gerade den entgegengesetzten Weg einschlägt, als die oben von Schiller characterisirte Vernunft, welche rein durch Vernunftschlüsse, von aller Erfahrung absehend, a priori den Begriff des Schönen konstruiren wollte.

Interessant ist es, bei Göthe zu sehen, wie dasselbe Buch unter verschiedenen Bedingungen ganz verschieden auf ein und denselben Menschen wirken kann. Mit welchem Interesse er in seiner Jugend ästhetische Untersuchungen verfolgte, ist aus den schönen Worten aus Dichtung und Wahrheit bekannt, welche den Eindruck des Lessingschen Laokoon auf ihn schildern. In jener frühen Zeit aber hat er auch, vielleicht gerade durch Lessings Schriften angeregt, Aristoteles' Poetik zum ersten Mal gelesen. Er schreibt wenigstens am 6. Mai 1797 an Schiller: «Ich bin sehr erfreut, dafs wir gerade zur rechten Stunde den Aristoteles aufgeschlagen haben. Ein Buch wird doch immer erst gefunden, wenn es verstanden wird. Ich erinnere mich recht gut, dafs ich vor 30 Jahren diese Uebersetzung gelesen und doch auch von dem Sinne des Werkes garnichts begriffen habe.» Aus dem angeführten Datum ergiebt sich, dafs Goethe 1767, also noch als Student zu Leipzig, das Buch von der Dichtkunst las; es blieb ihm unverständlich, weil er die griechische Literatur noch sehr wenig kannte: «Ich wandte mich wieder, so erzählt er von seiner Leipziger Zeit, gegen die geliebten Alten, die noch immer, wie ferne, blaue Berge, deutlich in ihren Umrissen und Massen, aber unkenntlich in ihren Theilen und inneren Beziehungen, den Horizont meiner geistigen Wünsche begrenzten» (Dichtung und Wahrheit, VII).

Dafs Goethe die Uebersetzung von Curtius vor sich hatte, lehrt ein Brief Schillers an Körner vom 3. Juni 1797. Er meldet dem Freunde seine Freude: «Du mufst Aristoteles selbst lesen. Ich las ihn nach einer deutschen Uebersetzung von Curtius, die in Hannover vor langer Zeit erschienen ist.» Goethe aber schrieb in dem schon angeführten Briefe: «Ich erinnere mich, dafs ich diese Uebersetzung vor 30 Jahren gelesen habe.»

Ist es schon von hohem Interesse, dieses Buch zu studiren, um danach das gewaltige Verdienst Lessings, welcher vielfach auf dasselbe Rücksicht nimmt, recht zu würdigen, so ist es für unseren Zweck unumgänglich, diesen Umweg zu machen, weil Schillers und Goethes weiter anzuführende Urtheile nur auf Curtius' Uebersetzung beruhen.

«Aristoteles' Dichtkunst, in's Deutsche übersetzt, mit Anmerkungen und besonderen Abhandlungen versehen, von Michael Conrad Curtius, der Königlichen deutschen Gesellschaft in Göttingen Mitgliede. Hannover, verlegt's Johann Christoph Richter. 1753» ist der Titel des besagten Buches. Es ist entstanden auf Anregung von Gottsched und Gellert und athmet denn auch fast in jeder Zeile den Geist derer, die seine Geburt förderten. Diesem Einflusse und der eigenen Schwäche

des Verfassers verdankt es seine Gestalt. Von historischer Methode, die den Schriftsteller aus sich selbst erklärt, findet sich keine Spur; so rechnet das erste Kapitel echt gottschedisch die Dichtkunst unter die Wissenschaften, indem es nicht etwa das Wissen um die Gesetze der Dichtkunst so bezeichnet, was ja berechtigt wäre, sondern den einzelnen Dichtungsarten selbst jenen Namen zuweist. Die Unterscheidung würdiger und niedriger Charaktere im 2. Kapitel gestaltet sich in seiner Terminologie zum Unterschied zwischen Tugend und Laster, einer Bezeichnung, die durch das ganze Buch sich hinzieht. Das mangelhafte Verständnifs des neunten Kapitels hat schon Lessing hervorgehoben (Dramat. St. 89); wenn als Abschlufs bei Curtius sich folgendes findet: «Aus allem diesen erhellet, dafs ein dramatischer Dichter seine Absicht mehr auf den Vers, als auf die Fabel richten müsse», so mag die völlige Umkehrung des Gedankens wohl Druckfehler sein, der «dramatische» Dichter aber ist nur des Uebersetzers Eigenthum (*δῆλον οὖν ἐκ τούτων, ὅτι τὸν ποιητὴν μᾶλλον τῶν μύθων εἶναι δεῖ ποιητὴν ἢ τῶν μέτρων* c. 9., p. 1451 b. 27). Welche Vorstellung der Uebersetzer von griechischer Denkungsart hat, zeigt am besten seine Anmerkung zu der Stelle des dreizehnten Kapitels, in der es erklärt wird, warum die Stücke des Euripides meist den unglücklichen Ausgang haben. Anm. 169 nämlich sagt Curtius: «Ich glaube, dafs die Griechen besondere Ursachen gehabt haben, warum ihnen die Trauerspiele mit unglücklichem Ausgange reizender erschienen. Sie hegeten einen so unversöhnlichen Königshafs, dafs das Unglück eines Prinzen das angenehmste Opfer war, das man ihnen bringen konnte. Der unglückliche Ausgang der Könige, den die Tragödien abbildeten, schmeichelte also ihren Vorurtheilen: und hierin lag vermuthlich der Grund des Vorzuges, den diese Gattung von Trauerspielen bei ihnen fand.» Aehnliches findet sich noch vielfach.

Bereits Lessing hat manchen Fehler dieses, wenn ich so sagen darf, in's Gottschedische übersetzten Aristoteles gerügt: dafs er dem jungen Goethe das Verständnifs nicht erleichterte, ist klar; bewundern aber müssen wir namentlich Schillers Scharfblick, welcher auch durch dieses trübe Glas ein treffendes Bild des Griechen sah. An diesem Beispiele namentlich ist mir eine Stelle aus der Charakteristik Schillers klar geworden, welche Wilhelm von Humboldt seiner Ausgabe ihres Briefwechsels vorgesetzt hat. Humboldt schreibt p. 16: «Es ist merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblöfst von den Mitteln, welche andere ihm zuführten, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte.»

Auf den ersten Brief Goethes, welcher die Poetik erwähnt (28. April 1797) antwortet Schiller nichts, wiewohl er zwei Briefe an jenen schreibt; der «Kantianer» wollte offenbar von Aristoteles nichts wissen; nennt er ihn doch noch später in demselben Briefe, in welchem er seiner hohen Anerkennung beredten Ausdruck giebt, einen nüchternen Kopf, einen kalten Gesetzgeber, einen «solchen Verstandesmenschen» (5. Mai 1797). Goethe liefs sich jedoch durch diese Ignorirung seiner warmen Empfehlung nicht abschrecken, er urtheilte wohl, dafs bei Schillers damaliger geistigen Prädisposition eine grofse Wirkung erfolgen müsse, und schickte kurzer Hand ohne weiteren Commentar das Buch am 3. Mai 1797 an den Freund: «Hier schicke ich den Aristoteles, wünsche viele Freude daran und sage für heute nichts weiter.»

Der Erfolg entsprach durchaus der Erwartung; denn schon zwei Tage darauf, am 5. Mai, antwortet Schiller in einem Briefe, dem man die helle Freude in jedem Satze ansieht. Was er selbst allmählich bei der Lektüre der griechischen Tragiker gedacht, findet er hier in klaren Worten ausgesprochen. Er zeigt nunmehr jenen von Humboldt geschilderten genialen Blick, und was man zunächst kaum erwarten sollte, eine völlig richtige historische Auffassung von dem eigentlichen Wesen der Poetik. Er schreibt: «Ich bin mit dem Aristoteles sehr zufrieden, und nicht blos mit ihm, auch mit mir selbst; es begegnet einem nicht oft, dafs man nach Lesung eines solchen nüchternen Kopfes und kalten Gesetzgebers den inneren Frieden nicht verliert.»

«Der Aristoteles ist ein wahrer Höllenrichter für alle, die entweder an der äufseren Form sklavisch hängen, oder die über alle Form sich hinwegsetzen. Jene mufs er durch seine Liberalität und seinen Geist in beständige Widersprüche stürzen; denn es ist sichtbar, wie vielmehr ihm um das Wesen, als um alle äufsere Form zu thun ist; und diesen mufs die Strenge fürchterlich sein, womit er aus der Natur des Gedichts und des Trauerspiels insbesondere seine unverrückbare Form ableitet. Jetzt begreife ich erst den schlechten Zustand, in den er die französischen Ausleger und Poeten und Kritiker versetzt hat; auch haben sie sich immer vor ihm gefürchtet, wie die Jungen vor dem Stecken. Shakespear, soviel er gegen ihn wirklich sündigt, würde weit besser mit ihm ausgekommen sein, als die ganze französische Tragoedie.»

Hierzu bedarf es keiner Erklärung: Lessings Dramaturgie bietet durchweg reichliche Beispiele für die falsche Erklärungsweise der Franzosen; wenn Schiller aber sagt: «es ist sichtbar, wie viel mehr es

ihm um das Wesen, als um alle äufsere Form zu thun ist,» so giebt es der Stellen der Poetik, die sich anführen lassen, genug: Aristoteles setzt das Wesen der Dichtung nicht in den Gebrauch des Verses, sondern die Behandlung des Stoffes. Wenn er z. B. im 9. Kapitel (Curtius) sagt: «Die Geschichtsschreiber und Dichter unterscheiden sich nicht durch die gebundene oder ungebundene Schreibart,» so fand Schiller seine eigene Meinung wieder, die er in seinem Briefe an Körner (26. März 1790) aussprach: «Auch in Prosa würde Deine Epistel Gedicht bleiben, und dies ist die eigentliche Probe; denn der Vers macht kein Gedicht.» Das ganze 9. Kapitel befreit den Dichter von dem sklavischen Festhalten an dem geschichtlich Ueberlieferten; es würde zu weit führen, die am Tage liegenden Beweise hier zusammenzustellen, das ganze 25. Kapitel aber schlägt der französischen und Gottschedischen Praxis so direkt in's Gesicht, dafs Goethe und Schiller wohl besonders dieses vor Augen hatten, wenn sie von der Liberalität des Aristoteles sprechen, die bis zur Laxheit geht. Läfst er doch, wenn dadurch das Kunstwerk besser wird, sogar zu, dafs der Künstler der Hirschkuh Geweihe giebt. Ich glaube, im Vorbeigehen davon zu sprechen, dafs dem Aristoteles bei diesem Passus die sehr bekannte und alte Gruppe des Herakles vorgeschwebt hat, welcher die Hindin ereilt hat und sie mit den Händen am Geweih festhält.

Wenn Schiller weiter sagt: «Den Verächtern aller Form mufs die Strenge fürchterlich sein, womit er aus der Natur des Gedichtes, und des Trauerspiels insbesondere, seine unverrückbare Form ableitet,» so mochte er an das 6.—8. Kapitel, in denen die Beschaffenheit der Fabel genau festgestellt wird, an das 9., welches den Dichter bindet, immer durch Ursache und Wirkung fortzuschreiten, und hauptsächlich an das 13. und 14. denken, welche beide die Grenzen ziehen, innerhalb deren der Dichter bei der Wahl seiner Charaktere sich bewegen darf. Vielleicht, dafs Schiller dabei seiner eigenen Produktionen gedachte, von denen Don Carlos bedenklich mit den Forderungen der Einheit der Handlung und der Gleichmäfsigkeit der Charaktere in Collision geräth. Daher ist es auch begreiflich, dafs er bei der Lesung der Poetik seinen «inneren Frieden» wenigstens gefährdet fühlte.

In Widersprüche aber mit sich selbst müssen durch Aristoteles die Regelpedanten gerathen, weil er dem Dichter erlaubt, gegen alle Illusionsgesetze zu verstofsen, an denen jene hängen, wenn anders er durch die Verletzung einen höheren Erfolg erzielt (c. 25).

Schiller fährt dann fort: «Indessen bin ich sehr froh, dafs ich ihn nicht früher gelesen; ich hätte mich um ein grofses Vergnügen und

um alle Vortheile gebracht, die er mir jetzt leistet. Man mufs über die Grundbegriffe schon recht klar sein, wenn man ihn mit Nutzen lesen will; kennt man die Sache, die er abhandelt, nicht schon vorläufig gut, so mufs es gefährlich sein, bei ihm Rath zu holen.»

Wie angelegentlich Schiller über den vorliegenden Gegenstand selbst nachgedacht, haben wir gesehen; nicht ausgeführt ist dabei, inwiefern er, und mit ihm die moderne Tragödie, über den Aristoteles hinaus gewachsen ist.

So möchte auch die Gefahr, welche Schiller in einer verfrühten Lektüre des Buches sieht, darin liegen, dafs der Anfänger leicht durch die strenge Ableitung der aristotelischen Regeln in seinem Blicke für die Gegenwart befangen wird, eine Gefahr, der Lessing nicht ganz entgangen ist.

Es folgt im Schiller'schen Briefe ein Passus, der die einzig richtige Würdigung der Poetik möglich macht: «Ganz aber kann er sicherlich nie verstanden oder gewürdigt werden. Seine ganze Ansicht des Trauerspiels beruht auf empirischen Gründen: er hat eine Masse vorgestellter Tragödien vor Augen, die wir nicht mehr vor Augen haben; aus dieser Erfahrung heraus raisonnirt er, uns fehlt gröfstentheils die ganze Basis seines Urtheils.» — Erkennt man aber dieses an, so ist damit zugleich gegeben, dafs des Aristoteles Ansicht nicht für alle Zeiten bindend sein kann, mindestens dafs ganze Gattungen über seine Poetik hinaus wachsen können. Schiller fährt fort: «Nirgends beinahe geht er von dem Begriff, immer nur von dem Factum der Kunst und des Dichters und der Repräsentation aus; und wenn seine Urtheile dem Hauptwesen nach ächte Kunstgesetze[1]) sind, so haben wir dieses dem glücklichen Zufalle zu danken, dafs es damals Kunstwerke gab, die durch das Factum eine Idee realisirten, oder ihre Gattung in einem individuellen Falle vorstellig machten.»

Es leuchtet sofort ein, wie diese Art der Kunstbetrachtung grade Schiller frappiren mufste, da sie seiner eigenen Weise, sich des Gegenstandes zu bemächtigen, so durchaus entgegengesetzt ist, und er sich damals gerade in dem Uebergange zu derselben Methode befand. «Nirgends beinahe geht er vom Begriff aus»; heifst es; die Fälle, in denen er es doch thut, sind wohl z. B. das siebente Kapitel, wo aus dem Begriff der Schönheit im Allgemeinen das rechte Mafs für die

1) In der dritten Ausgabe des Briefwechsels (Cotta 1870) steht hier: «Kunstgesetze»; in Boxbergers revidirter Ausgabe (Spemann): «Kunstschätze». Vollmers nach den Originalbriefen gemachte Ausgabe ist mir augenblicklich nicht zugänglich.

Fabel abgeleitet wird, oder das achte, welches aus dem Begriff der Einheit heraus ganze Gattungen von Gedichten zurückweist. «Immer nur,» fährt Schiller fort, «geht er von dem Faktum der Kunst und des Dichters und der Repräsentation aus.»

Für diese Behauptung ist die ganze Poetik ein fortlaufender Beweis; nach den faktisch gegebenen Darstellungsmitteln, den Gegenständen, der Art der Darstellung gliedert sich die ganze Kunst, nach im Menschen natürlich gegebenen Bedingungen wird und wächst sie (c. 4), nach gegebenen Charakteranlagen des Dichtenden spaltet sie sich in die beiden Hauptarten; aus der empirisch beobachteten menschlichen Natur, der Constatirung dessen, was sie erfreut, wird die Definition des Trauerspiels abgeleitet (c. 6), und aus ihr, also mittelbar immer wieder aus dem Faktum des Dichters und der Repräsentation, die übrigen Gesetze der Tragödie (13, 14); aus dem Faktum der Bühnenaufführung die 6 Theile (c. 6); und gewisse Unterschiede zwischen Epos und Drama (c. 24 «das Heldengedicht hat zur Ausdehnung seiner Gröfse viele Vortheile, die dem Trauerspiel fehlen: weil dieses nicht viele Begebenheiten zugleich, als zu einer Zeit geschehen, vorstellen kann, sondern sich in die Handlung einschliefsen mufs, welche wirklich auf der Bühne vorgestellt wird. Das Heldengedicht aber kann, weil es eine Erzählung ist, viele Geschichten zugleich zu Ende bringen» etc.). Die verschiedenen Versmafse der Dichtungsgattungen ferner werden eben so, als von der Erfahrung gegeben, aufgenommen. (c. 4. «Da man aber einen anständigen Ausdruck für das Trauerspiel wählte, fand die Natur von selbst das gehörige Silbenmafs: denn die jambische Versart kömmt der ungebundenen Rede am nächsten.»)

Die gegebenen Nachweisungen, weit entfernt, den Stoff erschöpfen zu wollen, werden doch genügen, klar zu machen, was Schiller meinte. In dem Schlufssatze, dafs die Lehren des Ar. nur insoweit echte Kunstgesetze sind, als die griechischen Tragödien mustergültige Werke, ist genau der Werth, aber auch der Grenze der Aristotelischen Lehre festgestellt.

Im Folgenden bestimmt Schiller weiter die Art des Aristotelischen Buches: «Wenn man eine Philosophie über die Dichtkunst, so wie sie jetzt einem neueren Aesthetiker mit Recht zugemuthet werden kann, bei ihm sucht, so wird man nicht nur getäuscht werden, sondern man wird auch über seine rhapsodische Manier und über die seltsame Durcheinanderwerfung der allgemeinen und der allerpartikularsten Regeln, der logischen, prosodischen, rhetorischen und poetischen Sätze etc. lachen müssen, wie z. B., wenn er bis zu den Vocalen und Con-

sonanten zurückgeht. Denkt man sich aber, dafs er eine individuelle Tragödie vor sich hatte und sich um alle Momente befragte, die an ihr in Betrachtung kamen, so erklärt sich alles leicht, und man ist sehr zufrieden, dafs man bei dieser Gelegenheit alle Elemente, aus welchen ein Dichterwerk zusammengesetzt wird, recapitulirt.» Der Ausdruck: «alle Momente, die an ihr in Betracht kommen» für «Theile der Tragödie» ist sehr glücklich und erst in neuster Zeit wieder von Vahlen (Rangfolge der Theile) angewendet worden; die Erklärung, welche Schiller für die vermeintliche Sonderbarkeit des Arist. giebt, übersieht nur das eine, dafs dazumal die Wissenschaften noch nicht so scharf geschieden waren wie heute, dafs namentlich grammatische Untersuchungen noch als etwas Neues auftraten und ihren festen Platz noch nicht hatten.

Im Folgenden kommt Schiller auf den Punkt zu sprechen, um welchen sich sein Briefwechsel mit Goethe damals bewegte, die Eigenart von Epos und Drama; «Ich wundere mich gar nicht darüber, dafs Arist. der Tragödie den Vorzug vor dem epischen Gedicht giebt: denn so wie er es meint, obgleich er sich nicht ganz unzweideutig ausdrückt, wird der eigentliche und objective poetische Werth der Epopöe nicht beeinträchtigt. Als Urtheiler und Aesthetiker mufs er von derjenigen Kunstgattung am meisten satisfacirt sein, welche in einer bleibenden Form ruht und über welche ein Urtheil kann abgeschlossen werden. Nun ist dies offenbar der Fall bei dem Trauerspiel, so wie er es in den Mustern vor sich hatte, in dem das einfachere und bestimmtere Geschäft des dramatischen Dichters sich weit leichter begreifen und andeuten läfst, und eine vollkommnere Technik dem Verstande weist, eben des kürzeren Studiums und der geringeren Breite wegen. Ueberdem sieht man deutlich, dafs seine Vorliebe für die Tragödie von einer klareren Einsicht in dieselbe herrührt, dafs er von der Epopöe eigentlich nur die generisch-poetischen Gesetze kennt, die sie mit der Tragödie gemein hat, und nicht die spezifischen, wodurch sie sich ihr entgegensetzt; deswegen konnte er auch sagen, dafs die Epopöe in der Tragödie enthalten sei, und dafs einer, der diese zu beurtheilen wisse, auch über jene absprechen könne; denn das allgemein Pragmatisch-poetische der Epopöe ist freilich in der Tragödie enthalten.»

Um dem Gange der Poetik nach mit der zweiten Hälfte dieses Abschnitts zu beginnen, so meint also Schiller, Aristoteles kenne nur die generischen Gesetze des Epos, insofern es sich nach dem Kunststil (beide haben das *σπουδαῖον* zum Gegenstande) mit der Tragödie zu

einer Art vereinige, doch mangelten ihm die unterscheidenden, die Eigenthümlichkeiten des Epos; diese Meinung ist mit einer wichtigen Ausnahme richtig: In der ganzen Poetik tritt die Gemeinsamkeit des Kunststiles so sehr in den Vordergrund, dafs Aristoteles z. B. im achten Kapitel, mitten in der Untersuchung über die Tragödie, seine Forderung der Einheit der Handlung als durch Homer erfüllt bezeichnet (ebenso giebt c. 17 die Odyssee das Beispiel für eine Frage der tragischen Composition und öfter cf. Vahlen, Beiträge zu Arist. Poetik II, p. 17), und im 5. Kap. sagt er ausdrücklich: «Beide Gattungen von Gedichten (Epos und Drama) haben folglich einige Stücke mit einander gemein, einige aber kommen dem Trauerspiele allein eigenthümlich zu. Wer daher das Schöne und Fehlerhafte eines Trauerspiels kennet, der ist auch im Stande, ein Heldengedicht zu beurtheilen. Denn das Trauerspiel begreift alle Stücke eines Heldengedichtes in sich, die Theile eines Trauerspieles aber sind nicht alle in einem Heldengedicht enthalten.» Der Unterschied des Epos vom Drama besteht darin, dafs «das Heldengedicht seine Nachahmung durch das Silbenmafs allein verrichtet, eine Erzählung ist und überdem eine grofse Ausdehnung hat.» Nach diesen Gesichtspunkten richtet sich denn auch die Specialbehandlung, die dem Epos in c. 23 und 24 zu Theil wird; da es mit der Tragödie die bedeutendsten μέρη (Fabel ἤθη, διάνοια) gemein hat, so hebt Aristoteles aus der Theorie der Tragödie zunächst einige Hauptsätze heraus, über Einheit der Handlung, über die Abweichung von der Geschichte, welche gleiche Anwendung auch auf das Epos finden, und verbreitet sich eingehender über die dem Epos im Unterschiede von der Tragödie angehörenden Eigenheiten (Vahlen III, 275).

Diese Eigenthümlichkeiten bestehen, wie erwähnt, darin, dafs das Epos eine Erzählung ist, gröfsere Ausdehnung und ein besonderes Metrum hat. Aus dem ersten Umstande, dafs das Epos eine Erzählung ist, ergiebt sich ein wichtiger Unterschied desselben vom Drama: «(c. 24) Das Epos hat zur Ausdehnung seiner Gröfse viele Vortheile die dem Trauerspiele fehlen; weil dieses nicht viele Begebenheiten zugleich, als zu einer Zeit geschehen, vorstellen kann, sondern sich in die Handlung einschliefsen mufs, welche wirklich auf der Bühne vorgestellet wird. Das Heldengedicht aber kann, weil es eine Erzählung ist, viele Geschichten zugleich zum Ende bringen etc.», und weiter heifst es: «Das Wunderbare hat im Epos um so viel mehr Platz, weil man die handelnden Personen nicht wirklich vor Augen hat.» Leider ist der Anfang des 3. Kapitels, der gerade diesen Grundunter-

schied zwischen Epos und Drama darstellt, von Curtius ganz falsch verstanden worden, sonst würde die Einsicht des Aristoteles auch in diesem Punkte Schillern gröfser erschienen sein (cf. Vahlen III, p. 293); denn ganz Aristotelisch ist es gedacht, wenn Schillers und Goethes Ansicht zu Anfang des Schlufsbriefes über Epos und Drama (23. Decbr. 1797) also von Goethe formulirt wird: «Der Epiker und Dramatiker sind beide den allgemeinen Gesetzen unterworfen, besonders dem Gesetze der Einheit und dem Gesetze der Entfaltung; ferner behandeln sie beide ähnliche Gegenstände, und können beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr grofser wesentlicher Unterschied beruht aber darin, dafs der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt. Wollte man das Detail der Gesetze, wonach beide zu handeln haben, aus der Natur des Menschen herleiten, so müfste man sich einen Rhapsoden und einen Mimen, beide als Dichter, jenen mit seinem ruhig horchenden, diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise umgeben, immer vergegenwärtigen.» Wiewohl es thöricht wäre, anzunehmen, die Freunde hätten nicht auch selbst auf diesen Gedanken kommen können, ist es doch immerhin möglich, dafs in ihren Worten unwillkürlich die Erinnerung an das in der Poetik Gelesene nachklingt.

Wenn Schiller zu Anfang des besprochenen Abschnittes sagt, Aristoteles drücke sich nicht ganz unzweideutig aus, indem er der Tragödie den Vorzug vor dem epischen Gedicht giebt, so ist diese Meinung nur durch die Uebersetzung veranlafst (c. 26); dafs er Fragen, die ihm bei der Untersuchung über das Epos aufgestofsen waren, unbeantwortet findet, ist einfach zuzugeben; denn sein Gesichtskreis ist ein weiterer, als der des Aristoteles.

In dem vorliegenden Briefe folgt hierauf: «Es sind viele scheinbare Widersprüche in dieser Abhandlung, die ihr aber in meinen Augen nur einen neuen hohen Werth geben, denn sie bestätigen mir, dafs das Ganze nur aus einzelnen Aperçus besteht, und dafs keine theoretischen vorgefafsten Begriffe dabei im Spiel sind, manches mag freilich auch dem Uebersetzer zuzuschreiben sein.» Was Schiller auffiel, ist nicht zu sagen, doch fehlt es nicht an Anlafs (cf. Vahlen zu c. 9 und c. 13, II, p. 22, 26, scheinbarer Widerspruch c. 13, das Urtheil über Euripides, c. 26, cf. Vahlen IV, p. 400, fin. IV, 495, II, 62). Seine Ansicht von der Poetik als Buch ist falsch (cf. Vahlen überall), ebenso ist es Irrthum, wenn er meint, «es seien keine vorgefafsten theoretischen Begriffe im Spiele»; man sieht aber seine

lebhafte Freude an der empirischen Methode des Aristoteles, während doch die ganze Poetik auf dem Begriffe des ποιεῖν ruht.

Den Schlufs bilden auch einige Einzelbemerkungen: Nachdem er ausgesprochen hat, wie sehr er sich freut, die Schrift mit Goethe durchzusprechen, wenn er da sein werde, fährt er fort: «Dafs Arist. bei der Tragödie das Hauptgewicht in die Verknüpfung der Begebenheiten legt, heifst recht den Nagel auf den Kopf getroffen.»

Weiter heifst es bei ihm in demselben Sinne: «Wie er die Poesie und Geschichte mit einander vergleicht, und jener eine gröfsere Wahrheit als dieser zugesteht, das hat mich auch sehr von einem solchen Verstandesmenschen gefreut.»

Diese Aeufserung geht auf c. 9 und ist wieder ein Beweis, wie Schiller sich freut, in Aristoteles' Worten den klassischen Ausdruck seiner eigenen Gedanken zu finden.

Ferner: «Es ist auch sehr artig, wenn er bemerkt, bei Gelegenheit dessen, was er von den Meinungen sagt, dafs die Alten ihre Personen mit mehr Politik, die Neueren mit mehr Rhetorik haben sprechen lassen.» Dies geschieht in c. 6. «Auf der dritten Stufe stehen die Meinungen, das ist die Geschicklichkeit, solche Dinge sagen zu lassen, die in der Natur und den Umständen der Handlung gegründet sind. Wozu in Ansehung des Ausdrucks die Politik und Rhetorik Anleitung giebt. Insbesondere liefsen die Alten ihre Personen nach der Politik, die Neueren aber nach der Rhetorik reden.» Wie Schiller diese Worte verstand, ist nicht zu sagen, die Anmerkung des Uebersetzers aber hat ihn sicher nicht zu seinem Urtheil verleitet; denn dieser ist der Ansicht, politische Reden seien immer Reden, die sich auf die Geschichte der Regierung beziehen, die dramatischen Stücke der Alten aber hätten ihre Stoffe gröfstentheils aus der Beschaffenheit der Republik genommen, und so hätten die Geschäfte des gemeinen Wesens insbesondere in den Trauerspielen einen wichtigen Antheil gehabt. In der Zeit der Macedonierherrschaft aber sei ohne Zweifel diese Freiheit, von Staatsgeschäften auf der Schaubühne zu reden, eingeschränkt worden: Der Sinn der Stelle also sei: «Die Alten redeten von den Angelegenheiten der Regierung, die Neueren aber begnügen sich mit oratorischen Erweiterungen.» Wahrscheinlich verstand Schiller die Worte wie Dacier (von Curtius citirt) «vor diesem redete man natürlich und ungekünstelt, nun aber schmücket man die Reden künstlicher aus.»

Auf c. 9. bezieht sich das Folgende: «Es ist gleichfalls recht gescheidt, was er zum Vortheil wahrer historischer Namen bei drama-

tischen Personen sagte.» Dort heifst es nämlich: «Das Trauerspiel bedient sich zwar der wahren Namen. Die Ursache hiervon ist, weil nur das Mögliche glaublich ist; denn, was nicht geschehen ist, scheint uns auch nicht möglich zu sein. Wirkliche Begebenheiten aber haben den offenbaren Beweis der Möglichkeit in sich; denn wären sie unmöglich, so wären sie nicht geschehen.»

Die letzte Bemerkung Schillers zeigt wieder, dafs er vor der Lektüre der Poetik selbst sich ein ganz falsches Bild von ihr gemacht hatte; er sagt nämlich: «dafs er den Euripides so sehr begünstigte, wie man ihm sonst Schuld giebt, habe ich ganz und gar nicht gefunden. Ueberhaupt finde ich, nachdem ich die Poetik nun selbst gelesen, wie ungeheuer man ihn mifsverstanden hat.» Jene Ansicht von einer Begünstigung des Euripides durch Aristoteles stammt aus einer falsch verstandenen Stelle des 13. Kap., in welcher Euripides in der einen Beziehung, dafs die meisten seiner Stücke traurig enden, der tragischste Dichter genannt wird. Schiller hat aber Recht; denn Sophokles ist das Vorbild des Aristoteles und im besondern gilt ihm der Oedipus rex als klassisches Beispiel für die wichtigsten Gesetze.

Am Schlufs bezeugt Schiller noch einmal sein grofses Interesse an der Poetik, indem er schreibt: «Gehört der Aristoteles Ihnen selbst? Wenn das nicht ist, so will ich ihn mir gleich kommen lassen; denn ich möchte mich nicht gern sobald davon trennen.»

Auf diesen Brief antwortet Goethe am 6. Mai 1797 die schon erwähnten Worte: «Ich bin sehr erfreut, dafs wir gerade zur rechten Stunde den Aristoteles aufgeschlagen haben. Ein Buch wird doch immer erst gefunden, wenn es verstanden wird. Ich erinnere mich recht gut, dafs ich vor dreifsig Jahren diese Uebersetzung gelesen und doch auch von dem Sinne des Werkes garnichts begriffen habe. Ich hoffe, mich bald mit Ihnen darüber weiter zu unterhalten. Das Exemplar ist nicht mein.»

Ebenso interessant wie das, was Schiller am Aristoteles besonders packt, ist das, was er ignorirte. Die einzige, speculativ philosophische Stelle, die *κάθαρσις τῶν παθημάτων*, die «Reinigung der Leidenschaften», wie seine Zeit sich ausdrückt, erwähnt er überhaupt nicht.

Die beiden Dichter trafen bald darauf in Jena persönlich zusammen, (Brief Goethes vom 23. Mai in Jena) und werden sich da wahrscheinlich, der ausgesprochenen Absicht zufolge des Näheren über Einzelheiten der Poetik unterhalten haben. Am 18. Juni ist Goethe wieder in Weimar. Der folgende Briefwechsel aber enthält zunächst keinerlei Beziehung auf Aristoteles' Schrift.

Da der Brief über Epos und Drama (23. December 1797) nach dieser Zusammenkunft geschrieben ist, so ist wohl möglich, dafs die weitere Besprechung dieses Gegenstandes im Anschlusse an die Poetik durch deren Worte mitbeeinflufst wurde. Wahrscheinlich war auch durch jene Besprechung zunächst wenigstens der Stoff, der beide so interessirte, erschöpft; denn 1797 findet sich in dem Briefwechsel nur noch eine beiläufige Erwähnung des Aristoteles. Schiller nämlich schreibt am 8. Decbr. 1797 dafs er an die Maltheser denke: «dieses Stück wird so einfach behandelt werden müssen, als der Wallenstein complicirt ist. — Ich kann ihn ganz in der griechischen Form und nach des Aristoteles' Schema, mit Chören und ohne die Akteneintheilung, ausführen, und werde es auch thun. Sagen Sie mir doch, woher denn die Akteneintheilung sich schreibt? Im Aristoteles finden wir nichts davon, und bei sehr vielen griechischen Stücken würde sie gar nicht anzuwenden sein.» Schiller braucht wahrscheinlich «das Aristotelische Schema» im Sinne der damaligen Ansicht, dafs die drei Einheiten die Hauptsache seien.

Als Goethe in Jena war (23. Mai 1797 bis 16. Juni) theilte Schiller seinem Freunde Körner den neuen Fund mit, noch einmal kurz das zusammenfassend, was er des Breiteren an Goethe geschrieben hatte (3. Juni 1797): «Ich habe vor einiger Zeit Aristoteles' Poetik, zugleich mit Goethe, gelesen, und sie hat mich nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert. Nach der peinlichen Art, wie die Franzosen den Aristoteles nehmen und an seinen Forderungen vorbei zu kommen suchen, erwartet man einen kalten, illiberalen und steifen Gesetzgeber in ihm, und gerade das Gegentheil findet man. Er dringt mit Festigkeit und Bestimmtheit auf das Wesen und über die äufseren Dinge ist er so lax, als man sein kann. Was er vom Dichter fordert, mufs dieser von sich selbst fordern, wenn er irgend weifs, was er will: es fliefst aus der Natur der Sache. Die Poetik handelt beinahe ausschliefsend von der Tragödie, die er mehr, als irgend ein anderes poetisches Genre begünstigt. Man merkt ihm an, dafs er aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung herausspricht, und eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen vor sich hatte. Auch ist in seinem Buche absolut nichts Speculatives, keine Spur von irgend einer Theorie: es ist alles empirisch; aber die grofse Anzahl der Fälle und die glückliche Wahl der Muster, die er vor Augen hat, giebt seinen empirischen Aussprüchen einen allgemeinen Gehalt und die völlige Qualität von Gesetzen. Du mufst ihn selbst lesen. Ich las ihn nach einer deutschen Uebersetzung von Curtius, die in Hannover schon vor langer Zeit erschienen ist.

Mich hat er mit meinem Wallenstein keineswegs unzufrieden gemacht. Ich fühle, dafs ich ihm, den unvertilgbaren Unterschied der neuen von der alten Tragödie abgerechnet, in allen wesentlichen Forderungen Genüge geleistet habe, und leisten werde.»

Inwiefern er mit sich zufrieden sein mochte, zeigt der schon einigemal citirte Brief an Goethe vom 4. April 1797, aus dem noch ein Satz hier Platz finden soll: «Nebenher entwerfe ich ein detaillirtes Scenarium des ganzen Wallenstein, um mir die Uebersicht der Momente und des Zusammenhangs auch durch die Augen mechanisch zu erleichtern.»

Lebhaft erinnert diese Notiz an die Forderungen, die Aristoteles im 17. Kap. hinsichtlich der Entwerfung des Planes an den Dichter stellte. «Bei Entwerfung des Planes der Fabel und Bildung des Ausdrucks mufs der Dichter sich die ganze Handlung vor Augen stellen», und weiter: «der Plan bekannter Fabeln sowohl, als neuer Stücke mufs zuerst allgemein eingerichtet werden. Hernach kann man sich der Episoden bedienen und dieselben einschalten.» Hauptsächlich aber wird Schiller gedacht haben an die straffe Einheit der Handlung und des Charakters, wie sie gerade im Wallenstein erreicht sind. Schon 1796 aber (21. März) schrieb er an Humboldt: «Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernst bei meinem Wallenstein. — Vor Ihrer Ankunft in Jena, welche doch wohl im August erfolgt, werde ich noch nichts eigentlich ausgeführt haben, aber dann, hoffe ich, soll der Plan ziemlich zu Stande sein, und mit dem Plan ist auch die eigentliche poetische Arbeit vollendet.» Bei solcher Ansicht konnte Schiller natürlich nach der Lektüre der Poetik mit sich zufrieden sein.

Körner antwortet (10. Juni 1797) «Du hast mir Lust gemacht, des Aristoteles Poetik zu lesen, und ich habe schon angefangen, auch bereits manche fruchtbare Bemerkung darin gefunden. Die so oft angeführte Reinigung der Furcht und des Mitleids ist mir sonst immer anstöfsig gewesen; es schmeckt so nach Sulzer, aber vielleicht erklärt er sich darüber in der Folge auf eine befriedigende Art.» Die «Reinigung» aber scheint doch Körnern die Lust zum Weiterlesen genommen zu haben, wenigstens findet sich in den späteren Briefen keine Andeutung. Dafs Schiller die Frage gar nicht berührte, sahen wir schon.

Eine Reihe von Jahren ist darauf keine Rede mehr von der Poetik, was bei Schiller wenigstens sehr begreiflich ist, da er sich gerade in dieser Zeit von der Reflexion über seine Kunst ab- und produktiver Thätigkeit zuwandte; 1802 taucht das Büchlein noch einmal auf. Goethe war mit dem Philologen Wolf in nahe Beziehungen getreten (cf. Michael Bernays: Goethe's Briefe an Fr. August Wolf, preufsische Jahrbücher.

1867), und hatte für den historischen Theil seiner Farbenlehre mit ihm das Büchlein von den Farben durchgelesen, welches Wolf lieber dem Aristoteles, als einem Nachfolger zuschreiben wollte (Goethe an Schiller am 5. Juli 1802). Als er dies Schiller mittheilte, erinnerte sich dieser ihrer früheren Unterhaltung über die Aristotelische Poetik und fordert Goethe auf, dafs er von Wolf eine lateinische Uebersetzung der Poetik des Aristoteles, die der verstorbene Reitz im Manuskript zurückgelassen, sich verschaffen möchte; auch diese Schrift werde beiden ein interessantes Thema zu künftigen Conferenzen über das Drama abgeben (6. Juli 1802). Doch scheint die Aufforderung vergeblich gewesen zu sein, da Goethe nicht darauf antwortete: immerhin aber ist es möglich, dafs er des Freundes Wunsch erfüllte; am 26. Juli 1802 trafen beide wieder zusammen, und was der Briefwechsel verschweigt, kann ja in persönlichem Verkehr besprochen worden sein. In der Biographie Wolfs von Körte habe ich aber ebensowenig wie in den Briefen Goethe's an Wolf (preufsische Jahrbücher 1868) etwas über diesen Punkt finden können.

Wenn in der Folgezeit noch immer auf die Poetik Bezug genommen werden sollte, so bot die Vorrede zur Braut von Messina, die letzte Schrift Schillers über einen Gegenstand aus der Aesthetik, passende Gelegenheit; doch ist diese herrliche Abhandlung, die den Gebrauch des Chors in der Tragödie bespricht, durchaus das Eigenthum Schillers, geht in ihrem Hauptgedanken über den Gesichtskreis der Poetik hinaus, und ist in der Auseinandersetzung über das Verhältnifs von Kunst zur Wirklichkeit eine erweiternde Fortsetzung der Gedanken, die das neunte Kapitel der Poetik ausspricht: die Aufgabe der Kunst sei, den Menschen nicht blos in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen, sondern ihn wirklich in der That frei zu machen, und dieses dadurch, dafs sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und bildet, die sinnliche Welt, die sonst nur als ein roher Stoff auf uns lastet, als eine blinde Macht auf uns drückt, in eine objektivere Ferne zu rücken, in ein freies Werk unsres Geistes zu verwandeln, um das Materielle durch Ideen zu beherrschen. Selbst was Schiller über den Chor sagt, ist durch eigene Abstraktion von den griechischen Dichtern entstanden. Ja, während es bei Aristoteles heifst (c. 18) «der Chor mufs gleichfalls als eine spielende Person angesehen werden, einen Theil des Ganzen ausmachen und an der Handlung theilnehmen,» ist bei Schiller zu lesen: «der Chor ist selbst kein Individuum, sondern ein allgemeiner Begriff; aber dieser Begriff repräsentirt sich durch eine sinnlich mächtige Masse, welche durch ihre ausfüllende Gegenwart den Sinnen imponirt. Der Chor

verläfst den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die grofsen Resultate des Lebens zu ziehen, und die Lehren der Weisheit auszusprechen.» Wenn nun auch durch das Beispiel, welches Aristoteles zur Verdeutlichung seiner Forderung aufstellt, der Chor des Sophokles, zeigt, dafs der Gegensatz zwischen ihm und Schiller nicht so grofs ist, als es auf den ersten Augenblick scheint, so geht doch wieder die Schillersche Betrachtung weit über den Horizont des griechischen Philosophen hinaus. Er beurtheilte die griechische Tragödie in dieser Hinsicht besser und sah tiefer auf den Grund der Sachen wie Aristoteles selbst.

Der Tod Schillers erfolgte 1805.

Er gestaltete seine Gedanken über seine Kunst durchaus selbstständig, mit offenem Sinne vor fremdem Guten sich nicht verschliefsend. Ein eigenthümliches Glück wollte es, dafs er gerade da die Poetik aufschlug, als seine eigene Reflexion dieselben Wege zu gehen begannen, welche Aristoteles eingeschlagen hatte; so kam es denn auch, dafs er das Büchlein so gerecht würdigen konnte, trotzdem es ihm nur entstellt vor die Augen trat. Wäre er früher darauf gestofsen, so ist es nicht unwahrscheinlich, dafs ihn eben die Punkte, die er jetzt ignorirte, wie die Begriffe der *μίμησις* und *κάθαρσις* abgeschreckt hätten. Müfsig ist nach dem Dargelegten die Frage, welchen Einflufs die Poetik auf die Gestaltung seiner letzten Dramen ausgeübt hatte; denn, wie wir sahen, empfand er nach ihrer Lektüre nur die Befriedigung, seine eigenen Gedanken in ihr vortrefflich ausgedrückt zu finden und selbst den Wallenstein so gebildet zu haben, wie die Poetik es fordert. Der Gesichtspunkt der Beurtheilung ist von Schiller durchaus richtig erfafst, dafs das Buch ein Produkt seiner Zeit ist und zunächst nur für diese Geltung in Anspruch nehmen darf; zufällig nur ist es, dafs einzelne seiner Gesetze für alle Zeiten mafsgebend sein können.

Aus der letzten Zeit des Goethe-Zelterschen Briefwechsels mag hier noch eine Bemerkung Zelters Platz finden, welche aber durch die gegebene Darlegung bereits erledigt ist. Zelten schreibt im Januar 1830 an Goethe (V, p. 368): «Indem ich hinterher noch in der Raumerschen Abhandlung [welche unten besprochen wird] das Verhältnifs des Aristoteles zu Deinen und den Schillerschen Producten nachlese, will ich doch noch sagen, was mir dabei einfiel: Schiller hätte seine letzten besseren Tragödien ohne das Studium des Aristoteles wenigstens nicht so gemacht, wiewohl in solcher Dependenz die schönste Freiheit fühlbar ist; in Deinen sämmtlichen Dramen, vollendet oder nicht, habe ich

eine gewisse Nothwendigkeit nie abwehren können: mir gefallen lassen zu müssen, was mich dagegen aufregte. — — Woraus denn folgt, wenn Aristoteles Deiner Werke nicht bedurft hat, um seine Poetik zu machen, Du denn auch bei aller Kenntnifs seiner schönen Lehre stets glücklich um ihn herum den Weg zu Dir selber findest.» Es leuchtet ein, dafs das über Goethe hier Gesagte genau ebenso auf Schiller pafst, und nur die wahrhaft rührende, an die altgermanische Zeit erinnernde, absolute Hingebung, welche Zelter in den letzten Jahren Goethe entgegenbrachte, liefs ihn Schiller in seiner Orginalität etwas herabsetzen. Zu untersuchen aber, ob die Schillerschen Stücke den aristotelischen Regeln entsprechen, liegt aufserhalb der Grenzen dieser Abhandlung und ist eine Aufgabe für sich. Friedrich von Raumer hat in einer Schrift «Ueber die Poetik des Aristoteles und sein Verhältnifs zu den neuen Dramatikern» (abgedruckt im historischen Taschenbuche 1842, aber schon etwa 10 Jahre früher erschienen) einzelne kurze Notizen über einige Schillersche Dramen gegeben, aber auch für diese weder genau, noch vollständig, von dem rein theoretischen Interesse, welches Goethe und Schiller an Aristoteles nehmen, spricht er nicht.

Gelegentlich taucht die Erinnerung an die Poetik und an die über die gepflogenen Unterhaltungen bei Goethe 1824 wieder auf. Göttling gab die Politik des Aristoteles heraus und widmete sie Goethe: «Goethio laureati populi principi.» Da gedachte Goethe des grofsen Schillerschen Briefes und schrieb am 24. December 1824 an Knebel: «Zum neuen Jahre schönstens Glück wünschend, übersende hierbei ein Bildnifs, dem Du manchmal einen freundlichen Blick gönnen mögest. Ein gleiches lege für Herrn Professor Göttling bei, den ich schönstens zu grüfsen und für seine Zuschrift des Aristoteles zu danken bitte. Er verzeihe, wenn ich nicht selbst schrieb, denn was ich senden wollte, ist mir noch nicht zur Hand gekommen. Ich suche einen Brief von Schiller, worin derselbe die Integrität, Einheit und Vollendung der aristotelischen Poetik auf gleiche Weise ausspricht, wie Herr Göttling die der Politik.» Hätte Goethe Schillers Brief vor dieser Aeufserung noch einmal lesen können, so würde er sich gewifs etwas vorsichtiger ausgedrückt haben. Seine Absicht scheint nicht in Erfüllung gegangen zu sein: in den «Goethe-Göttling-Briefen» wenigstens findet sich keine Hindeutung darauf.

Wahrscheinlich veranlafste aber Goethe diese erneute Erinnerung an die Poetik, einem längst gefafsten Vorsatze wieder näher zu treten. Schon in dem Briefe vom 28. April 1797, in welchem er Schiller zuerst auf die Poetik aufmerksam machte, hatte er die Absicht aus-

gesprochen, auf einige bedeutende Stellen, die nicht ganz klar seien und deren Sinn er wohl erforschen möchte, nächstens wieder zurückzukommen. Dies «nächstens» dauerte aber bis 1826, in welchem Jahre seine «Nachlese zu Aristoteles' Poetik» erschien. Er nahm wohlbegründeten Anstofs an der damaligen moralischen Erklärung der «Reinigung der Leidenschaften». Es sei unmöglich, dafs Aristoteles, der das Beste vor sich hatte, an den Effekt gedacht habe, und noch dazu einen so entfernten Effekt, als eine eventuelle Besserung des Zuschauers ist; hiergegen sei ewige und unerläfsliche Forderung die Vollendung des Kunstwerkes in sich selbst; diese Forderung aber vermifste er in der aristotelischen Definition und suchte sie darum in der *κάθαρσις τῶν παθημάτων* wiederzuerkennen. Er giebt dann folgende Uebersetzung: «Die Tragödie ist die Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die eine gewisse Ausdehnung hat und in anmuthiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgesonderten Gestalten, deren jede ihre eigene Rolle spielt, und nicht erzählungsweise vor einem Einzelnen, nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung solcher Leidenschaften ihr Geschäft abschliefst.» Der Nachweis der sprachlichen Unmöglichkeit ist leicht und von Bernays in der Schrift über die *κάθαρσις* (Grundzüge der verlorenen Abhandlung des Aristoteles über die Wirkung der Tragödie) geführt. Interessant in mehr als einer Hinsicht sind aber die daran sich anschliefsenden Briefe Goethes und Zelters. Zelter liest mit lebhafter Freude den Goetheschen Aufsatz «die prätendirte Reinigung der Leidenschaften sei ihm ohngefähr so appetitlich gewesen, wie das Fest der Reinigung Mariae, um hier einen Feiertag und dort eine Regel mehr zu haben (10. März 1827, IV p. 260)»; und am 14. März (p. 275), nachdem ihm Bedenken aufgestiegen sind: «In ernsthafter Stimmung heftet sich wohl irgend ein Bedenkliches an; so bin ich an Deiner Verdeutlichung der problematischen Worte des Aristoteles hängen geblieben und will nicht los lassen. — Genug, dafs ich Deinen Begriff am einleuchtendsten finde, mir unter dem problematischen Worte die reine Abschliefsung einer ernsthaften Handlung (als eine Art von Geschäft) zu denken und die Wirkung auf die Zuschauer gar nicht prädestiniren zu wollen.» Von philologischer Methode ist diese Art, Schriftsteller zu erklären, allerdings das grade Gegentheil; denn selbstverständlich darf es nur auf die Constatirung des Echten, Thatsächlichen ankommen, gleichviel ob es uns gefällt oder nicht. Goethe antwortet am 29. März 27 (p. 288): «Die Vollendung des Kunstwerkes in sich selbst ist die ewige unerläfsliche Forderung! Aristoteles, der das Voll-

kommenste vor sich hatte, soll an den Effekt gedacht haben! Welch ein Jammer!» Interessant ist das Folgende. Goethe fährt fort: «Stünden mir jetzt, in ruhiger Zeit, jugendlichere Kräfte zu Gebote, so würde ich mich dem Griechischen völlig ergeben, trotz aller Schwierigkeiten, die ich kenne; die Natur und Aristoteles würden mein Augenmerk sein. Es ist über alle Begriffe, was dieser Mann erblickte, sah, schaute, bemerkte, beobachtete, dabei freilich aber im Erklären sich übereilte» (ähnlich am 5. Octbr. 28, V. p. 117).

Zelter liest darauf die Poetik in der Uebersetzung von Vallet (8. April 27, IV, p. 291).

1829 mufs die Raumersche Abhandlung erschienen sein; denn Goethe schreibt Sylvesterabend 1829 (V, p. 355): «Eine Stelle in des Aristoteles Poetik legte ich aus als in Bezug auf den Poeten und die Composition. Herr von Raumer beharrt bei dem einmal angenommenen Sinne, indem er die Worte als von der Wirkung auf das Publikum zu verstehen deutet und daraus auch ganz gute und annehmbare Folgen entwickelt. Ich mufs aber bei meiner Ueberzeugung bleiben, weil ich die Folgen, die mir daraus geworden sind, nicht entbehren kann. Für mich erklärt sich sehr Vieles aus dieser Art, die Sache anzusehen. Ein Jeder, der bei seiner Meinung beharrt, versichert nur, dafs er sie nicht entbehren könne.»

Raumers Schrift ist allerdings nicht dazu angethan, den Fragepunkt klarzustellen, sondern ist nur eine Compilation passender und unpassender Parallelstellen und allerlei Notizen, z. B. gegen 12 Uebersetzungen der Definition der Tragödie (auch in's Spanische!), aber die Art, wie Goethe ihr entgegentritt, ruht wieder auf der Ansicht, dafs die eigene Meinung nothwendig auch die des Aristoteles sein müsse, wenn sie anders Anspruch auf Geltung haben soll.

Zelter theilte diesen Brief Goethes an Raumer mit, und dieser liefs denn auch Goethes Erklärung als eine hocherfreuliche gelten, ein Verhalten, welches Zelter treffend charakterisirt: «Mir fiel dabei unser guter Bernhard ein, der einen Contract aufsetzte von vielen Paragraphen, deren letzter damit schlofs, dafs ‚Contrahenten sollen an Nichts gebunden sein'.» (18. Januar 1830. V. p. 371.)

In den Gesprächen Goethes mit Eckermann finden sich direkte Hinweise auf die Poetik wenig. I, p. 258 sagt Goethe: «Sie wissen, Aristoteles sagt vom Trauerspiele, es müsse Furcht erregen, wenn es gut sein solle. Es gilt dies jedoch nicht blos von der Tragödie, sondern auch von anderer Dichtung.» II, p. 95 heifst es bei Gelegen-

heit der Schlegel'schen Kritik des Euripides: «Ein Dichter, den Sokrates seinen Freund nannte, den Aristoteles hochstellte, — mufste doch wohl in der That Etwas sein.» Dies bezieht sich auf Poetik c. 13.

Gedanken aber, die genau Aristotelischen gleichen, finden sich in grofser Anzahl, vorzüglich über das Verhältnifs des Dichters zur Wirklichkeit (I, 226, 154, 225, II, 27), über den Wechsel der Situation zur Freude (im Philoktet, Oedip. Coloneus) III, 91, und die allerschlagendsten Beispiele für den Satz des Aristoteles, dafs die darstellende Kunst wohl gegen die Forderungen anderer Künste oder Wissenschaften verstofsen dürfe, wenn sie nur ihren eigenthümlichen Zweck durch den Verstofs besser erreiche. (c. 25.) III, p. 106 ff.

Endlich im Anhange der Wanderjahre (siehe Goethes Sprüche in Prosa, erläutert von G. v. Loeper, p. 165) tritt noch einmal die Poetik namentlich genannt auf, und grade bei dieser letzten Erwähnung gewinnt Goethe den einzig richtigen Gesichtspunkt für ihr Verständnifs. Dort heifst es nämlich: «Einen wundersamen Anblick geben des Aristoteles Fragmente des Traktats über die Dichtkunst. Wenn man das Theater in- und auswendig kennt, wie Unsereiner, der einen bedeutenden Theil des Lebens auf diese Kunst verwendet und selbst sehr viel darin gearbeitet hat, so sieht man erst, dafs man sich vor allen Dingen mit der philosophischen Denkart des Mannes bekannt machen müfste, um zu begreifen, wie er diese Kunsterscheinung angesehen habe; aufserdem verwirrt er unser Studium nur, wie denn die moderne Poetik das Alleräufserlichste seiner Lehre nur zu ihrem Verderben anwendet und angewendet hat.»

Mit diesem Ausspruche sind wir wieder bei dem Satze angelangt, welcher diese Darstellung einleitete. Dürfen wir nun von unserer Wanderung eine Nutzanwendung mitnehmen? Vielleicht giebt es eine solche. Das Reich der Schönheit ähnelt dem Meere, immer sich gleich und doch immer wechselnd, aus unerschöpftem Schofse immer Neues hervorbringend, was Niemand in der Theorie sich vorzustellen vermochte; kann Jemand das Meer in einen Begriff fassen? Und könnte er es, vermag er mit diesem Begriffe das Meer zu erzeugen? Mit einem abstracten Schemen concretes Leben hervorzubringen? Ebensowenig wird es gelingen, jemals die Schönheit in einen Begriff zu fassen, wie das Meer in eine Grube zu schöpfen oder den lichten Sonnenschein in ein Gefäfs zu verschliefsen.

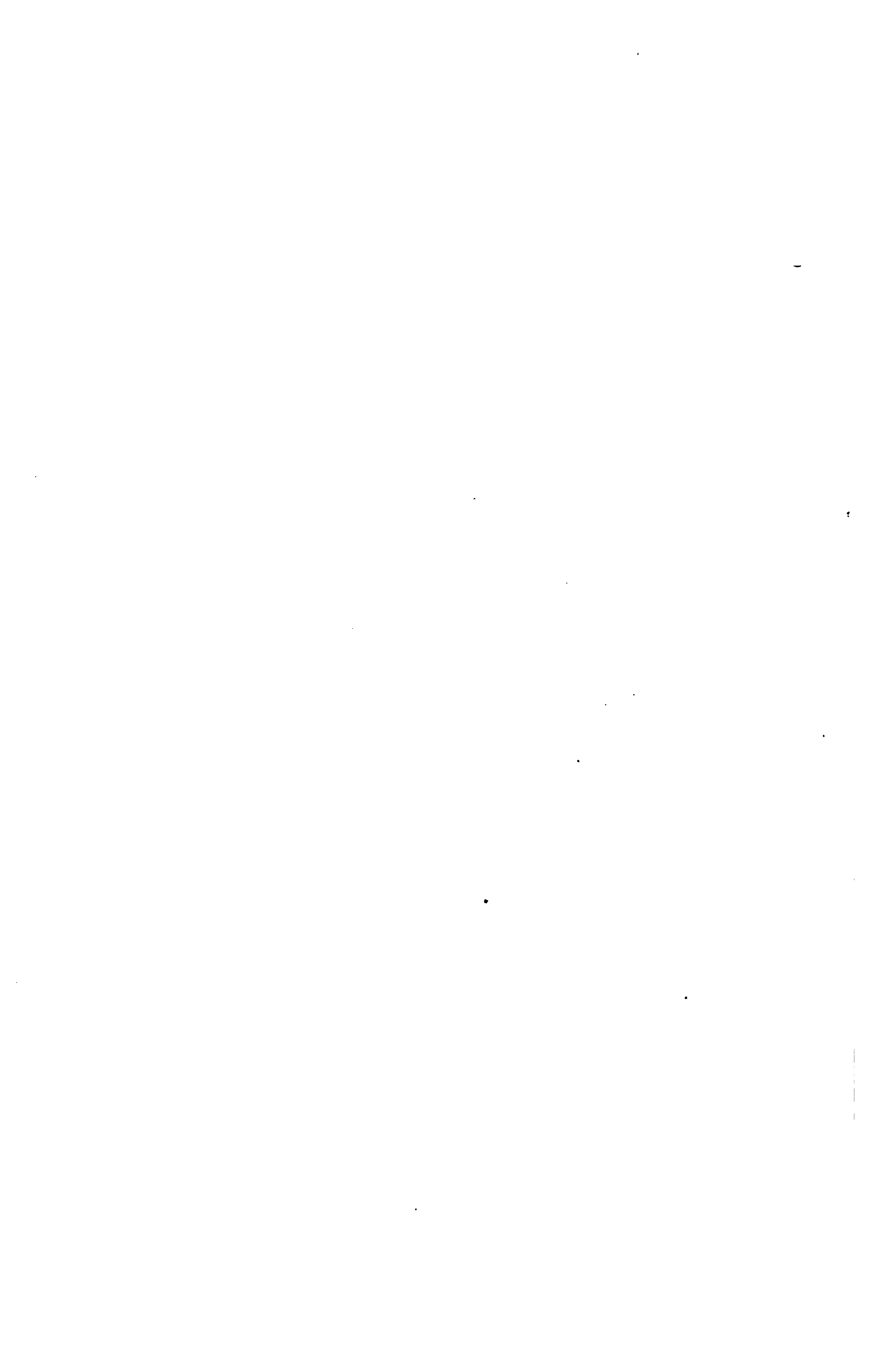
Ist es darum aber nutzlos, das Meer zu bewundern und in allen Erscheinungen seines wechselnden Lebens zu studiren? Sollen wir

dem Nachdenken über das Schöne entsagen, weil sein innerstes Geheimnifs dem Verstande sich entzieht? Nein! Aber wir werden uns hüten, mit der Theorie anzufangen, sondern das weite Reich der Kunst fleifsig durchwandern und in dem vertiefenden Anschauen der Schönheit unsere Seele würdig machen, jenen Abglanz des Göttlichen in sich aufzunehmen.

XXVII.

PHILIPP SPITTA

Ueber die Beziehungen Sebastian Bachs zu Christian Friedrich Hunold und Mariane von Ziegler.



Bachs Leben, wie es uns jetzt erscheint, ist nicht reich an äufserlicher Bewegung, und dafs es in der That geräuschloser verflofs, als das der meisten hervorragenden Künstler, welche seine Zeitgenossen waren, ist eine in Bachs innerem Wesen begründete Annahme. Es würde dieser Eindruck im Grofsen und Ganzen wohl bestehen bleiben, auch wenn wir mehr von seinen äufseren Erlebnissen wüfsten, als es bis jetzt der Fall ist. In dieser Richtung das Wissen zu erweitern, wird man wünschen, aber es hat nach dem, was bereits geschehen ist, seine Schwierigkeiten. Mit einiger Aussicht auf Erfolg möchte es wohl nur auf dem Wege zu versuchen sein, dafs man dem Leben und Wirken derjenigen Persönlichkeiten noch schärfer beobachtend nachgeht, mit welchen Bach möglicherweise in Berührung gekommen ist. Unter ihnen nehmen aus mehreren Gründen die Dichter seiner Zeit eine hervorragende Stellung ein. Bach sah sich veranlafst, soweit er Vocalcomponist war, den poetischen Erzeugnissen seiner Umgebung Beachtung zu schenken. Wenn es gelingt, die Verfasser der von ihm componirten Dichtungen ausfindig zu machen und die Zeit der Entstehung derselben festzustellen, so ist, abgesehen von der gröfseren Belebung, welche sein Lebensbild dadurch erfährt, eines der wirksamsten Mittel zur Herstellung einer Chronologie der Bach'schen Werke gewonnen — eine Aufgabe, die für die Geschichte seiner Entwickelung eben so wichtig, wie bei dem Mangel an directen Zeugnissen schwierig zu lösen ist. Andererseits hat es auch ein allgemeines Interesse für die Kunstgeschichte, das Verhältnifs zu beobachten, in welchem die Dichtkunst jener Zeit zur Tonkunst stand. Bei höchster Entwicklung der letzteren ein tiefes Darniederliegen der ersteren, und dennoch ein rastloses und erfolgreiches Zusammenwirken beider. Ich habe es mir daher ange-

legen sein lassen, gerade den Dichtern, welchen Bach auf seinem Lebenswege begegnet ist oder begegnet sein könnte, stets eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Dafs sich eine vollständige Darstellung aller derartiger Berührungen nicht auf einmal würde erreichen lassen, verstand sich dabei freilich von selbst. Nie sind die Deutschen schreiblustiger gewesen, als am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. In der Masse der damals im Druck erschienenen Dichtwerke das vermuthlich wichtige zu finden, erfordert oft sehr langes Suchen, und in dem Wust des Unbrauchbaren das wirklich wichtige zu ergreifen, ist nur zu häufig Sache des Glücks.

Ueber zwei Dichter seiner Zeit, deren Zusammenwirken mit Bach jetzt nachgewiesen werden kann, möchte ich hier handeln.

I.

Im Herbst des Jahres 1717 folgte Bach einer Berufung als Capellmeister an den Hof des Fürsten Leopold von Anhalt-Cöthen und ist in dieser Stellung geblieben bis zum Frühjahr 1723. Seine Thätigkeit als Componist richtete er zumeist nach den Anforderungen ein, welche sein Amt an ihn stellte. Kirchenmusik wurde an dem Hofe reformirter Confession nicht gepflegt, Kammermusik dagegen um so eifriger, als der Fürst selbst die Tonkunst in ungewöhnlichem Mafse liebte, eine bemerkenswerthe musikalische Bildung besafs und sich auch mit der musikalischen Ausübung eifrig befafste. Was nun an Kammermusikwerken Bachs aus der Cöthener Periode vorliegt, ist gröfstentheils instrumentaler Gattung. Von Vocalmusik kannte man lange nur eine beglückwünschende an den Fürsten gerichtete Cantate («Durchlauchtger Leopold, es singet Anhalts Welt»). Eine andere Kammercantate ist dann ans Licht gezogen, von welcher jedoch der Anfang verloren gegangen ist. Es war anzunehmen, dafs der verlorene Theil nicht mehr als einen engbeschriebenen Foliobogen betragen hat, dafs die Cantate bestimmt war, zum Jahreswechsel im Schlosse aufgeführt zu werden. Aus der Dichtung liefs sich schliefsen, dafs sie an das gesammte anhalt-cöthenische Fürstenhaus gerichtet gewesen ist, sowie dafs sie nur zwischen den Jahren 1717 und 1721 componirt sein kann.[1]) Es sind jetzt die Mittel vorhanden, die Richtigkeit der Ver-

[1]) «J. S. Bach» II, S. 450 f. und 822 ff. Die Cantate ist kürzlich in der Ausgabe der Bach-Gesellschaft, Band XXIX, S. 209 ff., veröffentlicht.

muthungen zu beweisen und das Jahr der Entstehung der Composition genau festzustellen.

Christian Friedrich Hunold, in der Schriftstellerwelt unter dem Namen Menantes bekannt, hatte von 1700 bis 1706 in Hamburg gelebt, sich den Ruf eines gewandten, wenn auch schlüpfrigen Litteraten erworben und als Verfasser theatralischer Dichtungen an dem Hamburger Opernwesen thätig theilgenommen. Wegen eines zügellosen Romans mufste er Hamburg verlassen, begab sich in seine Heimath Thüringen zurück und lebte von 1708 an in Halle, wo er Vorlesungen über Poesie, später auch über Rechtswissenschaft hielt, dabei aber seine litterarischen Beschäftigungen fortsetzte. Als gewandter Versemacher versorgte er Halle und Umgegend, im Besonderen auch die mitteldeutschen Fürstenhöfe mit Gelegenheitsgedichten. Unter diesen hat er keinen so reichlich bedacht, als den cöthenischen. Es sind nicht weniger als sieben Gedichte vorhanden, welche auf ihn Bezug nehmen.[1]) Besondere, jetzt nicht mehr sicher zu bestimmende Verhältnisse müssen ihn bewogen haben, seine leichte Feder so häufig zur Ehre dieses Hofes in Bewegung zu setzen. Das früheste ist eine Cantate aus dem Jahre 1713, als Bach noch in Weimar weilte, und dem 10. December, dem Geburtstage des damals noch nicht regierenden Prinzen Leopold gewidmet.[2]) Die übrigen sechs fallen in die Jahre 1718 bis 1720. Eines darunter trägt die Ueberschrift: «Glückwunsch zum neuen Jahre 1719 an das Durchlauchtigste Haus von Anhalt-Cöthen. Im Namen anderer.»[3])

Dies ist die Dichtung zu der oben erwähnten Bach'schen Kammercantate, welch letztere demnach zum Neujahrs-Tage 1719 componirt und aufgeführt worden ist. Wer die «anderen» sind, für welche Hunold das Gedicht gemacht hat, läfst sich aus einem Gratulationscarmen seiner Feder schliefsen, mit welchem am 10. December 1719 dem Fürsten Leopold «wolten ihre *Devotion* bezeigen der Capell-Meister und sämtlichen Cammer-*Musici.*»[4]) Zuverlässig waren auch bei der Neujahrs-Cantate Bach und seine Musiker die Besteller gewesen.

---

[1]) Sie finden sich gedruckt in «Auserlesene und theils noch nie gedruckte Gedichte unterschiedener Berühmten und geschickten Männer zusammen getragen und nebst seinen eigenen an das Licht gestellet von MENANTES». Halle 1718, 1719, 1720. Drei Bände.

[2]) Dafs der 10. December Leopolds Geburtstag war und nicht der 2. November, wie Krause in der Fortsetzung der Bertramischen Geschichte des Hauses und Fürstenthums Anhalt (Halle 1782) angiebt, erhellt aus dem bei Menantes mehrfach wiederkehrenden Datum, und ist nachträglich auch archivalisch festgestellt worden.

[3]) A. a. O. Band II (1719), S. 286 ff.

[4]) A. a. O. Band II, S. 576 ff.

Dieselbe stellt sich als eine dramatische «*Serenata*» dar. Redende Personen sind «Die Zeit» und «Göttliche Vorsehung». Bach läfst erstere Tenor, letztere Alt singen. Zeit beginnt im Recitativ: «Die Zeit, die Tag und Jahre macht, Hat Anhalt manche Seegens-Stunden, Und itzo gleich ein neues Heil gebracht. (Göttliche Vorsehung:) O edle Zeit! mit GOttes Huld verbunden. (Zeit. «*Aria*:») Auf Sterbliche, lasset ein Jauchzen erthönen: Euch strahlet von neuem ein göttliches Licht. Mit Gnaden bekrönet der Himmel die Zeiten; Auf Seelen, ihr müsset ein Opfer bereiten, Bezahlet dem Höchsten mit Dancken die Pflicht. Auf Sterbliche, lasset ein Jauchzen erthönen: Euch strahlet von neuem ein göttliches Licht.» Im Recitativ fährt sodann die Zeit also fort: «So bald, als Dir die Sternen hold O höchst gepriesnes Fürsten-Thum! Bracht ich den theuren Leopold. Zu deinem Heil, zu seinem Ruhm, Hab ich ihn manches Jahr gepfleget, Und ihm ein neues beygeleget. Noch schmück ich dieses Götter Haus, Noch zier ich Anhalts Fürsten Himmel Mit neuem Licht und Gnaden Strahlen aus; Noch weicht die Noth von diesen Gräntzen weit; Noch fliehet alles Mord-Getümmel; Noch blüht allhier die güldne Zeit: So preise denn des Höchsten Gütigkeit.» Die Göttliche Vernunft ergreift das Wort: «Des Höchsten Lob ist den Magneten gleich Von oben her mehr Heil an sich zu ziehen. So müssen weise Fürsten blühen; So wird ein Land vom Seegen reich. Dich hat, o Zeit, zu mehrem Wohlergehn Für dieses Haus der Zeiten Herr ersehn.»

Hier darf ich einhalten, denn mit der letzten Zeile sind wir an die Stelle gelangt, von welcher aus die Composition ohne Unterbrechung weitergeht. Bach hat die Serenata später zu einer Kirchencantate umgestaltet («Ein Herz, das seinen Jesum lebend weifs»)[1]. Die Vergleichung der beiden Dichtungen ergiebt, dafs der verloren gegangene Anfang der Composition der Serenata ungefähr von demselben Umfange gewesen sein mufs, wie derjenige des Kirchenstücks. Darnach wären aufser dem Eingangs-Recitativ 144 Takte der ersten Arie in Verlust gerathen. Ungefähr 12 Takte auf das System gerechnet, ergiebt sich, dafs im Ganzen 12 Systeme für die Arie vorhanden gewesen sein müssen. Drei Systeme fanden bei Bachs Schreibart bequem auf einer Folioseite Platz. Es hat also das verloren gegangene Stück der Arie auf nur einem Foliobogen gestanden. Daneben blieb noch Raum für das Eingangs-Recitativ und für einen guten Theil des der Arie folgenden Recitativs, welches Bach auf zwei leer ge-

---

[1]) Bach-Gesellschaft, Band XXVIII, No. 134.

bliebene Notenzeilen am Fuſs der Folioseiten notirt haben wird, wie er solches häufig zu thun pflegte.

Am 1. Januar 1719 war das Gedicht noch ungedruckt, denn der zweite Band der Sammlung, in welchem es sich befindet, erschien erst im Laufe dieses Jahres. Bach hat also nach Hunolds Manuscript componirt. In demselben muſs der Text hier und da eine andere Fassung gehabt haben, als im Druck. Einige Verschiedenheiten, welche zwischen dem gedruckten Gedicht und dem Text der kürzlich veröffentlichten Composition bestehen, sind indessen auf Irrthümer des Herausgebers zurückzuführen, welche freilich leicht entstehen konnten, denn das Autograph ist manchmal schwer zu entziffern.[1]

Für den 10. December 1718 hat Hunold zwei Gedichte geliefert. Das eine ist eine geistliche «*Cantata*; an des Durchläuchtigsten Fürsten Leopoldi, Fürstens zu Anhalt Cöthen, etc. etc. Geburths-Feste, den 10. *Dec.* 1718. bey gehaltenem GOttes-Dienste.»[2] Aus dieser Ueberschrift ergiebt sich, daſs die Cantate componirt und aufgeführt worden ist. Der Componist kann natürlich nur Bach gewesen sein. Die Dichtung führt den Text der Festpredigt (Psalm 119, v. 175) aus. An der Spitze steht für den *Chorus* der Bibelspruch «Lobet den Herrn, alle seine Heerscharen, seine Diener, die ihr seinen Willen thut» (Psalm 103, v. 21). Dann folgen drei Recitative und drei Arien.[3] Die Cantate gehört zu jenen zwischen kirchlicher und weltlicher Musik mitten inne stehenden Compositionen, für welche nur die allgemeine Bezeichnung: religiöse oder erbauliche Musik vorhanden ist. Es ist mit ihr der Menge Bach'scher Vocalmusik ein Werk hinzugefügt, von dessen Existenz man bisher nichts wuſste. Die Composition selbst ist verloren gegangen. Gemuthmaſst kann werden, daſs Bach sie später für kirchliche Zwecke wieder verwerthete. Ob etwa Theile derselben in eine der noch vorhandenen Kirchencantaten aufgegangen sind, das zu bestimmen fehlt es einstweilen an Mitteln.

---

[1] Der Herausgeber der Umgestaltung zur Kirchencantate, welcher im Anhang des betreffenden Bandes auf das weltliche Original Rücksicht nimmt, hat dagegen überall richtig gelesen. Im Recitativ «Bedenke nur beglücktes Land» ist durch einen Schreibfehler Bachs eine sinnlose Construction entstanden. Es muſs gelesen werden: «Schau an des Prinzen edlem Leben» u. s. w.

[2] Auserlesene und theils nie gedruckte Gedichte etc. Band II, S. 134.

[3] Hier die Anfänge derselben: *Recitativ* «Mein Leben kommt aus deiner Hand», *Aria* «Ich lebe Herr! mein Herz soll dich erheben», *Recit.* «Was nutzte mir ein zeitlich Lebens-Gut», *Aria* «Herr, laſs meine Seele leben», *Recit.* «Herr, dein Gericht, In dem die höchste Weisheit spricht, *Aria* «Herrsche Du selber mit Gnaden von oben».

Nicht mit gleicher Sicherheit läfst sich behaupten, dafs Bach auch das andere Gedicht für den 10. December 1718 componirt hat. Dies ist wieder eine weltliche Serenata, welche der zum 1. Januar 1719 bestimmten auch insofern ähnelt, als hier wiederum zwei allegorische Personen eingeführt werden: die Glückseligkeit Anhalts und die Fama.[1]) Man mufs schliefsen, dafs dabei zwei bestimmte Sänger in's Auge gefafst waren, welche damals dem Cöthener Hofe zur Verfügung standen. Hunold wird daher die Serenata wohl in der Erwartung entworfen haben, dafs Bach sie componiren werde. Ob er dies aber neben der Composition der religiösen Cantate auf denselben Tag, und neben der Serenata auf den folgenden Neujahrstag wirklich ausgeführt hat — er würde alsdann etwa während eines Monats nicht weniger als drei Compositionen ähnlicher Bestimmung gesetzt haben — ist doch etwas zweifelhaft.

Anders steht es wiederum um die beiden noch übrigen Cantatendichtungen. Eine derselben hat den Titel: «An das Hochfürstl. Haus zu Anhalt Cöthen beym Eintritt des 1720. Jahres. Im Namen anderer.»[2]) Sie ist nicht dramatisirt, sondern ein gewöhnliches Singgedicht, aus Arien und Recitativen bestehend. Dafs Bach hierzu die Musik machte, ist um so wahrscheinlicher, als er sich bei dem drei Wochen vorher einfallenden Geburtstage des Fürsten begnügt hatte, ein einfaches Gratulations-Carmen in Alexandrinern zu überreichen, von welchem oben schon die Rede war. Die andere und letzte Dichtung gilt wieder dem Geburtstage. Datum und Jahr sind hier nicht angegeben. Es kann aber nur der 10. December 1720 gemeint sein, denn am 6. August 1721 starb Hunold.[3]) Die Form ist dieses Mal die eines Schäfergesprächs, an welchem sich drei Personen: Sylvia, Phillis und Thyrsis betheiligen.[4]) Man erfährt aus demselben, dafs der Fürst im Frühjahr schwer erkrankt gewesen war; hiermit wird seine im Mai 1720 unternommene Reise nach Carlsbad zusammenhängen, auf welcher Bach ihn begleitete. Der Beisatz «Im Namen anderer», welcher sich auch über diesem Gedichte findet, deutet wie in früheren Fällen auf eine

---

1) Auserlesene und theils nie gedruckte Gedichte etc. Band II, S. 84 ff. Anfang: «Der Himmel dacht auf Anhalts Ruhm und Glück» (Recitativ der Glückseligkeit).

2) A. a. O. Band III (1720), S. 6 ff. Anfang: «Dich loben die lieblichen Strahlen der Sonne» (Arie).

3) Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn MENANTES Leben und Schrifften. Cöln, 1731. S. 108.

4) A. a. O. Band III, S. 580 ff. Anfang: «Heut ist gewifs ein guter Tag» (Recit. der Sylvia).

von der Musikcapelle dargebrachte Huldigung hin. Beide Compositionen sind verloren gegangen.

Die gewonnenen Ergebnisse dienen nun auch dazu, die Entstehungszeit der Cantate «Durchlauchtger Leopold» zu bestimmen, welche lange Zeit als die einzige Gelegenheitsmusik bekannt war, die Bach während seines Aufenthalts in Cöthen für den Hof geschrieben. Nachgewiesen sind aus Hunolds Dichtungen während Bachs Cöthener Zeit: Geburtstagscantaten für 1718 und 1720, und für 1719 ein Geburtstagsgedicht ohne Musik, aufserdem Neujahrscantaten für 1719 und 1720. Die Cantate «Durchlauchtger Leopold» ist Geburtstagsmusik; für sie bleiben also die Jahre 1717, 1721 und 1722 übrig. 1721 ist aber unmöglich, denn in diesem Jahre fand am 10. December[1]) die Vermählung des Fürsten statt, ein Ereignifs, auf welches in der Cantate unfehlbar Bezug genommen wäre. Der Text enthält keinerlei Hindeutung hierauf, wohl aber darauf, dafs der Fürst noch nicht lange an der Regierung war, als ihm diese Huldigung gebracht wurde.[2]) Und am Anfang heifst es: «Es singet Anhalts Welt von neuem mit Vergnügen.» Der Fürst hatte die Regierung am 28. December 1715 angetreten. Seinen ersten Geburtstag als Regent feierte er also 1716, «von neuem», d. h. zum zweiten Male beging er ihn als solcher 1717. Auf den 10. December dieses Jahres fällt also die Cantate; sie ist Bachs erste derartige Composition in Cöthen und von ihm gleich nach seinem Amtsantritte geschaffen. Unmittelbar nach der Aufführung mufs er dann nach Leipzig abgereist sein, wo er am 16. December in der Universitätskirche zu thun hatte.[3])

Wir sind noch nicht am Ende. Unter Bachs Kammercantaten führt eine den Titel «Von der Vergnügsamkeit».[4]) Sie ist für Solosopran gesetzt und sehr umfangreich, enthält nicht weniger als vier Arien mit ebenso vielen Recitativen. Einem bestimmten Zwecke dient sie nicht, ist aber dennoch mit ganz besonderer Hingabe gearbeitet. Hunold veröffentlichte 1713 eine Gedichtsammlung «*Menantes Academische* Neben-Stunden allerhand neuer Gedichte, Nebst Einer Anleitung zur vernünftigen Poesie». In ihr begegnet man auf S. 62 ff. dem Text zu einer Kammercantate, betitelt «Von der Zufriedenheit» und es ergiebt sich, dafs dieser in dem von Bach com-

---

[1]) Oder 11. December; die Angaben variiren hierüber.

[2]) «Dafz er werde Anhalts Lande Setzen in beglückten Stande».

[3]) «J. S. Bach» I, S. 621.

[4]) Veröffentlicht B.-G. XI [2], S. 105 ff.

ponirten Texte enthalten ist. Letzterer beginnt mit einem längeren Recitativ, welches zu Hunolds Dichtung nicht gehört, aber doch von diesem herrührt: es findet sich in derselben Sammlung auf S. 40: «Der vergnügte Mensch», und bildet da ein Ganzes für sich. Dann folgt der auf S. 62 ff. stehende Text, doch mit Uebergehung der zwei madrigalischen Zeilen, die als poetisches Thema an der Spitze der Dichtung stehen. Nachdem die Dichtung vollständig durchcomponirt worden ist (drei Arien und zwei recitativische Zwischenstücke), hat Bach trotzdem noch mehr zu sagen. Es folgen nun jene zwei madrigalischen Zeilen, und dann weitere Betrachtungen in Strophenform, erst recitativisch, dann zu ariosem Gesang sich festigend. Sie finden sich in Hunolds Gedichten nicht. Ebensowenig die Verse, welche den Text der Schlufsarie abgeben.

Von Hunold selbst kann die Compilation nicht gemacht sein. Der als Eingangsrecitativ von Bach benutzte Text besteht aus Alexandrinern und ist vom Dichter zu musikalischer Behandlung gar nicht bestimmt gewesen. Durch die Verbindung, in welche er mit der eigentlichen Cantatendichtung Hunolds gebracht wird, verdunkelt er die Bedeutung der letzteren, welche in hübscher Weise aus den nunmehr von ihrem Platze verdrängten zwei Zeilen «Ein edler Mensch ist Perlenmuscheln gleich, In sich am meisten reich» entwickelt worden ist. Die strophischen Betrachtungen aber des letzten Recitativs und Ariosos der Composition sind dermafsen ungeschickt abgefafst, dafs sie wohl von einem Anfänger oder Dilettanten, niemals aber von dem gewandten und schulgerechten Hunold herrühren können.

Darnach ist auch kein Grund anzunehmen, dafs die Composition noch zu Hunolds Lebzeiten entstanden sein müsse. Ueberdies weisen schon die grofsen, reich entwickelten Formen der Musik auf eine spätere Zeit hin, und die Schriftzüge des Autographs desgleichen.[1])

---

[1]) Im dritten Recitativ ist zu lesen «Eh' ein Ergetzen» (oder «Vergnügen», wie Bach componirt) und vorher mit einem Comma zu interpungiren. Am Schlufs des zweiten Recitativs ist eine Sinnlosigkeit entstanden, an welcher Bach allein Schuld sein dürfte. Die Stelle lautet bei Hunold: «Geld, Wollust, Ehre sind nicht sehr In dem Besitzthum zu betrachten, Denn tugendhafft sie zu verachten, Ist unvergleichlich mehr».

Im ersten Recitativ mufs es heifsen «Ein Narr rührt seine Schellen», nicht «rühmt». Ferner hat die drittletzte Zeile in der Composition eine ganz andere Fassung, als in dem gedruckten Gedichte»; hier lautet sie: «Die Demuth liebt mich selbst; wer es so weit kann bringen» u. s. w., dort: «Ich fürchte keine Noth, frag nichts nach eitlen Dingen». In dieser Aenderung erkenne ich das Bestreben, einen Zusammenhang mit der bei Hunold selbstständig dastehenden Cantatendichtung herzustellen. Freilich ist nun ein Fehler in der Satzconstruction entstanden.

Im dritten Recitativ sind nach den Worten «gen Himmel sein Gesicht gewandt»

Verhält sich dieses aber so, dann liegt am Tage, dafs Bach für Hunolds Gedichte ein persönliches Interesse gehabt haben mufs, und dieselben nicht nur bei äufserlich gebotener Gelegenheit componirte, sondern aus eigener Bewegung auch in späteren Tagen noch in die Hand nahm. Und dies scheint auf den ersten Blick merkwürdig genug, denn verschiedenere Naturen konnte es nicht leicht geben.

Wenn man nur die eine und andere von Hunolds Hamburger Schriften liest, so erhält man ein abstofsendes Bild des Mannes. Die Züge verändern sich aber, wenn man zur Vorstellung eines Gesammtbildes vordringt. Hunold war dennoch ein Mensch von nicht gewöhnlicher Begabung, dessen Wesen auch des Ernstes und einer gewissen sittlichen Kraft nicht ermangelte. Nachdem er als zwanzigjähriger Jüngling tief in das liederliche Treiben der galanten Welt Hamburgs hineingerathen war, besann er sich später auf sein besseres Ich, bereute freimüthig seine Ausschweifungen, wurde gesetzt und arbeitsam. Er ist eine von den phantastischen Naturen jener Zeit, welche aus Rohheit und Talent, leichtfertiger Sinnlichkeit und religiösem Ernst, Bosheit und Gutmüthigkeit bunt zusammengewürfelt erscheinen. Er ähnelt Günther, wenn er auch an Begabung diesem weit nachsteht. Aufserdem nahm man damals manche Dinge leichter, die einem spätereren, strenger denkenden Geschlechte unerträglich scheinen. Die ernsthafte, bürgerlich solide Burchardt Menke konnte an Günthers Bearbeitung eines schamlosen Gedichtes des Johannes Secundus Wohlgefallen finden und dieses sogar öffentlich aussprechen. Es ist kein Grund vorhanden, Bach in dieser Beziehung einen empfindlicheren Geschmack zuzutrauen. Unter solchen Umständen war das Entscheidende folgendes. Hunold hat zuweilen artige Einfälle; aber auch da, wo ihn seine Phantasie gänzlich im Stich läfst, wo seine Gedanken in der platten Prosa fortkriechen, bleibt seine Ausdrucksweise immer musikalisch. Weniger in dem Sinne, dafs sie schon selbst Melodie enthalte, sondern so, dafs sie sich sofort in Musik auflöste, sowie diese mit ihr in Berührung kam. Hunold war selbst sehr musikalisch, und besonders im Spiel der Violine und der Gambe wohl geübt.[1]) Als Verfasser von Operndichtungen, im Verkehr mit Reinhard Keiser und den Hamburgischen Sängern hatte er Gelegenheit genug gehabt, die Erfordernisse eines guten Musiktextes praktisch zu erlernen. In

zwei Zeilen hinzugefügt, welche diesen Gedanken weiter verfolgen. Das ist echt Bachisch, wahrscheinlich hat er also selbst die Zurichtung des gesammten Textes übernommen. Nachweislich hat er dergleichen auch bei anderen Gelegenheiten gethan.

[1]) Geheime Nachrichten S. 3.

theoretischen Schriften hat er dieselben sich und anderen klar zu machen gesucht. Es ist nicht anders: die Poesie befand sich damals im Schlepptau der Musik. Nicht nur in gröfseren Formen, sondern selbst in der kleinsten, im Liede, bestand diese Abhängigkeit. Und so sehr ist dieselbe Charaktermerkmal der Zeit, dafs die deutsche Dichtung am Ausgang des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts nur vom Grunde der Musikgeschichte aus völlig begriffen werden kann. Um die Poesie endlich aus den Banden der Musik zu befreien, bedurfte es einer gründlich unmusikalischen Person, deren Ohren taub auch gegen die süfsesten Sirenentöne waren. Gottsched war eine solche, und unter seinen Verdiensten um das Gedeihen einer selbstständigen deutschen Poesie ist diese negative Eigenschaft keins der geringsten, dafs er gegen den in der Verbindung von Tonkunst und Dichtkunst liegenden Reiz ganz unempfindlich war.

Bachs und Hunolds Bekanntschaft kann sehr früh stattgefunden haben. Vielleicht traten sie einander schon in Hamburg persönlich nahe, wohin Bach zwischen 1700 und 1703 von Lüneburg aus zuweilen kam. Hunold war in Wandersleben bei Arnstadt geboren, sie waren also Landsleute, die damals in der Fremde noch eifriger trachteten, sich zu finden, als jetzt. 1707 hielt er sich eine Weile in Arnstadt auf[1]) und könnte auch hier Bach noch getroffen haben, der im Sommer des Jahres von dort nach Mühlhausen zog. Der Verkehr konnte dann in Halle fortgesetzt werden, das Bach von Weimar aus mehrere Male besuchte. Doch das sind nur Möglichkeiten. Sicher ist, dafs während der Cöthener Zeit ein lebhafter Verkehr zwischen ihnen bestand. Diese Thatsache ist geeignet, noch zwei Ereignisse aus Bachs Leben schärfer zu beleuchten. Bach war im Herbst 1719 in Halle. Er soll Händel dort haben aufsuchen wollen, der aber an dem Tage vor Bachs Ankunft abgereist, und so gewissermafsen seinem grofsen Zeitgenossen ausgewichen sei. Ich habe schon an anderer Stelle gesagt, dafs Bach die Gewohnheit hatte, im Herbst Kunstreisen zu unternehmen und dafs er bei Gelegenheit einer solchen 1719 durch Halle gekommen sein wird. Wenn er nur Händels Bekanntschaft dort machen wollte, so konnte dies auch zu einer anderen Zeit geschehen, denn Händel hielt sich im Sommer 1719 monatelang in Halle auf.[2]) Jetzt wissen wir, dafs Bach damals etwas besonderes in Halle zu thun hatte: er wollte das Gratulations-Carmen der Cöthener

---

[1]) Geheime Nachrichten S. 103.
[2]) «J. S. Bach» I, S. 621.

Musikcapelle für den 10. December und den Cantatentext für den 1. Januar bei Hunold bestellen. Das zweite Ereignifs ist die Hamburger Reise von 1720. Sie hätte beinahe zur Folge gehabt, dafs Bach als Organist der Jacobi-Kirche in Hamburg geblieben wäre, doch liefs der Kirchenvorstand es zu, dafs ein unbedeutendes Subject, Namens Heitmann, sich die Stelle für 4000 Mark erkaufte. Neumeister, damals Hauptpastor an St. Jacobi, war über den skandalösen Vorgang in heller Entrüstung, und rügte ihn öffentlich von der Kanzel.[1]) Von persönlichen Beziehungen desselben zu Bach war bisher nichts bekannt. Neumeister war aber ein genauer Freund Hunolds, sein Lehrer in der Poetik und Vorbild im madrigalischen Singgedicht.[2]) Es kann nun keinem Zweifel mehr unterliegen, dafs Bach in Hamburg mit Neumeister in persönlichen Verkehr trat, und gerade dieser des Künstlers Berufung auf's eifrigste wünschte und betrieb. Beide Männer gehören in der Kunstgeschichte eng zusammen, für die auch Neumeisters Bedeutung eine grofse ist, denn er erfand die madrigalische Kirchencantate. Von seinen Dichtungen dieser Art hatte Bach schon einige in Musik gesetzt, bevor sie in Hamburg zusammenkamen.

II.

Was in litteraturgeschichtlichen Werken über Christiane Mariane von Ziegler zu lesen ist, geht zumeist auf Meusels unvollständige und theilweise falsche Notizen zurück.[3]) Ich bin in der Lage, etwas mehr über sie sagen zu können und thue es hier zunächst im Interesse der Musikgeschichte, in welcher die Ziegler fortan einen zwar sehr bescheidenen aber gesicherten Platz einnehmen wird. Dafs auch für die Litteraturgeschichte die nachfolgende Darstellung nicht ganz ohne Wichtigkeit sein werde, darf ich hoffen.

Der Vater war Franz Conrad Romanus, geboren 1671, churfürstlicher Appellationsrath, seit 1701 Bürgermeister zu Leipzig. Sie ist Ende Juni (wahrscheinlich den 28.) 1695 in Leipzig geboren. Die Familie war eine der angesehensten und wohlhabendsten der Stadt, der Vater ein hochbegabter, um das Gemeinwesen vielfach verdienter Mann. Unter

---

[1]) A. a. O. S. 630 ff.

[2]) Geheime Nachrichten S. 100 f. — *Menantes, Galante*, Verliebte und Satyrische Gedichte. Hamburg, 1704. Vorrede. — Derselbe, Die Allerneueste Art, zur Reinen und *Galanten Poesie* zu gelangen. Hamburg, 1707. Vorrede.

[3]) Lexicon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller. Band 15. Leipzig, 1816.

dessen reger Theilnahme entwickelten sich früh die geistigen Interessen der Tochter.[1]) Ein gedruckt vorliegendes Gedicht kann sie nicht später als in den ersten Monaten des Jahres 1711 gemacht haben, also mit höchstens 15 Jahren.[2]) Ob es von Anfang an ganz die vorliegende Gestalt hatte, ist allerdings zweifelhaft.

Ein schwer treffender Schlag erschütterte noch während ihrer Kindheit das Glück der Familie. Der Vater wurde plötzlich verhaftet, wegen Staatsverbrechens in Anklagezustand versetzt und 1706 auf den Königstein gebracht. Obgleich das gegen ihn eingeleitete gerichtliche Verfahren nicht zu Ende geführt wurde, ist er doch sein Leben lang Staatsgefangener geblieben. Erst 1746 ist er auf dem Königstein gestorben. Die Frage über seine Schuld bedarf noch der Beantwortung. Was bisher über diesen Gegenstand geschrieben wurde, ist ungenügend und zum Theil offenbar unrichtig. Soviel steht fest, dafs die Leipziger Bürgerschaft ihn nach wie vor hoch verehrte und ihrer Verehrung auch öffentlich unumwundenen Ausdruck gab.[3])

In der ersten Zeit, welche diesem Ereignifs folgte, hielt sich, wie es scheint, die Familie von Leipzig fern. Spätestens im Sommer 1711 verheirathete sich die Tochter mit Heinrich Levin von Könitz und nahm ihren Wohnsitz in der Vaterstadt. Nach wenigen Jahren starb der Gatte; sie kehrte ins elterliche Haus zurück. Am 22. Januar 1715 schlofs sie eine zweite Ehe mit dem Hauptmann Georg Friedrich von Ziegler auf Eckartsleben bei Gräfentonna im Gothaischen. Sie begleitete ihn als er ins Feld zog, wie wir annehmen dürfen in den Schwedenkrieg.[4])

---

1) J. F. Lamprecht, Sammlung der Schriften und Gedichte, welche auf die Poetische Krönung der . . . . Frauen Christianen Marianen von Ziegler . . . . verfertiget worden. Leipzig, 1734. Vorrede.

2) Versuch In Gebundener Schreib-Art. Leipzig, 1728. S. 107 ff.

3) S. Karl Grofse, Geschichte der Stadt Leipzig. Band 2. Leipzig, 1842. S. 349 ff. — Carl August Engelhardt in seiner Biographie Johann Friedrich Böttgers. Leipzig, 1837. Joh. Ambr. Barth. S. 210 f. und 229. Engelhardt, obwohl er nach archivalischen Quellen gearbeitet hat, kennt nicht einmal den richtigen Namen des Mannes. Einen Franz Philipp Romanus hat es in jener Zeit in Leipzig überhaupt nicht gegeben. Ein junger Stiefbruder des Bürgermeisters hiefs Carl Friedrich Romanus. Derselbe ist aber niemals Staatsgefangener gewesen. Wie man im Lande über den Bürgermeister Romanus auch nach seiner Gefangensetzung dachte, geht aus der Vorrede der Lamprecht'schen Sammlung und dem auf S. 82 dieser Sammlung befindlichen Gedichte deutlich hervor.

4) S. Gottlieb Siegmund Corvinus, Reiffere Früchte der Poesie. Leipzig, 1720. S. 257 ff. — In den Pfarr-Registern von Eckartsleben steht hinter der Notiz der den Eheleuten dort am 12. Februar 1716 geborenen Tochter der Anfang eines alten Schwedenliedes («Der Schweden Held Zog übern Belt»). — Ob die Gedichte an «Mariane», welche sich in Corvinus «Proben der Poesie», 1710, S. 170 ff. und 193 f. befinden, auch auf Mariane Romanus gehen, und was daraus etwa zu folgern wäre, mag dahin gestellt bleiben.

Hernach war Eckartsleben ihr Aufenthalt.[1]) Im Laufe des Jahres 1716 mufsten beide diesen Ort verlassen haben, doch läfst sich nicht sagen, wohin sie gezogen sind. Ziegler starb jung, die Kinder beider Ehen (1712 und 1716 geb.) ebenfalls und ziemlich zu gleicher Zeit.[2]) 1722 schon war die Wittwe völlig vereinsamt nach Leipzig zurückgekehrt und hatte wie es scheint von neuem im Hause der Mutter Aufnahme gefunden.[3])

Sie hatte von Jugend auf neben der Poesie auch die Musik geliebt und geübt, doch ohne auf diese Beschäftigungen grofsen Werth zu legen.[4]) In ihrer Vereinsamung fing sie an die Künste mit gröfserem Ernst zu pflegen. Sie begnügte sich nicht mit Clavier und Laute, den damals bei den deutschen Frauen beliebtesten Instrumenten. Nach dem Vorbild der französischen Damen erlernte sie auch die Querflöte, der Zeit bei einer deutschen Frau noch etwas seltenes, wenngleich nicht unerhörtes.[5]) Den öffentlichen Musikzuständen Leipzigs schenkte sie lebhaftes Interesse.[6]) Ihre unabhängige Lebensstellung, ihre Talente und reiche Bildung machten sie bald zu einer Persönlichkeit von Bedeutung für das gesellschaftliche und namentlich auch musikalische Leben Leipzigs. Ihr Haus wurde ein Anziehungspunkt für einheimische und zureisende Musiker. Man beeiferte sich, ihr durch Zusendung neuer Compositionen gefällig zu sein. Gräfe widmete ihr 1737 den ersten Theil seiner Oden mit Melodien. Junge Künstler kamen durch ihre Vermittelung zu Anstellungen.[7]) Sie liebte es, in ihrer Wohnung Musikaufführungen zu veranstalten. Einer solchen Aufführung verdankt

---

1) Sie nimmt Bezug auf diesen Aufenthalt in den «Moralischen und vermischten Send-Schreiben». Leipzig, 1731. S. 405.

2) Send-Schreiben, S. 406. Ein den Tod des Gatten berührendes Gedicht «Vermischete Schriften in gebundener und ungebundener Rede». Göttingen, 1739. S. 222.

3) Versuch in gebundener Schreibart. 1728. S. 87 ff. (Brefsler war am 25. Mai 1722 beerdigt worden).

4) A. a. O. Vorbericht. Dafs sie auch gezeichnet und gemalt habe, erwähnt sie Sendschreiben S. 28.

5) *Menantes*. Die Edle Bemühung müfsiger Stunden. Hamburg, 1702. S. 92.

6) Versuch in gebundener Schreibart. 1728. S. 333:

«Man sagt, dafs *Telemann*, der eine Zeit daher
Mit seinem Noten-Volck in *Hamburg* hat gesessen,
Der Musicorum Haupt allhier geworden wär».

Die cursiv gesetzten Worte habe ich in die offen gelassenen Stellen des Originaldrucks eingefügt. Es kann kein anderer als Telemann gemeint sein, welcher 1722 sich geneigt gezeigt hatte, das Thomas-Cantorat zu übernehmen, dann aber sich zurückzog, sodafs der Platz für Bach frei wurde.

7) Sendschreiben, S. 395.

auch wohl der Text zu einer Gartenmusik seine Entstehung,[1]) welcher uns von der Art solcher Aufführungen im Freien, die eine Eigenthümlichkeit der gesellschaftlichen Musik des vorigen Jahrhunderts waren, ein anziehendes Bild giebt. Die Künste schützen und befördern, war damals in der vornehmen Leipziger Gesellschaft noch etwas fast unbekanntes. Man überliefs das dem Hofe und hohen Adel in Dresden. Soweit nicht der Thomascantor von amtswegen die Musik zu bestellen hatte, lag deren Pflege fast ausschliefslich bei den Musikvereinen der Studenten. Erst in den vierziger Jahren trat hier eine Aenderung ein. Man wollte freilich auch vorher recht gern gute Musik hören, aber es sollte nichts kosten. «Die meisten von denen Zuhörern», schreibt Frau von Ziegler einem Freunde, «bilden sich ein, als schütteten die beschäfftigten Musen-Söhne die Noten bei dem Spielen nur aus dem Ermel; die Belohnung, so sie vor ihre Mühe haben, ist insgemein schlecht, und müssen sie öffters froh seyn, wenn man selbigen vor ihre Mühwaltung einiger Stunden und musicalischer Bedienung ein magres Bein abzuklauben vorsetzet. Wovon sollen also dergleichen Leute leben, da niemand vor selbige einige Vorsorge heget, oder ihnen auf ein und andre Art unter die Armen greiffet. Rathen sie ja keinem musikalischen Geiste sein Brodt hier zu suchen; ein Stipendium zu erhalten hält gleichfals sehr schwer, es seynd hier nicht so viel Patrone als Clienten.[2])»

Wie weit ihre eigene musikalische Bildung ging, läfst sich nicht sagen. Sie selbst spricht darüber stets sehr bescheiden, doch kann man erkennen, dafs sie das Mittelmafs überstieg. Die in den Briefen hier und da vorkommenden Aeufserungen sind nicht ohne Feinsinn und Sachkunde. Ein Musiker schickt ihr neue Compositionen; sie meint, die beiden unter denselben befindlichen Trios seien wohl ursprünglich für Oboe componirt gewesen und nur ihr zu Gefallen für Flöte arrangirt; sie bittet, solches doch künftig zu unterlassen, da «einem Stücke, welches von seinen eigenthümlichen Instrumenten in die Versetzung verfällt, der gröste Theil der Annehmlichkeit benommen werde.» Die Flöte zieht sie wegen ihres seelenvolleren Wesens den mechanischeren Instrumenten Clavier und Laute vor. Was sie über eine Fuge sagt, zeigt, dafs sie von dem Bau eines solchen Tonstücks Kenntnifs hatte, und wenn sie meint, Adagio zu spielen erfordere einen gröfseren Künstler als Allegro, so beweist dies wenigstens eine wirklich musikalische Empfindung.[3]) Lamprecht rühmt den «männlichen» Geist der Frau

1) Versuch in gebundener Schreibart. Andrer Theil. Leipzig, 1729. S. 291 ff.
2) Sendschreiben, S. 394.
3) A. a. O. S. 392 f. und 407.

von Ziegler, insofern nämlich die «nichtswürdigen Kleinigkeiten, womit sich noch so viele von ihrem Geschlecht unterhalten», sie nicht befriedigt hätten. Ihr musikalischer Geschmack scheint dem entsprochen zu haben. Sie hatte eine Vorliebe für die gröfseren und reicheren Musikformen,[1]) und als diejenigen Componisten, auf welche man rathe, wenn eine neue unbekannte Ouverture den Hörer in das gröfste Entzücken versetzt habe, nennt sie Telemann, Bach und Händel.[2]) Sie liebte auch die Opernmusik und bewies hierdurch, dafs sie Gottsched, ihrem Lehrer in der Dichtkunst, gegenüber doch ihre Selbstständigkeit wahrte.[3])

Unter ihren Gedichten ist, wie gesagt, wenigstens eins, das sie mit spätestens 15 Jahren gemacht haben mufs. Andere, die sich in der ersten Sammlung der Gedichte finden, stammen nachweislich aus dem Jahre 1722.[4]) Eifriger wurden ihre litterarischen Beschäftigungen, als Gottsched 1724 nach Leipzig gekommen war. Sie mufs bald mit ihm in Verbindung getreten sein, liefs sich von ihm unterweisen und suchte sich nach seinen Schriften zu bilden.[5]) Lamprecht sagt, sie habe unter verdecktem Namen sich mit Beiträgen an den «Vernünfftigen Tadlerinnen» betheiligt, welche 1725 zu erscheinen anfingen. Die Arbeiten in dieser Zeitschrift sind sämmtlich anonym oder pseudonym gedruckt. Es würde sich also kaum feststellen lassen, welches die Beiträge der Ziegler sind. Die Sache selbst aber hat unzweifelhaft ihre Richtigkeit. Das Motto des Stücks vom 6. December 1726 ist einem Gedichte entnommen, welches die Ziegler zum Geburtstage des Grafen Joachim Friedrich von Flemming, auf den 26. Aug. 1726, verfertigte. Flemming war Gouverneur der Stadt Leipzig und Musikfreund, vielleicht hatte der letztere Umstand den Verkehr zwischen ihnen herbeigeführt. In den «Vernünfftigen Tadlerinnen», deren Titel schon die Berechtigung der Frauen, in litterarischen Dingen mitzureden, andeutet, wird mehrfach für ihr Streben nach gelehrter Bildung nachdrücklich das Wort ergriffen.[6]) Gottscheds Billigung wird es also wohl gewesen sein, welche Frau von Ziegler ermuthigte, 1728 mit einer Sammlung ihrer Gedichte hervorzutreten, und da die Aufnahme beifällig war, 1729 eine zweite Sammlung hinterdrein zu schicken. Sie war gewillt, es hierbei

---

1) «Ouverturen und starck gesetzte Sachen»; Versuch in gebundener Schreibart. 1728. S. 79.

2) Versuch etc. Andrer Theil. 1729. S. 297.

3) Sendschreiben, S. 134. Vermischete Schriften (1739), S. 172.

4) Versuch etc. S. 82 und 330.

5) Vorbericht zum I. Theile des «Versuchs».

6) S. z. B. Band I, S. 401 f.

für immer bewenden zu lassen, doch entschloſs sie sich 1731 noch zur Herausgabe einer Sammlung von Briefen in Prosa, weil es sie reizte, in Nachahmung der französischen Schriftstellerinnen ihren Landsmänninnen mit solchen Veröffentlichungen voran zu gehen. Diese Publication gab den Anstoſs, daſs die Deutsche Gesellschaft in Leipzig, deren Senior damals Gottsched war, sie als Mitglied aufnahm. Die Aufnahme erfolgte noch in demselben Jahre 1731.[1]) Die Antrittsrede, welche sie bei ihrem ersten Erscheinen in der Gesellschaft ablas, hat sie später drucken lassen.[2]) Gottsched, der sie fortdauernd patronisirte, empfahl sie 1733 sogar der Wittenberger philosophischen Facultät für die Laurea poetica.[3]) Wirklich wurde von derselben einstimmig beschlossen, Frau von Ziegler zur kaiserlichen Poetin zu krönen. Das unter dem 17. October 1733 ausgefertigte Diplom wurde ihr von dem Decan der Facultät, Johann Gottlieb Krause, selbst überbracht. Dieser setzte ihr auch in ihrer Wohnung zu Leipzig «im Beyseyn vieler angesehener und gelehrter Männer» eigenhändig den Epheukranz auf.

Daſs das Ereigniſs groſses Aufsehen erregte, beweist die während Jahresfrist entstandene Menge von beglückwünschenden Gedichten und Schriften, welche 1734 von Jacob Friedrich Lamprecht gesammelt herausgegeben wurden. Es sind ihrer nicht weniger als 39, in deutscher, lateinischer, französischer, italiänischer und niederländischer Sprache. Andrerseits wollte auch die Deutsche Gesellschaft aus dem Ereigniſs für sich Capital schlagen und seine Wichtigkeit künstlich erhöhen. Denn ein Mitglied der Gesellschaft, eben jener Lamprecht, ein Schüler Gottscheds, muſste die genannte Publication veranstalten. Natürlich blieben der Spott, die neidischen und miſsgünstigen Urtheile nicht aus. Die Frauenwelt ging hier voran.[4]) Auch die akademische Jugend bemächtigte sich des Falls, um ihren Witz an ihm zu üben, und wurde dermaſsen anzüglich und beleidigend, daſs die akademische Obrigkeit einschreiten zu müssen glaubte.[5]) Vielleicht hängt ein Lied, das die gelehrten Frauen verspottet, 1736 zuerst in Leipzig gedruckt wurde und sich einer langdauernden Beliebtheit erfreute, mit der Krönung

---

[1]) Litzmann, Christian Ludwig Liscow. Hamburg und Leipzig, Leopold Voſs. 1883. S. 86 Anmerk.

[2]) Vermischete Schriften, S. 381 ff.

[3]) Litzmann, a. a. O. S. 85, Anmerk. 2.

[4]) S. Vermischete Schriften, S. 395.

[5]) Acten des Haupt-Staatsarchivs zu Dresden. Locat 5523, Christiane Mariane von Ziegler betr. 1734. Berührt, doch nicht in seinen Zusammenhängen verfolgt, hat diesen Gegenstand Karl von Weber, Archiv für die Sächsische Geschichte. Fünfter Band. Leipzig, Bernhard Tauchnitz 1867. S. 431 f.

der Ziegler zusammen.[1]) Die Betroffene wufste alle Unbilden mit der Gelassenheit einer klugen und vornehmen Frau zu ertragen. Dafs der schnell erworbene Ruhm sie nicht bethörte, beweist schon die Zurückhaltung, die sie in der Folge der litterarischen Oeffentlichkeit gegenüber beobachtete. Der Gesellschaft legte sie zwar pflichtmäfsig zuweilen eine Arbeit vor. Sie erhielt zweimal den Preis der Poesie in derselben, nämlich am 12. Mai 1732 und am 7. October 1734. Letzteres Gedicht zum Geburtstage des König-Churfürsten, der damals in Leipzig weilte, wurde als Festgabe der Gesellschaft sofort gedruckt.[2]) Uebrigens vergafs sie ihren Vorsatz nicht, nach dem zweiten Bande ihrer Gedichte keine Poesie mehr zu veröffentlichen: sie ist demselben zwar ungetreu geworden, aber eigentlich doch nur ein mal. 1739 liefs sie in Göttingen «Vermischete Schriften in gebundener und ungebundener Rede» erscheinen.[3])

Sie hatte in der Deutschen Gesellschaft eine Bekanntschaft gemacht, welche für ihr späteres Leben entscheidend werden sollte. Wolf Balthaser Adolf von Steinwehr, 1704 in Deez bei Soldin geboren, war, nachdem er in Wittenberg die Magisterwürde erlangt hatte, nach Leipzig gekommen und 1732 in die Deutsche Gesellschaft eingetreten. Eine am 7. October 1734 daselbst gehaltene Preisrede wurde mit dem oben erwähnten Preisgedicht der Ziegler zusammen gedruckt. 1738, da Gottsched aus der Gesellschaft ausschied, wurde Steinwehr deren Secretär.[4]) 1739 ging er als aufserordentlicher Professor der Philosophie nach Göttingen. Dafs die «Vermischeten Schriften» der Frau von Ziegler in Göttingen erschienen, wird auf Steinwehr's Vermittelung zurückzuführen sein. Einige Gedichte darin[5]) beziehen sich sicherlich auf ihn. Auch läfst die fünfte Strophe des auf Seite 172 beginnenden Gedichts muthmafsen, dafs sie schon 1739 an eine Verbindung dachten.[6]) 1741 wurde Steinwehr ordentlicher Professor zu Frankfurt a. O. Am 19. September 1741 vermählte er sich mit Frau von Ziegler. Mit dem Gottsched'schen Kreise scheint sie auch aus der Ferne noch in freundschaftlichen Be-

---

[1]) Dies Lied hat eine merkwürdige und lange Geschichte, deren Erzählung einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben mufs.

[2]) Wiederabgedruckt Vermischete Schriften, S. 28. Aufserdem s. daselbst S. 227.

[3]) Wahrscheinlich ist dies nur eine zweite vermehrte Auflage der «Neuen vermischten Schriften in gebundener und ungebundener Rede», welche nach Angabe des Leipziger Mefs-Katalogs 1736 in Leipzig herausgekommen und mir unbekannt geblieben sind.

[4]) Danzel, Gottsched und seine Zeit. S. 102.

[5]) S. 173 und 241.

[6]) Was Mosheim unter dem 3. Mai 1740 an Gottsched schreibt (Danzel, S. 182), wird auf Göttinger Stadtklatsch beruhen.

ziehungen gestanden zu haben. Wenigstens wird im zweiten Bande der «Belustigungen des Verstandes und Witzes» (1742) auf Seite 480 ihr Name noch unter den Gesinnungsgenossen genannt. Als Dichterin und Schriftstellerin aber verstummte sie. Am 1. Mai 1760 ist sie in Frankfurt gestorben.

Die erste Hälfte ihres Lebens war eine Kette von Erfahrungen schwerer und schmerzlicher Art gewesen. Die Befriedigung, welche sie in der Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften fand — auch der Philosophie wandte sie ihr Interesse zu[1]) —, der unerwartet gekommene litterarische Ruhm, die Verehrung, welche ihrer Persönlichkeit gezollt wurde, endlich die letzte Wendung ihres Geschicks haben dann das Gleichgewicht zwischen bösen und guten Tagen wieder hergestellt. Eine angeborene Heiterkeit des Gemüths befähigte sie, auch die Zeiten des Unglücks ungebrochen zu überstehen. Die Schilderung, welche Lamprecht von ihrem Charakter entwirft, erweckt Mifstrauen durch ihre bombastische Haltung, erweist sich aber beim Lesen ihrer Schriften im wesentlichen als richtig. Die Ziegler erscheint als eine verständige, theilnehmende, welterfahrene Frau, nicht ohne geistige Anmuth und frei von Eitelkeit;[2]) Heiterkeit war so sehr eine Grundeigenschaft ihres Temperaments, dafs sie durch diese gelegentlich bis zum Muthwillen getrieben werden konnte. Da ihr Haus einen Mittelpunkt des geistigen Lebens in der höheren Gesellschaft Leipzigs bildete, so kamen allerhand Litteraten und dilettirende Musensöhne über ihre Schwelle, die sich ihrer Gunst versichern und ihren Namen als Empfehlung benutzen wollten. Man vertraute ihr sogar Herzensangelegenheiten an und jedenfalls sehr viel schlechte Verse. Sich über diese mit anderen heimlich lustig zu machen, hielt sie nicht für unerlaubt. Auf einen solchen Fall bezieht sich jedenfalls, was im ersten Band der Gedichte (1728) auf Seite 332 zu lesen ist. Ein anderes Mal hatte eine Indiscretion ähnlicher Art empfindliche Folgen für sie. Ich meine die den Litteraturforschern bekannte Angelegenheit des Professor Philippi aus Halle, welche Liscow zur Herausgabe der «Sottises champêtres» (1733) veranlafste.[3]). Sich gemeinsam mit einem albernen Scribenten dem öffentlichen Gelächter preisgegeben zu sehen, mufste sie mit Recht als eine Beleidigung

---

[1]) Vermischete Schriften, S. 213.

[2]) Eine hübsche Selbstschilderung in den Vermischeten Schriften, S. 293 f.

[3]) Helbig, Christian Ludwig Liscow. Dresden und Leipzig, 1844. S. 18 f. — Litzmann, S. 84 ff.

empfinden, und Liscow selbst bedauerte später die Herausgabe.[1]) Die litterarischen Sitten jener Zeit waren wenig fein. Uebrigens mufsten auch die lächerlichen Lobhudeleien der Freunde der Frau von Ziegler ihr persönlich schaden.[2]) Wer aber den Sachverhalt wirklich kennen lernen wollte, konnte sich leicht überzeugen, dafs die Gottsched'sche Clique sie künstlich in eine litterarische Stellung hineinzubringen suchte, die sie selber gar nicht anstrebte. Gottscheds Frau kann man eine berufsmäfsige Litteratin nennen. Die Ziegler war immer nur die vornehme Dame, welche Kunst und Wissenschaft zwar mit Ernst, aber doch nur zu ihrem Vergnügen trieb. Ihre Anspruchslosigkeit spricht sich gut in den Worten ihrer Antrittsrede aus: «Meine schönste Wissenschaft ist diese, dafs ich wirklich weifs, wie wenig ich meinen Kräften zuzutrauen habe».

In der That kann von poetischem Talent bei ihr nur im bescheidensten Sinne die Rede sein. Anzuerkennen sind die für jene Zeit ungewöhnliche Correctheit, die Klarheit und der gefällige Flufs der Sprache, aber auch dieses gilt für die älteren Gedichte nur mit Einschränkung, in welchen überdies der Ausdruck manchmal ins Geschmacklose und Niedrige fällt. Die Lebhaftigkeit der Phantasie ist gering, die Gedanken sind in der Regel schwunglos und nüchtern, landläufige Phrasen finden reichliche Verwendung. Das Anschaulichste, was sie in gröfserer Form geschrieben hat, ist das Festgedicht zum 7. October 1734; in ihm sind auch die breit ausgeführten einfachen Gegensätze: der Schrecken des Krieges und die Segnungen des Friedens, von guter, man könnte sagen musikalischer Wirkung. Am besten gelingen ihr strophisch gebaute lyrische Lieder gemüthvoller und heiterer Art. In den Vermischten Schriften von 1739 finden sich deren fünfzig. Sie enthalten nicht wenig des anmuthigen und zierlichen, einiges vortreffliche. Es ist ein musikalisches Element in ihnen, und man wundert sich, dafs sie nicht noch häufiger componirt worden sind, als sich bis jetzt wenigstens nachweisen läfst. In den Gräfeschen Oden, deren

---

[1]) Sammlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften. Franckfurt und Leipzig, 1739. S. 37 f. Es ist kein Grund, an der Aufrichtigkeit dieser Erklärung zu zweifeln, ebensowenig an den Versicherungen der Hochachtung für Frau von Ziegler, welche Liscows Bruder, Joachim Friedrich Liscow, Gottsched gegenüber giebt.

[2]) Daher der Spott Hagedorns, der in einem Briefe an Chr. L. Liscow (bei Helbig, a. a. O. S. 48) schreibt: «Madame de Ziegler, qui des âges des Graçes et des Muses, dont elle était la quatrieme et la dixieme il y a quelques lustres, a passé à l'age de Minerve». Hier wird auf zwei Lobgedichte auf die Ziegler angespielt; s. dieselben bei Lamprecht, S. 22 und 37.

erster Theil der Frau von Ziegler gewidmet ist, finden sich zehn Compositionen zu Gedichten von ihr: eine von Philipp Emanuel Bach, eine von Gräfe selbst, zwei von Giovannini, sechs von Hurlebusch. Die Texte sind bis auf einen, welcher in den Gedichten von 1728 steht, den genannten fünfzig Liedern der Vermischten Schriften entnommen, und durchschnittlich besser als die Musik.

In den Vermischten Schriften begegnet man auch einem geistlichen Gedichte (S. 110). Dies ist vielleicht das beste Lied, welches die Ziegler überhaupt geschrieben hat. Ohne irgendwie durch bedeutende Gedanken hervorzuragen, gewinnt es durch echte Gefühlswärme, einfache Frömmigkeit und fast vollendete Form, und wirkt noch jetzt mit voller Frische. In der Litteratur des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts macht man oft die Beobachtung, wie gering begabten Poeten plötzlich die Flügel wachsen, wenn sie sich geistlichen Dingen zuwenden. Es ist, als ob ein anderer Geist in sie führe. Neumeister, ein nüchterner Formalist, hat einige Kirchenlieder gedichtet, die zu den besten gehören, welche die Evangelischen besitzen. Der kraftlose Reimer Henrici fand doch poetische Stimmung in sich zu geistlichen Gesängen, die noch heute nicht ganz aus dem Gebrauch verschwunden sind. Männer, deren weltliche Gedichte wüsten Wesens und unlauterer Elemente voll sind, wie der freilich allseitig hochbegabte Günther, schreiben geistliche Lieder voll reiner Andacht und ergreifender Inbrunst. Hunold vermag sich selbst während seines liederlichen Lebens in Hamburg zu einer ernst gemeinten Passionsdichtung zusammenzunehmen. Am Anfang des 18. Jahrhunderts sind auf geistlichem Boden noch Dichtungen gewachsen, bei denen man von der übrigen herrschenden trostlosen Dürre nichts gewahr wird. Die Lieder Christoph Christian Händels aus Anspach nenne ich hier auch deshalb, weil man sie gänzlich vergessen hat, obschon sie zu den denkwürdigsten Erzeugnissen der Zeit gehören. Händel war Oberhofprediger und Beichtvater des Markgrafen Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Anspach, wurde 1709 seiner Aemter entsetzt, später wegen Beleidigung seines Fürsten zum Tode verurtheilt, zu lebenslänglichem Gefängnifs begnadet und starb 1734 im Kerker zu Wülzburg. Er war überzeugt, dafs ihm schreiendes Unrecht widerfahren sei, scheute sich nicht, dies öffentlich auszusprechen und erregte allerhand Unruhen. Darauf überfielen fürstliche Dragoner sein Haus, um ihn in Gewahrsam zu bringen. Seine Gattin wurde dabei so erschreckt, dafs sie bald hernach starb. Händel war von leidenschaftlicher Natur. So entstanden in Erinnerung an den Tod seiner Frau zwei Lieder, die an hinreifsender Gewalt ihresgleichen

nicht haben in dieser Zeit. Ein Mannesmuth, der im Gefühl seines Rechtes der ganzen Welt Trotz bietet, glühender Zorn über die geheimen Widersacher, denen er erlegen, und Klage über sein verlorenes Weib haben in packender poetischer Sprache einen Ausdruck gefunden, wie er zuvor nur Luther zu Gebote gestanden hat.[1])

Verdorbenheit der Phantasie, eine bedenkliche Gewöhnung an das Schlüpfrige, schlaffe Moral, liebedienerische Feigheit scheinen so sehr die Merkmale der damaligen Litteratur und des gesellschaftlichen Lebens zu sein, dafs man geneigt ist, das warnende Wort vom trügerischen Schein zu vergessen. In Wahrheit ging aber unter dieser mifsfarbigen Oberfläche noch immer eine starke, reine religiöse Unterströmung dahin, welche erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts allgemach zerrinnt. Sobald die Dichter einen geistlichen Ton anschlagen, quillt sie empor und führt ihnen gröfsere Kraft zu. Sie allein war es auch, die den Menschen noch den Muth der freien Meinung einflöfste. Wenn Christian Händel seinen Fürsten, in dessen unbeschränkter Willkür es lag, ihn an Leib und Leben zu strafen, die Worte entgegen schleudert:

> Die Wahrheit Gottes zu besiegen
> Sind alle Fürsten viel zu klein.
> Hier mufst du, Markgraf, unten liegen,
> Sonst könnte Gott nicht Gott mehr sein,

so war solches nur möglich bei einem unerschütterlichen Vertrauen auf die allwaltende Gerechtigkeit, wie es nur lebendige Religiosität verleiht. Die aufserordentliche Bewegung, welche der Pietismus hervorrief, erklärt sich aus demselben Grunde. Die Orthodoxen, welche ihn am heftigsten bekämpften, machen freilich den Eindruck lebloser Härte. Aber es ist unrichtig zu glauben, dafs es in der evangelischen Welt nichts weiter gegeben hätte, als diese zwei Parteien. Es waren, zumal unter den Nichtgeistlichen, noch Leute genug vorhanden, die zu keiner von beiden hielten, und nicht die Schlechtesten befanden sich unter ihnen. In jenem Streite handelte es sich auch gar nicht um Religion, sondern um Dogmatik. Und selbst die wilde Kampflust der Orthodoxie läfst sich schliefslich auf das religiöse Gefühl zurückführen, einen felsenfesten Glaubensgrund unter den Füfsen zu haben.

---

[1]) Man findet diese Lieder wieder abgedruckt in «Zeugnisse treuer Liebe nach dem Tode Tugendhafter Frauen in gebundener deutscher Rede abgestattet von Ihren Ehemännern». Hannover, 1743. S. 98 ff.

Die Begeisterung für die Kunst, welche sich gerade bei ihren Vertretern häufig findet, beweist klar, dafs doch nicht alle so verhärteten Gemüthes waren, wie es scheinen mag. Man mufs diese Zustände im Auge behalten, um eine Erscheinung, wie Bach, die immer noch unbegreifliches genug bietet, in jener Zeit überhaupt nur als möglich zu fassen.

Ein anderes kommt hinzu, um den Abstand zwischen geistlicher und weltlicher Dichtung zu erklären. Die geistliche Dichtung hatte einen Rückhalt an einer entwickelten und im Volke wurzelnden Tonkunst, welcher der weltlichen fehlte. Bei der Erzeugung religiöser Lieder war die musikalische Phantasie mindestens in gleicher Stärke thätig, wie die poetische, und wirkte in langbewährten, dem Volke verständlichen und seine Seele zurückspiegelnden Formen. Es ist zu beachten, dafs die besten geistlichen Gedichte dieser Zeit auf allbekannte Choralmelodien eingerichtet sind. Der Orgelklang kirchlich-künstlerischer Empfindung erfüllte das Innere des schaffenden Dichters und ist an dem Geschöpf haften geblieben. Er fliefst unter und zwischen den Wort- und Gedankenreihen hin, ihnen Wärme und Leben, Charakter und Farbe gebend.

Wie bei den strophischen Dichtungen, so mufs man auch bei den madrigalischen mit diesem Elemente rechnen. Die sogenannten Cantatentexte werden von den Litteraturforschern meist mit äufserster Geringschätzung behandelt. Nur Wilhelm Scheerer macht hier eine Ausnahme,[1]) doch scheint es mir, als ob auch er der Sache noch nicht völlig gerecht würde. Es kann mir nicht beikommen, den Anwalt jener zahllosen Cantatenfabrikanten zu machen, welche, nachdem die Form einmal gefunden war, nichts weiter thaten, als Worte zuhauf zu bringen und in die üblichen Schemata einzutheilen. Aber nicht alle waren dieser Art, und erscheinen selbst bei den besten, bei Neumeister, Salomo Franck, Joh. Jacob Rambach, die Dichtungen an sich betrachtet vielfach gering und inhaltsleer, so ist solche abgetrennte Betrachtung eben nicht zulässig. Sie fordern die Musik als Ergänzung, sind auf sie eingerichtet und gewinnen durch sie das gewollte schöne Leben. Bei Neumeister, der ohne eigene musikalische Bildung und zur Erfindung der madrigalischen Cantate vielleicht nur durch Zufall geführt war, kann man beobachten, wie der Genius der Musik ihn ergriff, nachdem er sich einmal in sein Gebiet gewagt hatte. Der

---

[1]) Geschichte der Deutschen Literatur. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1881. S. 348 ff.

erste, 1700 erschienene Jahrgang seiner Cantaten trifft die Stellen noch nicht, aus denen deutsche musikalische Empfindung am reichlichsten fliefsen konnte. Das madrigalische Wesen im Allgemeinen und die aus Recitativ-Dichtung und fester gefügten Strophen gebildete Form im Besonderen sind auch nicht deutschen, sondern italiänischen Ursprungs, und sollen nicht den Ausdruck gemeinsamer, sondern individueller Gefühle dienen. Die Einführung des Bibelworts und Chorals im dritten Jahrgange zeigt aber, dafs er bald die richtigen Mittel gefunden hatte; hier ist in meist sinnvoller Gruppirung alles bei einander, dessen eine umfassende nationale Tonkunst bedurfte, um ihre Fülle zu entfalten. Dies ist die Form, welche sich Bach aneignete und in welcher er seine unvergänglichen Kirchencantaten schuf.

Unter Bach's Kirchencantaten befinden sich acht, welche mir aus innern und äufsern Gründen als eng zusammengehörig erschienen sind, so dafs ihrer aller Entstehung in eine und dieselbe Zeit zu setzen war.[1]) Nach Textanfang und kirchlicher Bestimmung verzeichnet sind es folgende:

1. Sonntag Jubilate, «Ihr werdet weinen und heulen».
2. Sonntag Cantate, «Es ist euch gut, dafs ich hingehe».
3. Sonntag Rogate, «Bisher habt ihr nichts gebeten in meinem Namen».
4. Himmelfahrtsfest, «Auf Christi Himmelfahrt allein».
5. Sonntag Exaudi, «Sie werden euch in den Bann thun» (A-moll).
6. Erster Pfingsttag, «Wer mich liebet, der wird mein Wort halten» (die gröfsere der beiden Cantaten gleichen Anfangs).
7. Zweiter Pfingsttag, «Also hat Gott die Welt geliebt».
8. Dritter Pfingsttag, «Er rufet seine Schafe mit Namen».[2])

Wie man sieht, beziehen sie sich auf acht Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, welche in ununterbrochener Reihe einander folgen. Was die Dichtungen betrifft, so sei es mir gestattet, eigene Worte zu citiren. «Aus dem tief ausgefahrenen Gleisen madrigalischer Reimerei wendet sich der Dichter häufiger zur Liedstrophe zurück und baut ungewöhnlichere, anmuthige Formen. Das Bibelwort tritt öfter ein als sonst. Die Empfindung ist durchweg tiefer und reiner, als durchschnittlich in den früheren madrigalischen Cantaten, manchmal erhebt

[1]) J. S. Bach, II, S. 830 ff. und S. 550 ff.

[2]) Die Bach-Gesellschaft hat von diesen acht Cantaten bis jetzt sechs veröffentlicht, nämlich No. 1 in Band XXIII als No. 103; No. 2 in Bd. XXIII, No. 108; No. 3 in Bd. XX[1], No. 87; No. 4 in Bd. XXVI, No. 128; No. 6 in Bd. XVIII, No. 74; No. 7 in Bd. XVI, No. 68.

sie sich zu wirklich erbaulicher Kraft. Gern möchte man wissen, ob sich hier ein neuer Textdichter zeigt, oder ob Bach, nachdem er mit dem Durchcomponiren ganzer Kirchenlieder deutlich sein Mifsbehagen an dem, wenn auch verwendbaren, so doch leeren Wortkram Picanders kundgegeben hatte, dessen Talent durch seinen ernsten Geist zu veredeln vermocht hat.»

Es ist nun überflüssig geworden, Vermuthungen aufzustellen. Verfasserin der Gedichte ist Mariane von Ziegler. Im ersten Bande ihres «Versuchs in Gebundener Schreib-Art» (Leipzig, 1728) hat sie dieselben zwischen vermischten und scherzhaften und satirischen Gedichten auf Seite 243—268 veröffentlicht, und zwar genau in der Reihenfolge, wie sie oben verzeichnet sind. Hinter der ersten und zweiten Dichtung steht noch je eine religiöse Betrachtung in Alexandrinern, hinter der siebenten und achten noch je eine geistliche «Aria» von fünf Strophen. Diese Zuthaten hat Bach unberücksichtigt gelassen, und sich nur an die eigentlichen Cantaten-Texte gehalten. Aufser den verzeichneten acht findet sich darin aber auch ein neunter, auf das Trinitatisfest («Es ist ein trotzig und verzagt Ding um aller Menschen Herzen»), mit einer aus vier Alexandrinern bestehenden betrachtenden Zugabe (S. 271 ff.). Auch diesen Text, ausschliefslich der Zugabe, hat Bach componirt. Ich habe die Composition seiner Zeit an die übrigen acht nicht angeschlossen, da mir eine genügende innere und äufsere Berechtigung hierzu nicht vorhanden schien, und die Frage nach ihrer Entstehung halb offen gelassen (Bach II, S. 559). Jetzt möchte ich nicht mehr zweifeln, dafs sie mit jenen auch zeitlich eng zusammengehört, so dafs Bach eine ununterbrochene Reihe von Kirchencantaten von Jubilate bis Trinitatis in einem und demselben Jahre componirt hätte. Mehr als diese neun Kirchentexte finden sich überhaupt in der Gedichtsammlung nicht; es folgen nur noch von Seite 273—282 vier Kammercantaten religiösen Charakters. Bach hat also den gesammten für seine Zwecke verwendbaren Inhalt der Gedichtsammluug rein ausgeschöpft.

Im zweiten Theil des Versuchs «In Gebundener Schreib-Art» (Leipzig 1729) sind der Texte zu Kirchencantaten mehr, nämlich für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahrs, mit Ausnahme derjenigen, die schon im ersten Theile berücksichtigt worden waren. Unter den Texten der uns erhaltenen Kirchencantaten Bachs findet sich aber keiner, der aus ihnen entnommen wäre. Es ist recht wohl möglich, dafs sie ihm nicht zusagten. Sie sind durchschnittlich länger als die des ersten Theils, und er durfte mit seinen Compositionen, die ja

während des Gottesdienstes aufgeführt wurden, ein bestimmtes Zeitmafs nicht überschreiten.[1]) Auch sind die eingestreuten Bibelstellen nicht immer für die Composition bequem geformt. Dagegen könnten noch zwei andere Texte, die Bach componirt hat, die in den beiden Sammlungen aber nicht stehen, von der Ziegler eigens auf Bach's Wunsch gedichtet sein. Ich meine die Cantaten «Ich bin ein guter Hirt» (Misericordias Domini) und «Gott fähret auf mit Jauchzen» (Himmelfahrtsfest).[2]) Sie liebt es, an die Spitze des Gedichts ein biblisches „*Dictum*" zu stellen, und in der Mitte abermals ein *Dictum*, oder auch — im zweiten Theile des «Versuchs» — einen Choral zu bringen. Auf letztere Art ist der Text der Misericordias-Cantate construirt. Der Text der Himmelfahrts-Cantate aber besteht gröfsten Theils aus einem Strophenliede, welches am Schlufs der Strophen wiederholt auf dieselbe Wendung zurückkommt. Derartiges verstand gerade die Ziegler artig zu gestalten,[3]) und auch die Empfindung des Gedichts ist die ihrige. Bevor dieses Gedicht beginnt, finden sich, durch Recitativ und Arie getrennt, wieder die beiden *Dicta*.

Die Frage ist nunmehr, was aus dem Nachweis, dafs Bach die neun gedruckten Cantatentexte der Ziegler componirt hat, für die Entstehungszeit der Compositionen gefolgert werden kann. Ich habe dieselben an einem andern Orte in das Jahr 1735 gesetzt. Die Wahrnehmung, dafs Bach nur die im ersten Bande der Gedichte enthaltenen Texte componirt hat, von den im zweiten Bande vereinigten aber keinen einzigen, könnte zunächst auf den Gedanken führen, Bach habe jene Texte gleich bei ihrem Erscheinen als willkommene Gabe ergriffen, sich mit ihnen aber für allemal an der Poesie der Ziegler genug gethan. Allein eine genauere Untersuchung lehrt, dafs dem nicht so gewesen sein kann. Der erste Band erschien, nach Ausweis des Leipziger Mefskatalogs von 1728, zu Michaelis dieses Jahres. Für 1728 konnten also die Cantaten schon nicht mehr componirt werden. Der zweite Band erschien 1729 wiederum zu Michaelis. Im Vorbericht ist von den Cantatentexten desselben ausführlich die Rede, auch von der Möglichkeit, dafs einer oder der andere einmal componirt werden

---

[1]) Den Vorwurf zu grofser Länge sah die Verfasserin selbst voraus; s. den Vorbericht zum zweiten Theil.

[2]) B.-G. XX[1], No. 85 und X, No. 43.

[3]) Vergl. Vermischete Schriften in gebundener und ungebundener Rede. Göttingen, 1739. S. 173 ff.

könne. Dies geschieht in einer Weise, welche die Annahme, es seien die Texte des ersten Bandes bereits componirt und in den Leipziger Kirchen aufgeführt worden, völlig ausschliefst. Solches hätte unter den herrschenden Umständen nur in ebendemselben Jahre 1729 geschehen sein können, und es ist undenkbar, dafs die Verfasserin es unerwähnt gelassen hätte, zumal wenn Bach der Componist gewesen wäre. Grade dies hätte für sie die mächtigste Anregung sein müssen, neue Cantaten zu dichten, während sie doch nur den Beifall, welchen ihr ein vornehmer Freund (wahrscheinlich der Minister von Manteuffel) nach Lesung der früheren Cantaten gezollt habe, als den Grund angiebt. Somit kann also auch das Jahr 1729 die Entstehungszeit der Compositionen nicht sein, und wäre frühestens das Jahr 1730 als solche anzunehmen. Hier aber treten die an einem andern Orte angeführten Gründe, welche zur Annahme des Jahres 1735 veranlafsten, wieder in volle Gültigkeit. Es dient also der Nachweis der Quelle, welcher die Dichtungen der betreffenden Bach'schen Compositionen entnommen sind, nur zur Bestätigung jener früheren Annahme, indem der gesammte Zeitraum vor 1730 nunmehr auf's bestimmteste aufser Frage gestellt wird.

Die Gestalt, in welcher die Texte gedruckt sind, stimmt mit derjenigen, welche sie in Bach's Compositionen zeigen, nicht immer ganz überein. Manche Abweichungen sind von keiner Bedeutung: Bach wird sich an einigen Stellen verlesen oder verschrieben oder beim Componiren die gelesenen Worte nicht mehr scharf in der Erinnerung gehabt haben.[1]) Andere haben gröfsere Wichtigkeit. Unter ihnen sind vor allem diejenigen zu nennen, welche aus stilistischen Verbesserungen entstanden sind. Sie können von Bach nicht herrühren, der in solchen Dingen nicht allzu wählerisch war, sondern müssen auf die Dichterin zurückgeführt werden. Sie betreffen zunächst unrichtige Constructionen, bildliche Ausdrücke mit unpassenden Zeit- oder Beiwörtern und andere auf schielender Anschauung beruhende Sprachsünden. Bach hätte

---

[1]) Einige Worte sind auch von den Herausgebern nicht richtig entziffert. In der Himmelfahrts-Cantate steht am Schlusse der Bafs-Arie, ehe sie in's Recitativ übergeht (B.-G. XXVI, S. 177) in Bachs Autograph: «Ist er gleich mir genommen»; in der zweiten Arie der Cantate für Jubilate ist zu lesen: «Erholet euch, betrübte Sinnen»; in der zweiten Arie der ersten Pfingstcantate lies statt «Dem Dreieingen» «Den Deinigen» (die gedruckte Gedichtsammlung hat «Seinigen»). Im ersten Recitativ der Jubilate-Musik mufs es heifsen: «das Liebste»; Bachs Autograph hat hier eine Abbreviatur; und in der ersten Arie der ersten Pfingstcantate lese man: «Denn wer dich sucht»; in der handschriftlichen Vorlage ist die Stelle, wo das Wort gestanden hat, weggerissen.

sicher kein Bedenken getragen, den Vers «Weicht ihr Sorgen! Flieht ihr Klagen!» in Musik zu setzen. Der geschulte Stilist mufste sich sagen, dafs die «Klagen» in dem hier herrschenden Sinne nicht «fliehen» können und setzte statt dessen lieber «Weicht ihr Sorgen, Trauer, Klagen!» In der Rogate-Cantate steht einmal gedruckt: «O Wort, das Geist und Herz erschreckt». Gottschedisch pedantisch ist später «Herz» in «Seel» geändert. Die Cantate zum zweiten Pfingsttage enthält jene nach ihrer ersten Veröffentlichung schnell in weitesten Kreisen beliebt gewordene Arie «Mein gläubiges Herze». In der gedruckten Fassung lautet der Text: «Getröstetes Herze, Frohlocke und scherze, Dein Jesus ist da. Weg, Kummer und Plagen, Ich will euch nur sagen: Mein Jesus ist nah.» Ich stelle die componirte Fassung vollständig gegenüber: «Mein gläubiges Herze, Frohlocke, sing, scherze, Dein Jesus ist da. Weg Jammer, weg Klagen, Ich will euch nur sagen: Mein Jesus ist nah.» In der vierten Zeile ist wieder eine falsche Zusammenstellung zweier im Wesen verschiedener Hauptwörter ausgemerzt. Die Aenderung der ersten Zeile bewirkt einen folgerichtigeren Anschlufs an den vorhergehenden Chortext. Die Aenderung der zweiten Zeile erhöht die Lebendigkeit der Anschauung. Verbesserungen in der Art der beiden letzteren kommen noch an vielen Stellen vor. Die zweite Arie der dritten Pfingstcantate hat eine vollständige Umgestaltung erfahren, keine Zeile ist unverändert geblieben, die gesammte Anschauung ist einheitlicher geworden, lebendiger ausgeprägt, der Ausdruck gewählter und durch deutlichere Bezugnahme auf Biblisches erhabener, das Ganze aus einer poetischen Stümperei zu einem recht schönen geistlichen Gedichte gemacht worden. Auch aus diesen Dingen geht hervor, dafs die Dichtungen nicht gleich nach ihrem Erscheinen, also 1729, componirt sein können. Denn die Aenderungen können nicht eher vorgenommen sein, als nachdem die Ziegler von neuem und in schulmäfsiger Weise angefangen hatte, sich mit der Dichtkunst zu beschäftigen. Das geschah erst nach ihrem Eintritt in die Deutsche Gesellschaft und dieser fand am Ende des Jahres 1731 statt.

Aufser der Anwendung strengerer Logik in der Satzverbindung und gröfserer Anschaulichkeit gehört auch die Beseitigung nichtssagender Flickwörter, banaler Phrasen und das Zusammendrängen zu breit gerathener Sätze in die Rubrik der stilistischen Verbesserungen. In den Recitativen wird gesucht, gröfsere Mannigfaltigkeit durch den Wechsel langer und kurzer Zeilen herzustellen. Es werden aber die Recitative auch häufig gekürzt, und hier könnte man schon einen

Wink des Componisten als Motiv vermuthen.[1]) In der Rogate-Cantate ist nach der ersten Arie ein kurzes Recitativ ganz neu eingeschoben. Dadurch wird die Wirkung des nachfolgenden *Dictums* bedeutend erhöht, freilich mehr die poetische, als die rein musikalische, und es mag daher sein, dafs auf diesen Einfall die Dichterin aus sich selbst gerieth. Ebenso wird sie wohl aus eigener Bewegung dazu gekommen sein, dem zweiten Recitativ der Trinitatis-Cantate nachträglich einen Bibelspruch anzuhängen, so dafs nun auch in diesem Texte zwei Bibelsprüche zu finden sind. Sicher aber ist die Mitwirkung des Componisten bei einer Aenderung in der Himmelfahrts-Cantate anzunehmen. Hier findet sich das Seltsame in der Composition, dafs eine Arie in's Recitativ verläuft und mit diesem der Gesang endet, während die Instrumente durch Wiederholung des Arien-Ritornells wenigstens für eine nothdürftige Abrundung der Form sorgen. Der gedruckte Text gab zu dieser Seltsamkeit keine Veranlassung: hier schliefst die Arie in sich ab, und das folgende Recitativ beginnt mit einem neuen Gedankengange. Die ungeschickte Ausdrucksweise der letzten Zeilen der Arie sollte später verbessert werden. Nun aber gerieth die Dichterin, beliebtermafsen einem Bibelspruch folgend, in einen Gedankengang, der die Trennung zwischen Arie und Recitativ aufhob und unmittelbar aus jener in dieses hinüberleitet. Nach der bei Cantatendichtungen jener Zeit gültigen Technik ist dies überhaupt gar keine zulässige Form, und die Ziegler mufs das selbst recht wohl gewufst haben. Es ist also nicht denkbar, dafs sie sich nicht mit dem Componisten zuvor darüber beredet haben sollte, ob diese Anomalie musikalisch möglich sei.

Ueberhaupt aber würde eine zum Zwecke der Composition vorgenommene Umarbeitung gedruckt vorliegender Gedichte einen lebhaften Verkehr und Gedankenaustausch zwischen einer so musikalischen Dichterin und dem Componisten als geboten erscheinen lassen, wenn sich ein solcher unter den gegebenen Umständen nicht ohnehin von selbst verstände. Wenn oben eine Aeufserung der Frau von Ziegler über die geringe Werthschätzung der Musiker innerhalb der

---

[1]) Im Recitativ der Cantate zum 2. Pfingsttage ist in Folge einer solchen Kürzung ein ganz unverständlicher Satz in die Composition hineingerathen, nämlich: «Was mich getrost und freudig macht, Dafs mich mein Jesus nicht vergessen.» Die Vergleichung mit der älteren Fassung ergiebt, dafs es heifsen mufs: «Was mich getrost und freudig macht, Ist, dafs mich Jesus nicht vergessen.» — Einmal, im zweiten Recitativ der Himmelfahrtsmusik, findet sich auch eine Verlängerung von zwei Zeilen. Sie geschah offenbar, um den in der folgenden Arie eintretenden Gedanken besser zu vermitteln.

Leipziger Gesellschaft mit ihren eigenen Worten angeführt wurde, so geschah es, weil sie genau mit dem übereinstimmt, was wir von Bachs Erfahrungen in Leipzig, zum Theil durch dessen eigene Worte, wissen. Da die Ziegler wohl die einzige war, welche ihrer Zeit in Leipzig ein musikalisches Haus machte, so darf als sicher angenommen werden, dafs Bach ihre Bekanntschaft bald nach seiner Uebersiedlung dorthin gemacht hat. Sicherlich hat er sich schon in den zwanziger Jahren an ihren häuslichen Concerten betheiligt. Es wird nicht ohne Beziehung sein, dafs in der poetischen Schilderung einer Gartenmusik, welche sich im zweiten Bande der Gedichte findet, nach Anhörung einer Ouverture sein Name ausdrücklich genannt wird. Mit Gottsched war Bach im Herbst 1727 in persönliche Berührung gekommen, als jener für die Trauerfeierlichkeit zu Ehren der verstorbenen Königin Christiane Eberhardine eine Ode gedichtet hatte, welche Bach componirte. Um 1736 bestimmte Bach auf Gottscheds Ansuchen zum Musiklehrer der Frau desselben seinen Lieblingsschüler Krebs. Der Gottschedianer Birnbaum, ein Mitglied der Deutschen Rednergesellschaft, war sein ergebener Freund, T. L. Pitschel sein Bewunderer.[1]) Aus all diesem ergiebt sich, dafs Bach zu dem Gottsched'schen Kreise, dem gewissermafsen ja auch Frau von Ziegler angehörte, mancherlei Beziehungen unterhielt, und die Vermuthung ist begründet, dafs er eben durch die Ziegler in ihn hineinkam. Wir wissen auch, dafs er mit einem Mitgliede der Familie Romanus freundschaftlichen Verkehr pflog.[2]) Dafs er die Cantatendichtungen der Ziegler componirte, mufs indessen noch eine besondere Veranlassung gehabt haben. Es ist nicht anzunehmen, dafs dieselben bei ihrer Veröffentlichung seinem Blick entgangen wären. Hätte er sich nur durch ihren inneren Werth bewogen gefunden, sie in Musik zu setzen, so hätte er wohl nicht so lange damit gewartet. Welches aber die Veranlassung gewesen sein mag, liegt einstweilen ganz im Dunkeln. Immerhin ist soviel ersichtlich, dafs er mit besonderem Interesse an die Arbeit gegangen ist. Es ergiebt sich schon daraus, dafs er sämmtliche Dichtungen der Sammlung von 1728 in einem und demselben Jahre, also unmittelbar hintereinander, in

---

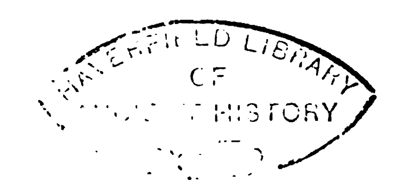
1) Zu Gottscheds Anhängern gehörte auch J. A. Scheibe. Es geriethen also um Bachs willen zwei Gottschedianer in Streit. Der Meister der Schule bemühte sich, wie er zu thun pflegte, es mit keinem von beiden zu verderben. Scheibe's Critischer Musikus wird in den Beyträgen zur critischen Historie etc. Bd. VI, S. 453 ff. sehr wohlwollend recensirt, doch wird es zugleich abgelehnt, auf den Gegenstand des Birnbaum-Scheibeschen Streites einzugehen.

2) Bach II, S. 955, Z. 1 und 2.

Musik gesetzt hat. Es ergiebt sich aber eben so sehr aus dem Werth der Compositionen selbst, die fast alle als Meisterwerke höchsten Ranges bezeichnet werden dürfen.

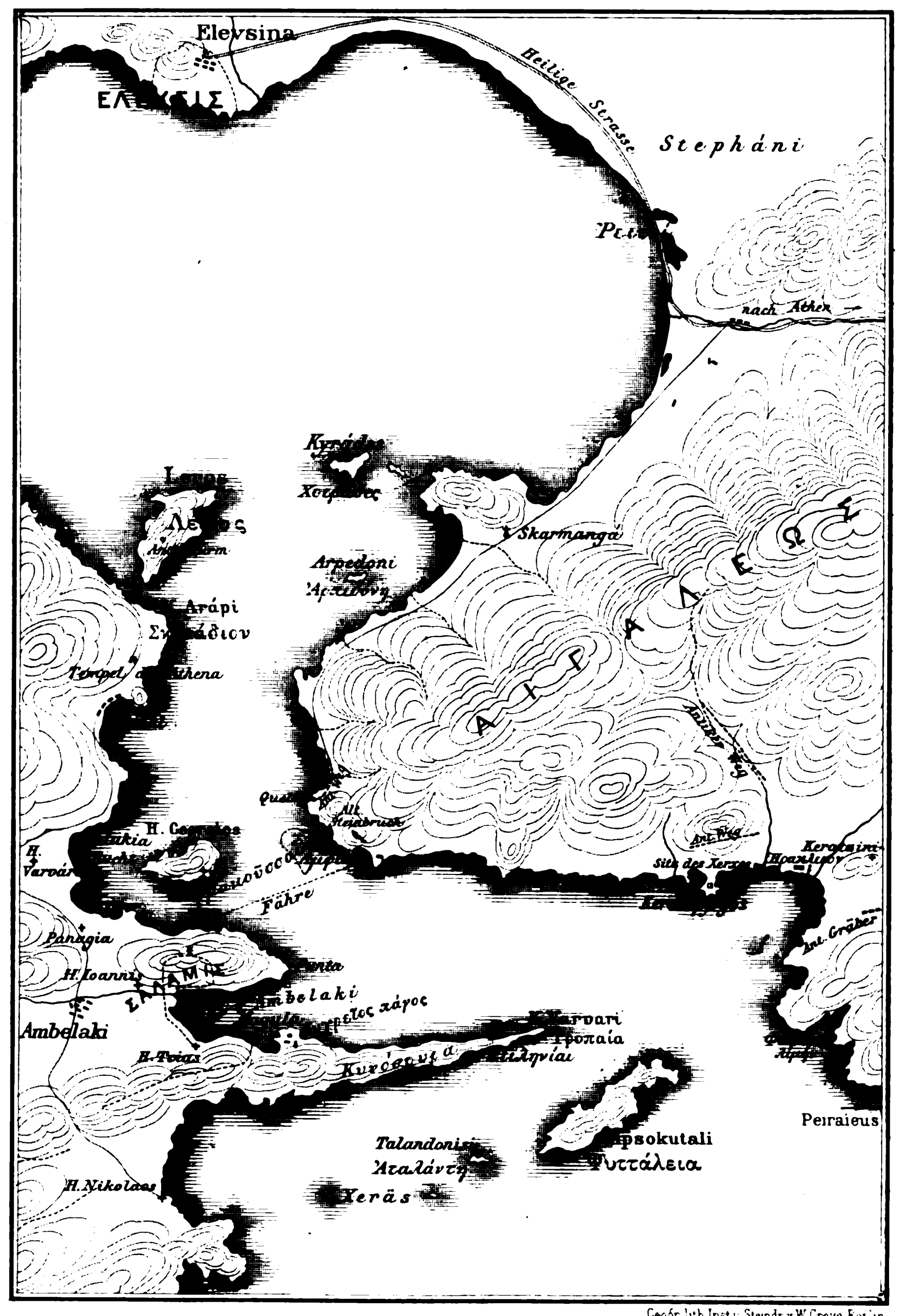
Der kleine Lorbeer der Dichterin ist längst verwelkt, trotz aller Lobpreisungen dienstbeflissener Freunde. Um ihres selbständigen Kunstwerthes willen würde Niemand mehr die Poesien und Schriften Marianens von Ziegler in die Hand nehmen, und die Vergessenheit wäre verdient, in die sie zurückgesunken ist. Aber indem Bach sich durch sie zu einer Reihe seiner herrlichsten Schöpfungen anregen liefs, hat er ihr gestattet, an seiner Unsterblichkeit Theil zu nehmen.

Druck von J. Kerskes in Berlin C., Niederwallstr. 22.

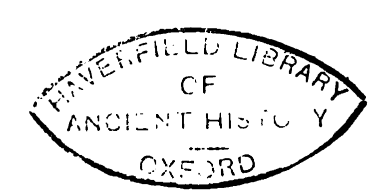


DIE MEERENGE VON SALAMIS

nach der Seekarte von GRAVES 1838.



Geogr. lith. Inst. u. Steindr. v. W. Greve Berlin.


HAVERFIELD LIBRARY
OF
ANCIENT HISTORY
OXFORD



1.

(Lateran.)



2.



(Berlin.)



2a

(Bagarris-Spon.)



2b

(Ferrari.)

1 { *1,08 hoch.* / *0,98 breit.*

2 { *1,17 hoch.* / *0,91 — 0,89 breit*

Lichtdruck v. A. Frisch, Berlin W.

